Aphorismen

gegen

Renan's Leben Jesu

von

Albert Wiesinger.

Wien, 1864.

Verlag von Mayer & Compagnie,
Singerstraße, deutsches Haus Nr. 7.

Aphorismen

gegen

Renan's Leben Jesu

von

Albert Wiesinger.

Wien, 1864.
Verlag von Mayer & Compagnie,
Singerstraße, deutsches Haus Nr. 7.

Vorwort.

„Es gibt Vorreden, die besser sind als die Bücher," sagt Dumas im dritten Theile seines Romans: „Gott lenkt". — Diese Entdeckung habe ich selbst schon gemacht, aber ich war so unbescheiden, noch weiter zu sehen, als der bekannte Romanenfabrikant und Leibjournalist des Herrn Giuseppe Garibaldi, indem ich sogar die Ursache dieser Erscheinung entdeckte, die keine andere ist, als die: daß die Vorreden immer kürzer sind als die Bücher. Würde man einmal dieses Verhältniß umkehren, so dürften sodann die Bücher besser werden als die Vorreden.

Da also die Vorreden schon diesen Einen Vorzug haben, und da sie außerdem zum alten Hausgebrauche gehören, so mögen auch diesem Buche einige einleitende Worte vorangeschickt werden.

Ein Theil desselben stand bereits in Form von Artikeln in den Nummern der „Wiener Kirchenzeitung" vom 9. April bis zum 28. Mai d. J. Das war jedenfalls eine Sünde, d. h. — um mich genauer aus-

zudrücken — nicht den Umstand, daß diese Artikel überhaupt in dem genannten Blatte standen, halte ich für eine Sünde, — vor diesem Gedanken möge mich der Himmel bewahren! — sondern daß sie so spät erschienen, das scheint mir mein Verbrechen zu sein. Allein Herrn Renan erging es mit seinem „Leben Jesu" wie jenem Hasen, der darum nicht erschossen wurde, weil zwölf Jäger vor ihm standen. Die Sache kam so: Jeder wollte aus Höflichkeit dem Andern die Ehre des Schusses lassen, und so machte der Hase sein Compliment und ging seines Weges.

Schon am 12. August des vorigen Jahres drohte ich in einem Artikel der „Wiener Kirchenzeitung" unter der Aufschrift: „Das Leben Jesu von Renan", mit einem scharfen Schusse gegen den akademischen Hasen, aber ich dachte, man müsse immer höflich sein, und die bessern Schützen zuerst schießen lassen. Und so komme ich jetzt, gerade zehn Monate nach meiner ersten Drohung. Das ist gewiß nicht voreilig. Aber ich bin dabei so unbescheiden, mich auf die alte Erfahrung zu berufen, daß nicht alle Leute, die spät kommen, mit scheelen Blicken angesehen werden. — Zudem schoß ich nur dorthin, wohin meine Vorgänger nicht trafen, und das ist immerhin auch etwas.

Wien, am 1. Juni 1864.

Der Verfasser.

I.

Renan und seine Gegner.

Lichtenberg hat unter seinen „Psychologischen Bemerkungen" *) auch eine kurze Abhandlung über den Schlaf, welche mit den Worten beginnt: „Warum kann man sich den Schlaf nicht abgewöhnen?" Diese Frage des alten Professors ist offenbar eine so müßige, als die, welche er unmittelbar darauf also folgen läßt: „Warum schläft der Mensch?" — Der alte Professor will in dieser seiner kurzen Abhandlung an die gesammte Menschheit die Forderung stellen, über den Schlaf nachzudenken, und über das Wesen desselben Betrachtungen anzustellen. — Es ist doch sonderbar, was die gelehrten Herren bisweilen für Grillen haben und noch sonderbarer, daß sie einem gewöhnlichen Menschenkinde überdieß noch zumuthen, diese ihre Grillen als wichtige und untersuchenswerthe Naturerscheinungen anzusehen. Wer in aller Welt wird denn für sich erst eine tiefsinnige Untersuchung darüber anstellen, ob er sich den Schlaf abgewöhnen könne?

Der liebe Herr Gutzkow läßt in seinem lieben Romane: „Die Ritter vom Geiste" seinen Schlurck zu Drommeldey sagen: „Das Altwerden ist eine dumme Angewöhnung! Nichts Anders!" **) — Diese Behauptung ist wohl etwas altersschwach, so wie im Allgemeinen die Romane des Herrn Gutzkow selber, denn was man sich nicht abgewöhnen kann, das kann man sich auch nicht angewöhnen; und kehren wir jetzt als strenge Logiker diesen Satz um, wie es die Escamoteure mit den verzauberten Filzhüten zu machen pflegen, so müssen wir sagen: „Was man sich nicht

*) Sämmtliche Werke, Wien 1844. 9 Bd. S. 74.

**) 3. Aufl. Leipzig 1854. 3. Bd. S. 144.

angewöhnen kann, das kann man sich auch nicht abgewöhnen." Da haben wir nun mittelst einer einfachen Manipulation die Antwort auf die Frage des alten Physikprofessors von Göttingen: Man kann sich den Schlaf nicht abgewöhnen, weil man sich denselben auch nicht angewöhnt hat, und der Mensch schläft, weil er überhaupt schlafen muß.

Nach dieser tiefgelehrten Untersuchung erlaube ich mir nun der gesammten Welt über meine Persönlichkeit die tröstliche Versicherung zu geben, daß auch ich sehr gut schlafe, ohne mich jemals in eine subtile Untersuchung darüber vertieft zu haben, ob ich mir das Schlafen abgewöhnen könne oder nicht, und aus diesem für die Welt jedenfalls wichtigen Umstande ist zu ersehen, daß mich sogar — um endlich an mein eigentliches Thema zu kommen — die literarischen Lorbeeren, welche sich andere Leute verdienen, ohneweiters schlafen lassen.

Diese meine Indolenz aber erstreckt sich sogar auf Renan und seine Gegner, davon ich unter den Landsleuten des französischen Akademikers die zwei: Lasserre und Freppel*), ferner den Holländer van Osterzee und unter den deutschen Protestanten den Einen: Cassel, unter den Katholiken aber die beiden: Michelis und Haneberg, endlich unter den Wienern den einzigen Brunner nenne. Jeder von diesen hat seine eigene Weise, weil es schon eine alte Wahrheit ist, daß jeder Vogel singt, wie ihm eben der Schnabel wuchs, obzwar ich den bescheidenen Zweifel hege, der Schnabel sei nicht das Wesentliche und Entscheidende für den Gesang des Vogels, denn wenn etwa der Schnabel und seine Länge der Maßstab des Gesanges wäre, so müßten wohl die Störche und die Löffelenten die besten Sänger unter dem Federviehe sein. Gewiß aber ist es, daß jeder Vogel in der Weise singt, wie Gott seine Gattung erschuf, und

*) Die Schrift des Bischofs Parisis von Arras, welche in einer etwas mißlungenen Uebersetzung zu Prag unter dem Titel: „Jesus Christus ist Gott" erschien, ist wohl von geringerem Werthe und auch direct gar nicht gegen Renan gerichtet.

Jene, die gar nicht singen, die schweigen eben, wie Gott sie geschaffen hat.

Unter uns Menschen ist die Sache freilich eine andere, denn Viele singen da einen ganz anderen Gesang, als sie eigentlich singen sollten, während wieder Andere singen, die wohl schweigen, und wieder Andere schweigen, die eigentlich singen sollten.

Was nun die eben genannten Gegner Renan's betrifft, so that Jeder von ihnen sehr gut daran, in seiner ihm eigenen Weise seinen Mann anzufassen, wie es in Wirklichkeit auch Jeder that. Lasserre begegnet seinem Manne mit einer mehr satyrischen Geißel, indem er aus dessen früheren Schriften seinen Atheismus nachweist und hieraus mittelst Consequenzen die Geißel flicht, welche er jetzt gegen den Widersacher der Gottheit Christi schwingt. Er theilt seine kurze und bündige Widerlegung*) in 10 kurze Abschnitte, die sich, kurz zusammengefaßt, so aneinanderreihen:

Die beiden ersten Abschnitte fassen psychologisch den Verfasser des „Leben Jesu" selber auf, der 3. zeigt logisch, wie derselbe zu dem Versuche gedrängt wurde, das Göttliche von der Person Christi wegzustreifen, der 4. zeigt Renan als Feind des h. Evangelisten Johannes, während der 5. seine Freundschaft für Judas den Verräther beleuchtet, der 6. schildert in wenigen Zeilen Renan selbst als den zweiten Judas, der 7. weiset hin auf seine Sophisterei den Wundern gegenüber, der 8. beweist ihm seine Perfidie in seinen Citaten aus den Evangelien, der 9. stellt Herrn Renan dar in seiner Verlegenheit, Jesus als einen Betrüger gezeichnet zu haben, und der 10. Abschnitt enthält einen kurzen und schlagenden Schluß.

Freppel ist in seiner Gegenschrift ganz und gar der Professor der Sorbonne, welcher seiner mehr eingehenden Widerlegung eine systematische Form gibt**). — Diese Schrift ist in 7 Capitel

*) Eine freie Uebersetzung erschien von . . C. unter dem Titel: „Das Evangelium nach Renan von Henri Lasserre." München 1864.

**) Eine Uebersetzung dieses, vielleicht gründlichsten unter allen Gegnern Renan's erschien unter dem Titel: „Kritische Beleuchtung der Ernst Renan'schen Schrift von Abbé Freppel, übersetzt von C. A. Kallmus." Wien 1864.

getheilt, davon das 1. „allgemeine Betrachtungen“ enthält über Renan im Vergleiche zu Strauß, nebst allgemeinen Bemerkungen über die Quellen Renan's die er benützte, und über das Romanhafte seines Buches. Im 2. und 3. Capitel widerlegt Freppel die im „Leben Jesu“ zerstreut vorkommenden Angriffe gegen die Authenticität der 4 Evangelien; — das 4. Capitel behandelt die Wunderdarstellung Renan's — das 5. Capitel richtet sich gegen jene Darstellungen Renan's über die Person Christi, welche ihn als einen Betrüger, als einen Schwärmer, Enthusiasten und Demokraten wollten erscheinen lassen; — die Capitel 6 und 7 handeln vom Christenthume und der Kirche, zwei Capitel, in welchen Freppel, — namentlich dort, wo er gegen Renan das Ansehen der h. Schrift vertheidiget, — eine nicht gewöhnliche Belesenheit, selbst in den neueren deutschen protestantisch-theologischen Schriften zeigt. Diese beiden, so wie das 2. und 3. Capitel sind jedenfalls die besten Theile dieser Schrift.

Die Schrift von Osterzee soll offenbar, wie schon der Titel sagt *), keine eigentlich gründliche Widerlegung Renan's sein, denn Osterzee, welcher früher Prediger zu Rotterdam war und neuestens als Professor der Theologie nach Utrecht versetzt wurde, zeigte wohl durch sein bekanntes Buch: „Das Bild Christi nach der Schrift“, daß ihm gegen den Franzosen schärfere Waffen zu Gebote stehen, als er in Wirklichkeit gegen ihn gebrauchte. Seine Schrift gegen Renan theilte er in 3 Abschnitte, davon der 1. einen kurzen Auszug des ganzen „Leben Jesu“ bildet, der 2. zeigt die Seichtheit dieses Buches vom theologischen Standpunkte, wobei namentlich der „Biograph“ Renan scharf mitgenommen wird, — vielleicht der beste Theil der ganzen Schrift; — der 3. Theil endlich folgert die Consequenzen dieses Buches für unseren religiösen Glauben.

Cassel theilt seine Schrift **), die er nach einem in der

*) Geschichte oder Roman? Das „Leben Jesu“ von E. Renan vorläufig beleuchtet von J. J. van Osterzee; aus dem Holländischen von Meyeringh. Hamburg 1864.

**) „Ueber Renan's Leben Jesu.“ Ein Bericht von Paulus Cassel. Berlin 1864.

Gnadauer Pastoral-Conferenz gehaltenen Vortrage abfaßte, in 5 Abschnitte, davon die ersten zwei nebst einigen allgemeinen Bemerkungen einen kleinen Auszug dieses „großen Feuilletons auf den Grundsätzen von 1789" — wie Cassel dieses „Leben Jesu" nennt — enthalten, der 3. Abschnitt weiset ihm seine falschen und erborgten Citate im Allgemeinen nach, und der 4., zugleich der schlagendste, handelt über die Citate aus dem Talmud, den Renan, wie hier classisch bewiesen wird, gar nicht kennt. Der Schluß endlich enthält einige kleine biographische Notizen über Renan selbst.

Michelis, der hie und da vielleicht mit etwas zu schneidiger Satyre seinen Gegner trifft, scheint seine Widerlegung *) etwas flüchtig geschrieben zu haben, wie er sie wohl gleich auf der 2. Seite selbst „das Werk weniger Tage" nennt. Damit soll übrigens nicht gesagt sein, daß in dieser Schrift der bekannte Michelis nicht wieder zu finden wäre, sondern, daß bei etwas mehr Ruhe und Muße derselbe bekannte Michelis etwas deutlicher zu erkennen gewesen wäre. Michelis theilt seine Schrift in sechs Abschnitte, welche — um sie gleichfalls kurz zusammen zu fassen — so abgetheilt sind:

Der 1. Abschnitt zeigt, wie Renan mit sich selbst in Widerspruch gerieth, da er dem historischen Standpunkte der Untersuchung den scheinbar wissenschaftlichen unterschiebt. Hier, wo Michelis nachweist, daß Renan's Kritik keine historische sei, sondern eine vermeintlich naturhistorische, befindet er sich offenbar in seinem Elemente, und die Kritik, welche er von diesem Standpunkte aus gegen die Wunderdarstellung Renan's unternimmt, ist für diesen eine gründlich vernichtende. Der 2. Abschnitt, an den Michelis schon „mit leichterem Sinne" gleich wie „zu einem heiteren Geschäfte" geht, zeigt, daß auch die historische Kritik Renan's leere Spiegelfechterei sei, weßhalb, wie der 3. Abschnitt sagt, das „Leben Jesu" nur als ein gewöhnlicher Roman zu betrachten ist; der 4. schildert Renan's

*) „Renan's Roman vom Leben Jesu." — „Eine deutsche Antwort auf eine französische Blasphemie von Dr. F. Michelis. Münster 1864.

Legende im Verhältniß zu dem Mythus von David Strauß; der 5. beleuchtet den „scheinbar welthistorischen Hintergrund" dieses Romanes und namentlich die Parallelen, welche Renan zwischen Christus und Socrates, zwischen den Pharisäern und Sophisten, endlich zwischen den Synoptikern und dem Johannis-Evangelium und andererseits dem Xenophon und Plato macht, indem Michelis beifügt: „hinter dieser materialistischen Erklärung der Weltgeschichte gähne der grauenvolle Abgrund einer sittlich, einer gesellschaftlich vermodernden Menschheit" (S. 48). Und aus diesem Gedanken zieht endlich der letzte Abschnitt die Consequenzen für die Beziehungen des Renan'schen Buches zur Gegenwart.

Haneberg behandelt durchaus seinen Gegner sanfter als Michelis, indessen theilt diese Gegenschrift*) mit der vorhergehenden das Geschick einer etwas flüchtigen Darstellung, auf die der Verfasser wohl ebenfalls in seiner Vorrede aufmerksam macht. Indessen gilt auch hier, wie bei Michelis die Wahrheit, daß Haneberg's Geist aus dieser kleinen Schrift leuchtet, und auch hier gilt die weitere Consequenz, daß bei besserer Muße, dieser Geist wohl besser geleuchtet hätte.

Haneberg theilt seine Schrift in sieben Abschnitte, die gleichfalls in nuce zusammengestellt hier folgen mögen.

Der 1. Abschnitt liefert auf wenigen Seiten den wesentlichen Inhalt des Renan'schen Buches; — der 2. behandelt die wissenschaftlichen Grundlagen desselben, namentlich die jüdischen und classischen Nachweise aus der Zeit Jesu, die außer dem Kreise der Evangelien liegen, Renan's archäologische Kenntnisse, ferner dessen philologische und geographische Wissenschaft; — der 3. und 4., die beiden weitläufigsten Abschnitte, nehmen die Authenticität der Evangelien gegen Renan in Schutz, und an diesen beiden Abschnitten kennt man den Fachmann, der da eben so in seinem Elemente ist, wie Michelis im 1. Abschnitte seiner Schrift. — Der 5. Abschnitt, der sich würdig an die

*) E. Renan's Leben Jesu, beleuchtet von Dr. Daniel Bonifazius Haneberg. Regensburg 1864.

beiden früheren reiht, behandelt die Wunder in einer ganz von Michelis verschiedenen Weise, endlich der 6. und 7. Abschnitt behandeln als Schluß noch die logischen Consequenzen, die in Renan's Buche liegen, seine falsche Religion der Zukunft, und im Gegensatze dazu die wahre Religion der Zukunft.

Sollte ich zwischen diesen Beiden: Michelis und Haneberg wählen, so würde ich unbedingt nach dem Letzteren greifen, dem ich von dem Ersteren nur ein wenig, aber auch nur ein wenig mehr Salz wünschen möchte.

Nun komme ich schließlich zu Brunner, dem einzigen Wiener, der es mit Renan aufzunehmen suchte. Der Theolog, der Satyriker und der alte Journalist haben sich da brüderlich in diesem Buche zusammengethan. *)

Brunner theilt sein Buch in eine Einleitung und drei größere Abschnitte. Die Einleitung, mit der Ueberschrift: „Zur Psychologie Renan's" stellt in schlagender Weise dar, daß Renan mit seinem „Leben Jesu", statt vor dem allmächtigen Gotte, lieber vor der ohnmächtigen Welt sein: mea culpa, über seine Flucht aus dem geistlichen Gewande sagen wollte. Der 1. Theil behandelt sodann Renan's atheistisches Princip, indem Brunner nach Lasserre's Weise aus den früheren Schriften des französischen Akademikers dessen Atheismus nachweist. Interessant ist in diesem Theile die beißig-satyrische Weise, womit Brunner die Wunderanschauung Renan's in ihrer Hohlheit und Lächerlichkeit darstellt. Der 2. Theil schildert — ausfühlicher als Lasserre — die Methode Renan's durch Hinweisungen auf Stellen der h. Schrift, die er wohlweislich nicht wörtlich anführt, um seine Leser zu dupiren. Auch in diesem Theil bricht wieder Brunner's vernichtende Satyre mit aller Gewalt gegen den französischen Akademiker los, besonders dort, wo Brunner den Haß Renan's gegen den Apostel Johannes und dessen Zärtlichkeit gegen Judas in sehr gelungener Weise zeichnet. — Der 3. Theil endlich, der nicht mehr zu der eigentlichen Widerlegung gehört,

*) Der Atheist Renan und sein Evangelium von Dr, Sebastian Brunner. Regensburg 1864.

schildert die Consequenzen, die sich für die religiös-politische Weltstellung aus diesem Buche des „entsprungenen Seminaristen" ergeben, welcher Theil an Brunner den alten Journalisten eben so zeigt, wie der 2. Theil den geschulten Theologen in den Vordergrund treten läßt.

Das sind die Gegner Renan's die ich hier nur in Kürze erwähnt haben will.

Diese gedrängte Darstellung soll übrigens nicht etwa als ein gelehrter Philosophenmantel gelten, den ich um meine Schultern hängen will, wie der heil. Hieronymus die Philosophen seiner Zeit schildert, denn es könnte mir auch am Ende nach den treffenden Worten dieses Heiligen ergehen, welcher meinte, daß an diesen Philosophen eben nichts, als ihr Mantel philosophisch sei. Also, wie gesagt, nicht zur Documentirung meiner Gelehrsamkeit soll diese gedrängte Schilderung der Gegner Renan's hier stehen, denn eine solche Gelehrsamkeit wäre zu leicht verdient, als daß sie Veranlassung zum Stolze werden könnte, und es kann sich ja dieselbe sehr leicht Jedermann verschaffen, der sich etwa fünf oder sechs Tage Zeit nehmen wollte, so lange man ungefähr brauchen würde, um Renan und seine Gegner insgesammt durchzulesen. Eine schnell erworbene Weisheit, die man vollkommen in längstens sechs Tagen haben kann!

Aber die obige Skizzirung der Gegenschriften zu Renan's „Leben Jesu" soll eben nur als Beleg des zuvor wiederholten alten Spruches dienen, daß jeder Vogel singe, wie ihm der Schnabel wuchs, oder vielmehr, wie es ihm Gott gegeben hat. Jeder von den Genannten faßt seinen Gegner von einer andern Seite, obwohl sich hie und da, wie leicht begreiflich, einige Aehnlichkeiten, wie z. B. zwischen Lasserre und Brunner, oder zwischen Freppel und Haneberg ergeben. Aber nach einer bekannten Erfahrung hat jeder Mensch seine schwache, und jeder Schriftsteller seine starke Seite, obwohl es auch Menschen gibt, die vier schwache, und Schriftsteller, welche zwei starke Seiten haben. Könnte man bisweilen aus vier Schriftstellern Einen, und aus fünf Menschen einen halben machen, so

gäbe das vortreffliche Leute für die Welt, womit man aus zwei Gründen verhindern würde, daß nicht beständig Einer dem Andern in die Quere und unter die Füße käme, und zwar erstens: weil sie Alle Raum genug hätten, sich zu bewegen, und zweitens: weil sie Alle so klug wären, sich gegenseitig bei Zeiten aus dem Wege zu gehen. Bezüglich der schwachen Seiten läßt sich nun leider kein Ausgleich treffen, denn vermöge eines psychologischen Räthsels sind gerade diese die Lieblingsseiten der Menschen, auf welche Keiner, behufs einer Ausgleichung, leicht verzichten würde; aber mit den starken Seiten der Schriftsteller ist es ein Anderes, und namentlich dann, wenn Mehrere über dieselbe Sache schreiben: man braucht da bloß den Ernst des Einen, die Tiefe des Andern, den Humor und die Satyre von diesem und den wissenschaftlichen Gehalt von Jenem u. s. w. in einen Tiegel zusammenzugeben, und daraus macht man ein Opus, das seinem literarischen Chemiker alle Ehre bringt.

Wer nun Lust, Zeit und Freude zu einer solchen Literatur-Chemie hätte, der könnte aus den eben genannten Gegnern Renan's eine unvergleichliche Gegenschrift machen, wenn er aus Jedem den Theil nehmen wollte, darin er eben Meister ist. Ich würde das etwa so machen:

Um Renan und sein Werk im Allgemeinen zu zeichnen, nähme ich die drei ersten Abschnitte von Lasserre, das 1. Capitel von Freppel, das 3. und 4. von Michelis, das 2. von Haneberg, die Einleitung von Brunner und dazu von Cassel den famosen 3. Theil, in welchem er die Hohlheit und den leeren Schimmer von Renan's Wissenschaft in so gelungener Weise zeichnet, nebst den trefflichen Seiten der 2. Abtheilung von Osterzee, darin er den sogenannten Biographen Renan so trefflich geißelt.

Zur Vertheidigung der Evangelien würde ich nehmen, was Freppel im 2. und 3. Capitel sagt, und würde es mit dem ergänzen, was über Johannes steht im 2. Theile von Brunner und besonders die classische Abhandlung Haneberg's hierüber im 3. und 4. Abschnitte. Als Seitenstück dazu ließe sich die

treffliche Satyre Brunner's über Renan's Judas benützen, dem sich noch der 5. und 6. Abschnitt aus Lasserre anreihen könnte. Für den eigentlich exegetischen Theil könnte theilweise das 6. und 7. Capitel Freppel's dienen, vorzüglich aber der 8. Abschnitt von Lasserre und der 2. Theil von Brunner, davon sich noch aus Cassel als Anhang sein trefflicher 4. Abschnitt benützen ließe, darin dem „fünften Evangelisten" bewiesen wird, daß er den Talmud so wenig als die Evangelien kenne.

Ueber Renan's Darstellung der Wunder wäre obenan der 1. Abschnitt von Michelis zu setzen, der sich durch den 7. Abschnitt von Lasserre, das 4. Capitel Freppel's durch den 5. Abschnitt von Haneberg und eine Abtheilung des 1. Theiles von Brunner ergänzen ließe. Dazu würde auch noch der Passus sehr gut zu verwenden sein, der sich bei Osterzee in der 2. Abtheilung über die Wunder findet. Wäre man endlich noch darauf versessen, die Consequenzen des Renan'schen Buches zu schildern, so dürfte man zuerst den letzten Theil von Brunner nehmen, womit sich die beiden letzten Abschnitte Lasserre's, die zwei letzten Abschnitte aus Michelis, die beiden letzten Abschnitte von Haneberg und aus Osterzee der Schlußtheil seiner Schrift sehr gut vereinigen ließen.

Das wären nur die allgemeinsten Andeutungen für einen Zukunfts-Literatur-Chemiker gegen Renan, und es ist noch allen Ernstes die Frage, ob ein solches Unternehmen nicht seinen Dank verdiente, und seine Früchte brächte. Ich will hiermit nicht sagen, daß etwa ihrer Sieben erforderlich wären, um mit dem einzigen Renan den Kampf aufzunehmen, denn Einem Franzosen gegenüber war ja noch allezeit Ein Deutscher genug: aber es handelt sich hier nicht um eine Bekämpfung des Renan, sondern um eine Bekämpfung des Renanismus und dazu dürften ihrer Sieben immer besser sein, als Einer allein, der einer ganzen Zeitrichtung gegenüber wohl wie Ein Mann einer feindlichen Schlachtreihe gegenüber dastünde. Ein Solcher ist ja bekanntlich auch dann nicht zu fürchten, wenn er ein Goliath ist.

Nach meiner oben angegebenen Weise ließe sich demnach aus den genannten sieben systematischen Gegenschriften eine achte schaffen, die alle Vorzüge der sieben Originale in sich vereinigen würde. Allein es frägt sich hier erst noch, ob denn gerade diese Widerlegungsmethode die beste oder doch die einzig mögliche und gerathene ist? — Ob sie die beste ist, weiß ich nicht, daß sie aber nicht die einzig mögliche ist, versteht sich von selber, denn es gibt noch eine andere Art der Widerlegung, die man gegen Renan anwenden könnte, und zwar die: ihm Schritt für Schritt zu folgen, und ihn Capitel für Capitel zu widerlegen.

Systematisch läßt sich im Grunde nur ein Werk widerlegen, in dem selber ein System und eine Methode ist, und wäre es auch die Methode des Wahnsinns. Ein Baum, der aus Einer Wurzel wächst, läßt sich vernichten, wenn ich diese Wurzel untergrabe. Renan's Buch hat aber kein System, und so bleibt denn nach meiner Meinung nichts anderes übrig, als sich das traurige Vergnügen zu machen, ihm durch alle Irrgänge zu folgen, die er sich nach allen Richtungen hin gräbt. Das Unkraut, welches nach alle Seiten seine Wurzeln ausstreckt, ist nicht anders auszurotten, als wenn man eben diesen Wurzeln in all' ihren Verzweigungen nachgräbt. Allerdings mag auch diese Widerlegungsmethode, einseitig angewandt, ihre Nachtheile haben; allein ich habe noch nicht gesagt, daß ich diese Methode ausschließlich und einseitig anwenden will, sondern ich will meine Widerlegung Renan's so einleiten, daß ich ihm Capitel für Capitel nachgehe, und dort, wo sich an einer Stelle Beziehungen zu späteren Stellen finden, dieselben auch gleich mit in Betracht nehme, wodurch das Ganze allerdings hie und da ein aphoristisches Gesicht bekommen wird, allein das wäre eben nur das entsprechende Gegengesicht für die ohne Zweifel aphoristische Darstellung Renan's selber.

Ehe ich aber daran gehe, dürfte es von besonderem Nutzen sein, und zur männiglichen Erbauung dienen, der bewundernden Welt den neuen Evangelisten selbst zu zeigen, das heißt, nicht

mit all' seinem Flitterwerke und seinem Phrasenprunke, sondern wie er eben in naturalibus ist. Zu diesem Zwecke dürfte es vor Allem gut sein, das Hypothesen-Skelett, welches das eigentliche Knochengebäude dieses 5. Evangeliums bildet, darzustellen, wie es eben ist; und das soll im folgenden Abschnitte gezeigt werden.

II.

Das Hypothesen-Skelett des fünften Evangeliums.

Capitän Marryat sagt zum Schlusse seines Romanes: „Der alte Commodore", daß er, der altersgraue Seemann, diese seine drei Bände weder aus Eitelkeit, noch aus Liebe zum Honorargewinn geschrieben habe, sondern er wolle damit überhaupt nur das erreichen, was im Allgemeinen der Zweck des Romanes sein soll, nämlich belehren und bessern.

Der „altersgraue Seemann" hatte hiermit wohl recht, und es wäre dem Herrn Flottencapitän zu wünschen gewesen, daß er sich zu Zeiten selber an seinen eigenen Grundsatz, über das Wesen und den Zweck des Romanes, etwas lebhafter erinnert hätte, denn einen anderen, als den angegebenen Zweck, kann und soll der Roman niemals haben.

Wäre nun Renan's „Leben Jesu" wirklich als ein Roman anzusehen, wie man schon wiederholt behauptete, so stünde es so ziemlich schlecht mit der Erreichung des eigentlichen Zweckes aller Romane, denn ich weiß nicht, ob ein Mensch belehrt wird, wenn man ihn mit literarischen Seifenblasen und luftigen Hypothesen füttert, und ebenso weiß ich nicht, ob die Welt dadurch gebessert wird, wenn man ihr sagt, daß jene Lehren, darauf all' unsere modernen Institutionen gebaut sind, die Lehren eines Enthusiasten, eines Betrügers und eines Narren sind.

Wäre also Renan's „Leben Jesu" wirklich ein Roman, so hätte er etwa den traurigen Vorzug mit Boccaccio, Paul de Kock oder Gutzkow auf Einer Linie zu stehen und mit ihnen um ihre verschiedenen sogenannten Vorzüge zu streiten. Allein Renan's „Leben Jesu" ist alles Andere eher, als

ein Roman, denn es gäbe doch keinen traurigeren Romanschreiber in der Welt, als einen solchen, der seinen Leser mit Gewalt jeden Augenblick um alle Illusion bringt. Wer einen Roman nicht so zu schreiben versteht, daß man während des Lesens mitten in der poetischen Welt der Erzählung lebt, der würde besser und klüger daran thun, wenn er das ideale Nebenhandwerk des alten Hans Sachs bei Seite ließe, um dafür nach dessen reeller Hauptbeschäftigung zu greifen. Zwei oder drei und auch mehrere „wahrscheinlich“ und „es ist möglich“ u. s. w. auf jeder Seite, würden jeden historischen Roman zu einer Lächerlichkeit machen. In dieser unerquicklichen Situation aber befindet sich Jeder, der das „fünfte Evangelium“ liest, womit Renan die Welt bereicherte.

So unleidlich auch die Arbeit ist, das Hypothesen-Skelett aus dem „fünften Evangelium“ herauszuziehen, so sehe ich mich doch in die traurige Nothwendigkeit versetzt, zur Charakteristik dieses modernen Evangeliums diese Arbeit zu unternehmen, und ich will nun im Folgenden dem modernen Evangelisten seine Geschichte des Lebens Jesu getreulich nacherzählen, indem ich in möglichster Kürze alle seine hypothetischen Stellen mit allen „vielleicht“ und „es scheint“ in einer fortlaufenden Erzählung zusammenstellen will.

Indem ich vor der Hand die Einleitung, in der Renan über seine Quellen redet, und das 1. Capitel, wo er Jesus Stellung in der Weltgeschichte bespricht, übergehe, beginne ich sogleich mit dem 2. Capitel, welches den eigentlichen Anfang der Lebensgeschichte Jesu enthält, wobei ich mich durchgehends an Renan's eigene Worte halten will.

(2. Capitel.) Jesus wurde in Nazareth geboren, und nur durch eine sehr geschraubte Version (par un détour assez embarrassé) gelingt es, ihn in seiner Legende in Bethlehem geboren werden zu lassen. Man kennt jedoch den Zeitpunkt seiner Geburt nicht genau. Sein Name Jesus ist eine Corruption des Namens Josua. Vielleicht hat er sich, wie alle Mystiker durch das Mysteriöse seines Namens gehoben gefühlt. Sein

Vater Joseph und seine Mutter Maria waren Handwerker; wahrscheinlich war ihr Haus eine armselige Hütte. Die Familie, ob sie nun aus einer oder aus mehreren Ehen herrührte, war zahlreich. Jesus hatte mehrere Brüder, die kein Ansehen genossen zu haben scheinen und deren Charakter überhaupt selbstständig gewesen zu sein scheint; seine Schwestern aber waren zu Nazareth verheirathet, und er selbst brachte seine ersten Jugendjahre daselbst zu. Die Häuser von Nazareth unterschieden sich wahrscheinlich nicht von denen, wie man sie noch heute am Libanon sieht, und ohne Zweifel kam auch Maria täglich hieher.

(3. Capitel.) Diese lächende Natur war die ganze Erziehung Jesu. Wahrscheinlich lernte er nach der orientalischen Methode lesen und schreiben, aber es ist zweifelhaft, ob er die hebräischen Schriften in der Originalsprache verstand. Jesus besuchte wenig die Schulen der Soferim, vielleicht hatte Nazareth nicht einmal solche. Indessen war er doch kein Ignorant, nach unseren heutigen Begriffen, obwohl es nicht wahrscheinlich ist, daß er griechisch verstanden hat; jedenfalls war die griechische Wissenschaft nicht bis nach Nazareth gedrungen. Zu seinem Glücke aber kannte er auch eben so wenig die verschrobene Scholastik, die zu Jerusalem getrieben wurde, obwohl man vermuthen kann, daß ihm die Lehren Hillels nicht unbekannt waren. Einen größeren Eindruck machten auf Jesus die Bücher des alten Testamentes, die aus den 2 Haupttheilen bestanden: das Gesetz und die Propheten. Das Gesetz scheint nicht viel Reiz für ihn gehabt zu haben, seine wirklichen Lehrer waren daher die Propheten. Gewiß las er auch mehrere apogryphische Werke, davon ihn besonders das Buch Daniel ergriff. Vielleicht las er auch die Bücher des Henoch. Von dem allgemeinen Zustande der Welt und der römischen Macht scheint er keinen bestimmten Begriff gehabt zu haben. Er sah zu der Zeit wahrscheinlich auch Sebaste, und das waren für ihn die Welt und ihre Herrlichkeiten; im Uebrigen liebte er immer die Natur und seine galiläischen Dörfer. Die griechische

Cultur hatte damals schon große Fortschritte gemacht, dem vielleicht sogar Babylon und Persien nicht fremd waren, aber Jesus wußte nichts von all' diesem. Er war jeder Idee von Physik fremd und glaubte sogar an den Teufel. Das war der intellectuelle Zustand von Jesus, und daher scheint ihn selbst seine Familie, gegen die er manchmal sogar hart war, nicht geliebt zu haben.

(4. Capitel.) So wenig als Moses und Mohamed war auch Jesus ein Theolog; er hatte weder Dogmen noch Systeme. Die Unsterblichkeit der Seele, eine Doctrin, welche von der griechischen Philosophie ausging, war in Judäa unbekannt, und zu dem Gedanken von der Auferstehung der Todten hatte vielleicht Persien einige Elemente geliefert. Als nun Jesus zu denken anfing, trat er in diese schwüle Ideen-Atmosphäre ein. Gewiß saß er oft, ohne einen Zweifel in der Seele zu haben, auf dem Gipfel des Berges von Nazareth. Auch in den politischen Ereignissen war er wahrscheinlich schlecht unterrichtet, und sogar die Dynastie des Herodes kannte er wahrscheinlich nur dem Namen nach. Damals war die Bevölkerung Jerusalems durch jüdische Eiferer beständig im Aufruhre, und dennoch scheint es, daß das Gesetz nie so leidenschaftlich befolgt wurde, als eben zu dieser Zeit. Einen besonderen Einfluß auf Jesus scheint die Bewegung Juda's des Galoniten genommen zu haben, welcher Juda augenscheinlich das Haupt einer galiläischen Secte war. Vielleicht sah Jesus diesen Juda; jedenfalls kannte er dessen Schule und sehr wahrscheinlich gebrauchte er in seiner Lehre Ausdrücke von demselben. Während dieser Bewegungen scheint Jesus in seinen Bergen gewesen zu sein, dort war er am besten inspirirt, dort zeigte er sich verklärt vor seinen Schülern. In dieser berauschenden Umgebung gedieh Jesus und von da aus machte er fast alljährlich Reisen nach Jerusalem zu den großen Festen. Diese Reisen, wobei er mit den officiösen Vertretern des Judenthums in Berührung kam, flößten ihm wahrscheinlich schon frühzeitig einen Widerwillen gegen dieselben ein.

(5. Capitel.) Joseph starb, noch ehe sein Sohn eine öffentliche Rolle zu spielen anfing, weßhalb auch Jesus immer der Sohn der Maria heißt. Es scheint, daß sich diese nach ihres Mannes Tode fremd zu Nazareth fühlte, und darum zog sie sich nach Kana zurück, wo sie geboren zu sein scheint, und das ist wahrscheinlich jenes Kana in Galiläa. Jesus scheint nun hier gewohnt zu haben, und wahrscheinlich machte er hier sein erstes Aufsehen. Er betrieb das Handwerk seines Vaters und verheirathete sich nicht, obgleich es wahrscheinlich ist, daß ihn die Frauen liebten. Jedenfalls war er stärker geliebt, als er liebte. Durch welche Meditationen er zuerst in die Laufbahn eines Propheten trat, weiß man nicht, obgleich es nicht zweifelhaft ist, daß die Heranbildung dieser gewaltigen Persönlichkeit strengen Gesetzen gemäß vor sich ging. Ein hoher Begriff der Gottheit scheint die fertige Schöpfung seiner Seele gewesen zu sein und bildete gewissermaßen die Grundlage seiner Macht. Es ist wahrscheinlich, daß er gleich bei seinem ersten Auftreten sich mit Gott in der Verbindung eines Sohnes mit seinem Vater sah. Der Name: Reich Gottes, war der Lieblingsausdruck Jesu; derselbe stammt aus dem Buche Daniel. In den letzten Zeiten glaubte er, daß sich dieses Reich materiell verwirklichen werde, aber ohne Zweifel war das nicht sein ursprünglicher Gedanke. Der Jesus der ersten Tage ist der einer ungetrübten Zeit; da gab es vielleicht den Zeitraum eines Jahres, wo Gott auf Erden wohnte. Ein unendlicher Zauber ging da von der Person des jungen Zimmermanns aus, der noch keine Schule hatte, und seine Lehren legte er in kurzen Aphorismen nieder. Seine Moral ist wenig originell und er sprach nie gegen das mosaische Gesetz, denn seine Religion ist ohne Priester und beruht nur auf der Nachahmung Gottes.

(6. Capitel.) Zu dieser Zeit trat ein außerordentlicher Mann auf, der aus Mangel an historischen Belegen theilweise räthselhaft bleibt, und wahrscheinlich zu Jesus in Verbindung stand, — Johann der Täufer, — wie es scheint in oder bei Hebron

geboren. Vielleicht hatten indische Muni's, welche nach Judäa kamen, ihn zu seinem Einsiedlerleben bewogen; und es ist kein Zweifel, daß der Gedanke der Nachahmung diesen Johannes sehr beschäftigte; jedenfalls entstammen mehrere Gebräuche des Johannes dem fernen Oriente. Er taufte am östlichen Ufer des Jordan, wahrscheinlich Jericho gegenüber. So viel steht fest, daß er gegen dieselben Feinde predigte, wie Jesus; es scheint jedoch, daß er den Gedanken einer reinen Religion, wie Jesus, nicht gehabt habe. Seine Ausdrucksweise gegen seine Widersacher scheint sehr heftig gewesen zu sein. Man darf annehmen, daß Jesus zu der Zeit schon ein ziemlich bekannter Lehrer war, aber dennoch begab er sich sammt seinen Anhängern in die Schule des Johannes, der diesen galiläischen Schwarm sehr gut aufnahm, und es ist erlaubt anzunehmen, daß sich diese beiden Enthusiasten gut mit einander vertrugen. Jesus erkannte das Uebergewicht des Johannes, und es scheint, daß er einige Wochen sein Nachahmer war, denn Jesus nahm gar Vieles an, was nicht gerade in seiner Richtung lag, und darauf er sogar wenig Werth legte, wie z. B. die Taufe des Johannes. Ohne Zweifel wurde diese Handlung auch mit Predigten begleitet. Indessen wurde Johannes in seiner Propheten-Laufbahn durch jene Herodias gehemmt, welche wahrscheinlich gegen ihren Willen an ihren Onkel Herodes verheirathet war. Gegen diese blutschänderische Verbindung eiferte Johannes und kam dafür in den Kerker.

(7. Capitel.) Indessen war Jesus in Gesellschaft wilder Thiere in der Wüste, und erfuhr wahrscheinlich bei seinem Wiederaustritte aus der Wüste die Verhaftung des Täufers; vielleicht fürchtete er sogar mit in die Verfolgung verwickelt zu werden, wozu er wohl keine Lust hatte. Ohnehin war der Einfluß des Johannes auf Jesus eher schädlich als nützlich und es ist sehr glaublich, daß er höhere Gedanken hatte, ehe er den Täufer kennen lernte, obwohl es möglich ist, daß Jesus das Joch der äußeren Formen nicht abgeworfen hätte, wenn Johannes frei geblieben wäre. Es scheint auch, daß sein

Aufenthalt bei Johannes seine Idee vom Reiche Gottes mehr zur Reife brachte, denn von jetzt an, ist er kein Moralprediger mehr, sondern er wird ein transcendentaler Revolutionär (révolutionnaire transcendant). Von jetzt an betrachtete er sich als Reformator des Weltkreises und sein Grundgedanke war sogar die Umwälzung der Natur, darum war der Gedanke Jesu die revolutionärste Idee, die je in einem menschlichen Gehirne entstand (ce fut l'idée la plus révolutionnaire qui soit jamais éclose dans un cerveau humain). Was Jesus übrigens von den Agitatoren seiner Zeit unterscheidet, ist sein vollkommener Idealismus, ja in gewisser Beziehung ist er sogar Anarchist.

(8. Capitel.) Bereits war er dreißig Jahre alt geworden und vielleicht hatten sich zu seinen bisherigen heimlichen Schülern noch einige Anhänger des Täufers gesellt. Da nun der Messias der Sohn Davids sein sollte, so gab man ihm natürlich auch diesen Titel, den er sich gefallen ließ, obwohl ihm derselbe wegen seiner niedrigen Geburt beschwerlich fiel, weßhalb er sich selbst den Menschensohn nannte. Er zog sich nach Kapharnaum zurück, was einen Flecken nach alter Form zu bezeichnen scheint, denn zu Nazareth hatte er Fiasko gemacht (n'eut aucune succès). Dort lehrte er in der Synagoge und besuchte auch die Umgegend; nach Tiberias aber scheint er nicht gekommen zu sein. Einmal machte er einen Ausflug nach Tyrus und Sidon, dann nach Cäsarea, aber das Heidenthum mochte ihm nicht gefallen haben; wahrscheinlich aber hatte er keine Kenntniß des alten Heiligthums von Melkarth in Tyrus.

(9. Capitel.) Hier in der Umgebung von Kapharnaum sammelte er nun seine Schüler. Von diesen scheint Andreas ein Schüler des Johannes gewesen zu sein und vielleicht hatte ihn Jesus am Jordan kennen gelernt. Dieser und sein Bruder Petrus setzten, wie es scheint, ihr Fischerhandwerk auch später fort. Selbst die Frauen hingen ihm an, und unter diesen besonders jene Maria von Magdala, welche eine sehr überspannte Person (une personne fort exaltée) gewesen zu sein scheint. Außer diesen hatte er noch andere Schüler und unter diesen

Nathanael, den Sohn des Tolmai, welcher vermuthlich mit dem Apostel Bar-Tholme identisch ist, und vielleicht ein Schüler der ersten Epoche war; ebenso Matthäus, wahrscheinlich derselbe, welcher der Xenophon des Christenthumes wurde, dann ein Simon der Eiferer, vielleicht ein Schüler Judas des Galoniten u. s. w. Unter diesen Freunden hatte Jesus augenscheinlich seine Lieblinge, unter denen die beiden Söhne des Zebedäus, Jocobus und Johannes, die erste Stelle eingenommen zu haben scheinen. Besonders scheint Johannes mit Jesu sehr vertraulich gelebt zu haben und vielleicht hat er dieses persönliche Interesse nicht genug verleugnet, als er später sein Evangelium schrieb. Diese Beiden, Jacobus und Johannes, bildeten mit Simon eine Art vertraulichen Rath, obgleich es scheint, daß alle drei ihr Fischerhandwerk fort betrieben. Johannes scheint bis zum Jahre 100 gelebt zu haben, und die Tradition scheint gerechtfertiget, daß er im Alter sein Evangelium schrieb, welches in der Form, wie wir es jetzt haben, wenn nicht von ihm selbst, doch augenscheinlich aus seiner Schule ist. Ob er auch der Verfasser der Apokalypse ist, wollen wir nicht absolut entscheiden. Simon war der Erste, der Jesus für den Messias erkannte, und einen Augenblick scheint ihm dieser sogar den Schlüssel des Himmelreiches zu versprechen. Es ist kein Zweifel, daß dieser Vorzug ein wenig Eifersucht unter den Aposteln verursachte und diese scheint sogar aus dem Evangelium des Johannes herauszuleuchten. Alle diese Schüler Jesu waren also Fischer und jedenfalls gehörte kein einziger von ihnen den höheren Ständen an, nur Matthäus oder Levi, welche beide Namen vermuthlich derselben Person angehören, war ein Zöllner.

(10. Capitel.) Mit diesen seinen Schülern lebte Jesus fast immer in freier Luft, wo er ihnen predigte, und in diesen seinen Predigten wandte er besonders Parabeln an, in denen er ein Meister war, und die auch von ihm erst geschaffen wurden. Das nun entstehende Christenthum folgte der Spur der Essäer, obgleich es sehr schwer sein dürfte, die Beziehungen Jesu zu

den Essäern genau festzustellen. Eine seltsame Parabel ist die vom reichen Prasser, der in die Hölle geworfen wird, weil er reich ist.

(11. Capitel.) Aus diesen Maximen leuchtet nun ein zarter Communismus heraus, und die Lehre Jesu war der reine Ebionismus, d. h. eine Lehre für die Armen. Diese übertriebene Vorliebe für die Armuth konnte aber nicht von langer Dauer sein. Ebenso standen Weiber, die das Herz voll Thränen hatten (le coeur plein de larmes) seinem Reiche Gottes näher, als mittelmäßige Naturen, und an dem Murren seiner Feinde gegen dieselben scheint er sogar Vergnügen gefunden zu haben. So war die entstehende Religion eine Bewegung für Frauen und Kinder und Jesus machte sie vielleicht zum Werkzeug frommer Sendungen. Wie lange diese Trunkenheit gedauert, weiß man nicht, denn eine Woche war wie ein Jahrhundert.

(12. Capitel.) Inzwischen lebte Johannes voll Sehnsucht und Trauer in seinem Gefängnisse. Man sagte ihm, Jesus sei der verkündete Messias, und darum sandte er zwei seiner Jünger nach Galiläa, welche Jesus auf dem Höhepunkte des Ruhmes fanden. Jesus ließ nun dem Johannes eine Antwort sagen, aber man weiß nicht, ob sie denselben noch am Leben traf. Ob er über die Ankunft des Messias im Zweifel war oder nicht, weiß man nicht; aber es ist zu vermuthen, daß er Jesum nicht als diesen Messias betrachtete. Durch den Tod des Johannes waren die Bande zwischen den Jüngern desselben und den Schülern Jesu enger geknüpft. Jesus war aber indessen auf der Hut vor Antipater und zog sich in die Wüste zurück, wohin ihm viele Leute folgten, und wenn es ihnen dort, vermöge ihrer ungeheuren Genügsamkeit, nicht am Nothwendigsten fehlte, so glaubte man, das sei ein Wunder. Auch war damals die Idee verbreitet, von zwei alten Propheten, die auferstehen würden, um als Vorläufer des Messias zu dienen. Es ist zu vermuthen, daß diese Idee aus der Lehre des Parsis stamme. Man sieht ein, daß, von dieser Idee ausgehend, Jesus und seine Schüler über die Mission des Johannes nicht mehr schwanken

konnten. Diesen Johannes hielt man auch für einen Verwandten von Jesus, und man erzählt, daß er diesen gleich beim ersten Anblicke für den Messias erklärte, was aber lauter Uebertreibungen sind. Uebrigens dauerte die Schule des Johannes noch einige Zeit nach seinem Tode fort, und selbst jener Baru, welcher mit Johannes so große Aehnlichkeit hatte, war vielleicht aus seiner Schule, aus welcher auch eines der sibyllinischen Bücher hervorgegangen zu sein scheint.

(13. Capitel.) Jesus reisete fast alle Jahre zum Osterfeste nach Jerusalem, wenigstens sind bei den Synoptikern zwei solche Pilgerfahrten angegeben. Die erste Pilgerfahrt scheint im Jahre 29 gewesen zu sein; aber die, für diese Reise angegebenen Umstände gehören doch einer späteren Periode an, und es haben da jedenfalls Verwechslungen stattgefunden. Jesus legte zwar auf diese Pilgerfahrten wenig Werth, aber er fühlte, daß er, um eine erste Rolle zu spielen, über Galiläa hinaus mußte. In Jerusalem aber fühlte sich die galiläische Gemeinde nicht behaglich, über deren kindliche Andacht vielleicht das spöttische Priesterthum daselbst lachte. Mit Unwillen betrachtete Jesus dort die Denkmale der Kunst, und wahrscheinlich fühlte er, daß er sich hier in einer fremden Welt befinde. Wahrscheinlich verrichteten die Unterbeamten (les bas officiers) des Tempels ihre Dienste mit dem irreligiösen Mechanismus der Sakristane aller Zeiten, und darum ergriff er die Geißel gegen sie, wie gegen die elenden (ignobles) Verkäufer. Auch mißfielen ihm die alten jüdischen Gebräuche so wie der Hochmuth der Juden, und besonders der Priester und der Boëthusim, welche wahrscheinlich die Herodianer des Evangeliums sind. Zu der Zeit scheint Jesus noch nicht die Bekanntschaft der Familien in Bethanien gemacht zu haben, aber schon früh zog er die Aufmerksamkeit des Pharisäers Nikodemus auf sich. Dieser Mann scheint redlich und aufrichtig gewesen zu sein, und nahm jedenfalls einen günstigen Eindruck über Jesus mit sich; zwar wurde er nicht Christ, aber augenscheinlich hegte er viele Neigung zu Jesus. Unter den berühmten Lehrern Jerusalems war damals Gamaliel, welchen

aber Jesus wahrscheinlich niemals hörte. Die Essäer scheinen damals den mosaischen Observanzen abhold gewesen zu sein, und sie waren gar keine Juden mehr, so wenig, als Jesus selbst zu dieser Zeit mehr ein Jude war.

(14. Capitel.) Die Heiden kannte Jesus nicht genau. Vermuthlich wohnten solche an den Grenzen, aber Jesus mag wenig auf ihren Cultus geachtet haben. Der junge jüdische Demokrat scheint wohl seinen Jüngern zu empfehlen, daß sie nur den Juden predigen sollen, indem er mit jüdischem Vorurtheile gegen die Heiden redet, aber man muß erwägen, daß die Schüler vielleicht die Lehren ihres Meisters abschwächten und außerdem ist es möglich, daß sich Jesus über diesen Punkt verschieden geäußert haben mag. So viel steht fest, daß es unter seinen Schülern Mehrere gab, welche die Juden Hellenen nannten. Ebenso war es mit den Samaritanern. Aus einer Art Opposition war er diesen günstig gesinnt.

(15. Capitel.) Als Jesus von Jerusalem nach Galiläa zurückgekehrt war, wurde der revolutionäre Eifer in ihm lebendig, und die früheren Moralpredigten gehen in eine entschiedene Politik über. Der Messias ist gekommen, und er ist es. Den Titel „Sohn Davids" nahm er entgegen, wahrscheinlich ohne sich in die unschuldige Betrügerei zu mischen, denn, wie es scheint, war damals die Familie Davids schon längst erloschen. Endlich schien er an diesem Titel sogar Gefallen zu finden, denn er mußte da, eben so wie mit der Taufe des Johannes, den Umständen nachgeben. Freilich machte seine bekannte Geburt zu Nazareth große Schwierigkeiten, und man weiß nicht, ob er diese zu bekämpfen hatte. Vielleicht trat auch dieselbe ehemals zu Galiläa nicht einmal so augenfällig hervor. Ueberhaupt wissen wir nicht, ob er von den Legenden Kenntniß hatte, welche erfunden wurden, um ihn in Bethlehem geboren werden zu lassen. Vielleicht hätte ein scharfes Auge damals den Keim dieser Erzählungen erkennen können, vielleicht liefen auch über seine Jugend viele Anekdoten umher, welche an ihm die Verwirklichung des messianischen Ideals zeigen sollten. Auch

erdichtete man verschiedene andere Erzählungen, welche sich auf verzerrte wirkliche Facta stützten, wie z. B. die Legende vom Kindermorde, welche sich wahrscheinlich auf irgend eine in der Gegend von Bethlehem durch Herodes verübte Grausamkeit bezieht. Solche Legenden nahmen besonders nach seinem Tode eine große Ausdehnung an, aber es ist wahrscheinlich, daß sie auch schon bei seinen Lebzeiten circulirten. Es ist wohl nicht zweifelhaft, daß sich Jesus selbst für keine Incarnation Gottes hielt und bisweilen scheint Jesus selbst Vorsorge zu treffen, daß eine solche Doktrin nicht aufkomme. Den Ausdruck „Sohn Gottes" scheint er nie von sich gebraucht zu haben, und sein transcendentaler Idealismus gestattete ihm nie, einen klaren Begriff von seiner eigenen Persönlichkeit zu haben. Er ist mehr als Abraham, David, Salomo und die Propheten, wobei wir aber nicht wissen, wie und in wieweit er diese Versicherungen gab, es ist aber augenscheinlich, daß ihm der Titel Rabbi nicht mehr genügte. Es ist nicht zu leugnen, daß in dieser Versicherung der Keim jener Doctrin lag, die später aus ihm eine göttliche Persönlichkeit machen sollte, wie das im 14. Capitel des Johannes geschieht, von dem es aber zweifelhaft ist, ob es die authentische Lehre Jesu enthält. Uebrigens scheint Jesus diesem ganzen theologischen Raffinement fremd geblieben zu sein, das erst durch die Schule des Johannes geschaffen wurde.

(16. Capitel.) Vielleicht suchte die christliche Schule schon bei Lebzeiten des Meisters zu zeigen, daß Jesus genau dem entsprach, was die Propheten vom Messias vorhergesagt hatten. Nun galten aber zu dieser Zeit auch die Wunder für das Zeichen des prophetischen Berufes, und einige Stunden von Jesus Aufenthalt entfernt, schuf sich Simon, der Magier, durch seine Wunderthaten eine fast göttliche Stellung; darum hatte er keine andere Wahl als ebenfalls Thaumaturge zu werden. Es ist unmöglich in den Wundererzählungen der Evangelien jene Wunder, welche die öffentliche Meinung ihm zuschrieb, von denen zu unterscheiden, bei welchen er eine thätige Rolle spielte. Aber

alle seine Wunder scheinen Wunder der Heilung gewesen zu sein, was um so leichter möglich war, da in Judäa die scientifische Medicin unbekannt war. Damals gab es auch viele Verrückte in Judäa, wahrscheinlich in Folge der großen Aufregung der Gemüther. Da genügte oft ein mildes Wort, um diesen Dämon zu vertreiben, und wahrscheinlich waren das auch die Mittel, welche Jesus anwendete. Viele Umstände scheinen übrigens dafür zu sprechen, daß Jesus spät und nur mit Widerwillen ein Wunderthäter wurde. Es scheint auch, daß der Jünger, welcher die Grundnachrichten zum Markus-Evangelium gab, Jesus oft mit der Bewunderung der Wunder desselben belästiget hat. Man möchte sagen, daß ihm zu Zeiten die Rolle eines Wunderthäters lästig fiel und darum ist es erlaubt zu glauben, daß er sich oft gegen diese Rolle sträubte.

(17. Capitel.) Vermuthlich dauerte diese letzte Phase der Thätigkeit Jesu 18 Monate, und in diesem Zeitabschnitte scheint sich sein Gedanke um kein neues Element bereichert zu haben, denn, wie gesagt, seine Grundgedanken vom Reiche Gottes scheint er verschieden aufgefaßt zu haben. Aber alle seine verschiedenen Begriffe vom Reiche Gottes scheinen zugleich in ihm existirt zu haben, obwohl ihn die erste Auffassung desselben, von einer zeitlichen Revolution, lange beschäftigt zu haben scheint, die übrigen Auffassungen desselben scheint er aber stets neben einander behalten zu haben. Jesus hatte apokalyptische Ideen über die Wiedergeburt der Welt, und eine zukünftige neue Ordnung aller Dinge, was von seinen Schülern buchstäblich aufgefaßt wurde. Vermöge jener Täuschung, der alle Reformatoren unterworfen sind, glaubte Jesus diesen Augenblick sehr nahe und es wurde allgemein angenommen, daß bis dahin viele seiner Schüler noch leben würden und unter diesen besonders Johannes. Vielleicht gab zu dieser Meinung später sein hohes Alter Veranlassung. Zu gleicher Zeit mit diesen apokalyptischen Glaubenslehren erkennt er auch das in Israel ziemlich neue Dogma von der Auferstehung der Todten an, wobei es

einige Male scheint, daß er nur den Gerechten die Auferstehung verspricht, von der er jedoch öfters will, daß sie sich auch auf die Bösen erstrecke. Diese apokalyptischen Ideen waren nicht neu, wurden aber augenscheinlich zu buchstäblich aufgefaßt, obgleich diese Chimäre nicht das Schicksal so vieler anderer hatte, die im Gehirne der Menschen seither gespuckt haben. Verzeihen wir ihm alles das, denn zuletzt war es vielleicht doch mehr der Irrthum der Anderen, als ein Irrthum von Jesus selbst. Utopien seiner Zeit benützte Jesus für seine Zwecke. Sein Reich Gottes war ohne Zweifel jene Apokalypse, die sich im Himmel entwickeln sollte, wahrscheinlich aber hat er damit auch das Reich der Seele gemeint. Das deistische Dogma der Unsterblichkeit der Seele tröstet den Menschen mit der Hoffnung auf einen künftigen Ausgleich und vielleicht wird in Millionen von Jahrhunderten der letzte Endpunkt des Fortschrittes das Bewußtsein vom Erwachen alles dessen sein, was gelebt hat. Gewiß wird die moralische Menschheit einst Genugthuung bekommen, und so wird auch Jesu Lieblingswort in unerreichbarer Schönheit stehen bleiben, das eine großartige Divinationsgabe in eine erhabene Unbestimmtheit hingestellt zu haben scheint.

(18. Capitel.) Es ist unzweifelhaft, daß sich Jesus seine Apostel selbst auswählte. Es ist wahrscheinlich, daß er die Zwölfzahl derselben mit Rücksicht auf die zwölf Stämme Israels bestimmte. Jedenfalls bildeten sie eine Gruppe von Bevorzugten, in der Petrus einen brüderlichen Vorrang hatte. Wahrscheinlich behielt ihnen Jesus Geheimnisse vor und bisweilen scheint es, als wollte er seine Person mit einem gewissen Geheimniß umgeben. Jedenfalls ist es gewiß, daß er für seine Apostel besondere Lehren hatte, davon Vieles, wie es scheint, sorgfältig aufbewahrt wurde. Diese Apostel gingen nun lehrend von Stadt zu Stadt, was ihnen durch die orientalische Gastfreiheit sehr leicht wurde, obwohl es wahrscheinlich ist, daß diese in den großen Städten schon abgekommen war. Auch heilten sie sogar Kranke durch Salbung mit Oel, welche Theurgie immer anstößiger wurde, je weiter sich die

Apostel von Jesus entfernten, unzweifelhaft aber wurde dieselbe noch in der ersten Kirche förmlich anerkannt. Uebrigens waren diese Heil- und Zauberkräfte gewissermaßen zu einem Gewerbe geworden. So begann die Bildung einer christlichen Gemeinschaft und der Gedanke von der Macht der Vereinigung scheint eine Idee von Jesu zu sein. Er überträgt der Kirche die Kraft zu binden und zu lösen, obwohl es möglich ist, daß man viele solche Aussprüche dem Meister in den Mund legte, um eine Basis der gesammten Autorität zu haben. Jedenfalls bildeten sich erst nach seinem Tode besondere Kirchen, in welche, wie es scheint, Mehrere nicht eintraten, welche Jesus sehr liebte, weil sich diese mit dem zärtlichen Andenken an ihn begnügten. Uebrigens finden wir in der Lehre Jesu keine Spur von angewandter Moral, von Theologie oder von einem Symbol, daher sind auch alle Werke der Apostel Gelegenheitsschriften, bis auf die Apokalypse, welche gewissermassen das einzige geoffenbarte Buch ist. Ein Lieblingsgedanke des Meisters war es auch, daß er das neue Brod sei. In dieser Beziehung ließ er sich einmal in der Synagoge zu Kapharnaum zu einer kühnen Aeußerung verleiten, welche sich wahrscheinlich auf einen bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten eingeführten Gebrauch bezog. In dieser Beziehung ist die Tradition wahrscheinlich unvollständig. Wahrscheinlich war es seine Gewohnheit das Brod zu segnen und zu brechen, und in solchen Augenblicken war er wahrscheinlich am weichsten und am liebenswürdigsten gestimmt. Dieser mysteriöse Ritus war wahrscheinlich schon lange vor seiner letzten Reise nach Jerusalem festgestellt.

(19. Capitel.) Die erste christliche Generation lebte ganz von Sehnsucht und Hoffnung. Wie es scheint, heirathete man auch nicht mehr, und einen Augenblick scheint der Meister sogar diejenigen zu loben, die sich verstümmeln. Ueber diese erste mönchische Periode kam Jesus, welcher kühn der Natur den Krieg predigte, nicht heraus. Die Unterweisungen, welche er, wie man glaubt, seinen Jüngern gab, athmen dieselbe Exaltation. Er wolle bei ihnen kein „Beinahe" dulden und man

möchte meinen, einen auf den strengsten Regeln basirten Orden zu sehen. Etwas Uebermenschliches mischte sich nun in seine Worte und man möchte sagen, daß er das Bedürfniß zu leben, zu lieben und zu fühlen verloren hatte. Bisweilen ist man versucht zu glauben, daß er in seinem Tode ein Mittel sah, sein Reich zu gründen, und daß er absichtlich darauf ausging, sich tödten zu lassen. Nun hielten ihn seine Jünger bisweilen für verrückt (le crurent fou) und seine natürliche Sanftmuth scheint ihn verlassen zu haben.

(20. Capitel.) Am Anfange seiner Laufbahn scheint Jesus keinen ernstlichen Widerstand gefunden zu haben, aber sein umherirrendes Leben wurde ihm bald drückend, und er war nicht im Stande einen Widerspruch mit der Ruhe eines Philosophen zu ertragen, und diesen erfuhr er zunächst von den Pharisäern, welche man die wahren Juden nennen kann.

(21. Capitel.) Im Jahre 32 nach der hier angenommenen Hypothese, wurde Jesus von seinen Verwandten zum Laubhüttenfeste nach Jerusalem geladen. Johannes scheint anzudeuten, daß dahinter der Plan steckte, Jesus zu verderben. Hier fühlte er sich fremd und seine Tage vergingen unter langweiligen Controversen, von denen er sich Abends im Thale Kedron zu Gethsemane — wahrscheinlich eine Oelpresse — erholte, denn das Wort Gethsemane scheint Oelpresse zu bedeuten. Besonders aber war das Dorf Bethanien sein Lieblingsaufenthalt, wo er die Bekanntschaft einer Familie von drei Personen machte. Martha war eine gute Person, ihre Schwester war ein schmachtendes Wesen, und den Bruder Lazarus liebte Jesus gleichfalls sehr. Eigenthümer des Hauses scheint ein gewisser Simeon gewesen zu sein. Uebrigens wurde Jesus von der ganzen Aristokratie Jerusalems zurückgestossen und es ist wahrscheinlich, daß er ohne die Erbitterung, welche seine beißenden Bemerkungen hervorrief, lange unbemerkt geblieben wäre. Eines Tages entriß ihm der Haß gegen den Tempel das Wort, daß er ihn, wenn er zerstört sein würde, in drei Tagen wieder aufbauen wolle. Man weiß nicht, welchen

Sinn er mit diesen Worten verband, aber es wurde zu seinem Verderben.

(22. Capitel.) Den Herbst und einen Theil des Winters brachte Jesus in Jerusalem zu. Gewöhnlich hielt er sich in dem Säulengange Salomons auf, der das Thal Kedron beherrschte, welches damals wahrscheinlich nicht so, wie heute, mit Schutt bedeckt war. Der eine Theil des Thales war mit prachtvollen Monumenten geschmückt, welche vielleicht zu Ehren der alten Propheten errichtet waren. — Nun unternahm er eine Reise nach Peräa, wo er, wie es scheint, einigen Trost fand. Der Kreis von den Wundern Galiläa's schien sich hier wieder zu eröffnen. Darauf kehrte er nach Bethanien zurück, wo seine Freunde den Wunsch nach einem großen Wunder hatten. Jesus mußte mit dem Strome schwimmen und sich zu diesem Wunder hergeben. Wahrscheinlich aber ist dieses Wunder keines von den durchaus sagenhaften und vermuthlich muß in Bethanien etwas vorgefallen sein, das für eine Todtenerweckung gehalten wurde. Die Familie von Bethanien mag wohl auch zu dem Acte gebracht worden sein, ohne sich etwas dabei zu denken. Lazarus scheint wirklich krank gewesen zu sein, und auf die Nachricht davon mag Jesus Peräa verlassen haben. Die Freude über die Ankunft desselben mag etwa den scheintodten Lazarus ins Leben zurückgerufen haben. Vielleicht ließ ihnen auch der Wunsch, dem Freunde einen Dienst zu erweisen, die Grenzen der Wahrheit überschreiten. Vielleicht ließ sich der von der Krankheit bleiche Lazarus in Leinentücher hüllen, und in das Grabgewölbe schließen. Die Bewegung, die Jesus am Grabe seines Freundes empfand, konnte etwa für den heiligen Schauer gehalten werden, der stets seine Wunder begleitete, und als nun Lazarus aus dem Grabe kam, mußte das natürlich für eine Todtenauferweckung gehalten werden. Innig überzeugt daß Jesus ein Wunderthäter sei, konnten Lazarus und seine Schwestern bei der Ausführung dieses Wunders behilflich sein, dessen Fadenscheinigkeit sie wohl kannten, und Alles führte nun zu der Vermuthung, daß das Wunder in Bethanien wirklich

geschehen sei. Natürlich wurden durch den Lärmen, den dieses Wunder machte, die Feinde Jesu erbittert, und es ist gewiß, daß von den Häuptern der Priester ein Rath zusammenberufen wurde. Der Hohepriester war Kaiphas, über dessen Charakter man nichts Näheres weiß. Mit ihm zugleich wird immer sein Schwiegervater Annas genannt, welcher ein abgesetzter Hohepriester war, und dieser ist eigentlich als das Haupt der Priesterpartei anzusehen, auf den auch die Verantwortung des Todes Jesu mehr, als auf Kaiphas und Pilatus fällt.

(23. Capitel.) Nun wurde Jesus von trüben Gedanken bestürmt, und der Glaube war bei ihm befestiget, daß er sterben müsse, um die Welt zu erlösen. Am sechsten Tage vor Ostern kam er nach Bethanien, und es scheint, daß man ihn dort durch besondere Aufmerksamkeiten für die Kälte des Publikums entschädigen wollte. Zum Aerger des geizigen Judas goß Maria wohlriechende Wasser über die Füße des Meisters, und in der Aufregung versprach ihr dieser die Unsterblichkeit. Am andern Tage ging er nach Jerusalem, und man sagt, daß er weinte, als er die Stadt sah. Die Galiläer, welche zu Jerusalem waren, bereiteten ihm einen feierlichen Einzug, während ihn die Bewohner von Jerusalem gar nicht kannten und fragten, wer er sei. Besonders die griechisch sprechenden Proselyten wandten sich an seine Jünger um Auskunft, und man weiß nicht recht, was das für Folgen hatte. In diesen Tagen scheint eine große Traurigkeit über Jesus gekommen zu sein, und als er am Oelberge betete, glaubte man eine Stimme vom Himmel zu hören. Ein Gefühl des Zweifels bemächtigte sich seiner. Vielleicht traten in diesem Augenblicke rührende Erinnerungen vor seine Seele, vielleicht kam ihm das Bild der sprudelnden Quellen Galiläas vor Augen, oder das Bild der jungen Mädchen, die ihm vielleicht ihre Liebe geschenkt hätten. Fluchte er etwa seinem Schicksale? Man weiß es nicht. Jedenfalls aber wissen wir, daß seine göttliche Natur das Uebergewicht behielt. Er konnte dem Tode ausweichen, aber er wollte es nicht. Aus unerklärlichen Gründen verrieth Judas seinen Meister,

obwohl es möglich ist, daß die Dummheit oder Bosheit der Menschen in die Erzählung dieses Vorfalles Uebertreibung brachte. Vielleicht war Judas in seiner Eigenliebe verletzt. Johannes will ihn zu einem Betrüger machen, aber das hat keine Wahrscheinlichkeit für sich. Man möchte eher auf eine Eifersüchtelei rathen, und der Haß, den Johannes gegen Judas an den Tag legt, spricht für diese Vermuthung. Ohne es selber zu bemerken, ließ sich etwa Judas von den engherzigen Gefühlen seines Amtes gefangen nehmen, und zuletzt mag er dahin gekommen sein, daß er das Interesse seiner Casse zu hoch stellte, und der Unwille den er zu Bethanien äußerte, läßt vermuthen, daß es ihm zuweilen schien, als ob der Meister der Gesellschaft zu viel Geld kostete. Ohne leugnen zu wollen, daß er zur Verhaftung seines Meisters beitrug, ist es doch wahrscheinlich, daß die Verwünschungen, mit denen man ihn überhäuft, vielleicht ungerecht sein mögen. Wenigstens brauchte der arme Judas nicht alles moralischen Gefühls bar gewesen zu sein, und er büßte sein Vergehen bitter, wenn er sich, wie man sagt, selbst den Tod gab. Was Jesus betrifft, so ist zu vermuthen, daß er um diesen Verrath wußte. Er hielt nun das letzte Abendmahl. Eine Menge rührender Züge, welche jeder Jünger von dem Meister wußte, wurden später auf dieses Abendmahl bezogen, obwohl kein Zweifel ist, daß sein Herz besonders in diesem Augenblicke von Liebe überfloß. Gegen Ende des Mahles entschlüpfte ihm beinahe das Geheimniß über den Verrath des Judas und vielleicht suchte er ihn sogar durch einen Blick zum Geständniß zu bringen. An dieses Mahl knüpfte die Phantasie der Gläubigen nach Jesus Tode eine feierliche Bedeutung und man kam natürlich auf den Gedanken, daß da die Einsetzung des heiligen Abendmahles erfolgt sei. Geht man von der Hypothese aus, daß Jesus um seinen Tod wußte, so mußten seine Schüler vermuthen, daß er die wichtigsten Handlungen für diesen Augenblick verspart habe. Ohne Zweifel ließ Jesus unter gewissen Umständen bei seinen Jüngern die Fuß-

waschung vornehmen, wie am Vorabende seines Todes. Die Reden aber, welche Johannes vom letzten Abendmahl erzählt, können nicht für historisch gehalten werden, denn diese Ausdrucksweise, wie sie da Johannes hat, scheint bei Jesus nicht gewöhnlich gewesen zu sein. Gegen Ende des Mahles scheint es, daß auch die Jünger von bangen Ahnungen erfüllt wurden, und nach der Tradition, die wahrscheinlich von Petrus selbst herrührt, wurde derselbe von Jesus auf den nächsten Hahnenschrei aufmerksam gemacht.

(24. Capitel.) Jesus ging nun in den Garten von Gethsemane, wohin auch Judas mit einer Abtheilung römischer Soldaten kam. Hier steht nun fest, daß von seinen Jüngern Anfangs Widerstand geleistet wurde, und daß er sich sodann den Soldaten selbst überlieferte. Er wurde nun zu Annas geführt, von dem wahrscheinlich der Verhaftsbefehl ausgegangen war, da sich aber Jesus mit gerechtem Stolze weigerte, sich auf lange Erörterungen einzulassen, so gab ihm einer der Anwesenden, wie man sagt, einen Backenstreich. Petrus verläugnete unterdessen im Vorzimmer dreimal seinen Meister, und ein zufälliger Umstand, der Hahnenschrei, rief ihm den Ausspruch Jesu in's Gedächtniß. Annas schickte ihn jetzt zu Kaiphas, und wenn man der Erzählung Glauben schenken darf, so fragte ihn dieser, ob er der Messias sei, was Jesus zugegeben haben soll. Es ist aber wahrscheinlicher, daß er zu dieser Frage schwieg. Einstimmig erklärte ihn der Sanhedrin des Todes schuldig und man führte ihn darum am Morgen zum Prokurator Pilatus, der ein guter Verwaltungsbeamter war. Gleich in den ersten Zeiten seiner Amtsführung gab es wohl Zerwürfnisse mit der ihm untergebenen Bevölkerung, wobei er aber, wie es scheint, in der Sache Recht hatte. Die Juden mußten ihm als lucrative Leute vorkommen, und er urtheilte daher über sie wahrscheinlich so, wie ein aufgeklärter Präfekt früher die Bewohner der Niederbretagne ansah. Pilatus wünschte Jesus zu retten; vielleicht machte seine würdige Haltung einen Eindruck auf ihn. Nach einer Tradition fand

Jesus sogar Beistand durch die Frau des Prokurators, welche vielleicht den sanften Galiläer durch das Fenster erblickte und vielleicht sah sie auch im Traume, wie das Blut des schönen jungen Mannes vergossen werden sollte, und das lastete wie ein Alpdruck auf ihr. Pilatus fragte ihn, ob er wirklich der König der Juden sei. Jesus verhehlte nichts von dem, was er dachte. Aber die große Zweideutigkeit des Ausdruckes schadete ihm. Wollen wir Johannes glauben, so hätte er sein Königthum eingestanden, und darauf hätte er die Natur dieses Königthums erläutert, welchen höheren Idealismus Pilatus nicht begreifen konnte. Da es zum Osterfeste Gebrauch war, einen Gefangenen frei zu geben, so wollte Pilatus diesen Gebrauch Jesus zu Gute kommen lassen, aber die Priester flüsterten den Namen eines in Jerusalem beliebten Mannes herum, dessen Freiheit man verlangen sollte. Dieser war der Mörder Bar-Abba. Johannes nennt ihn einen Dieb, er scheint jedoch hierin weniger unterrichtet zu sein, als Marcus. Da man aber Jesus beschuldigte, daß er sich einen „König der Juden" nenne, so ließ ihn Pilatus gleichsam zum Spotte geißeln. Vielleicht wollte er damit glauben machen, daß das Todesurtheil schon gesprochen sei. Wie man erzählt, spotteten und schlugen ihn jetzt die Soldaten. Um Jesus zu retten, schickte ihn nun Pilatus, nach einem Berichte, zu Antipater, der eben in Jerusalem gewesen sein soll. Bei diesem Berichte haben wir aber wahrscheinlich den ersten Versuch zur Herstellung der Harmonie der Evangelien vor uns. Lucas hatte wahrscheinlich einen Bericht vor Augen, welcher den Tod Jesus irrthümlich dem Herodes zuschrieb. Um diese Version nicht ganz zu beseitigen, stellte er beide Traditionen neben einander, und das konnte er um so eher, da er wahrscheinlich nach Johannes wußte, daß Jesus vor drei Behörden geführt wurde. Ueberhaupt scheint das dritte Evangelium eine Menge Zusätze aus neueren Dokumenten genommen zu haben. Jesus schwieg auch vor Antipater, während draußen das Geschrei immer heftiger wurde, und man vielleicht die Behörden ihres geringen Eifers für den Kaiser schon beschuldigte.

Nun gab der schwache Pilatus nach und lud, wie man sagt, alle Verantwortung auf die Juden. Diese sollen damit zufrieden gewesen sein, indem sie riefen: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! Wohl ist es zweifelhaft, ob sie diese Worte wirklich sagten, aber in Erfüllung gingen sie. Also war es weder Tiberius noch Pilatus, sondern die alt-jüdische Partei, die Jesus verurtheilte, und darum hat heute jeder Jude, der um des Todes Jesu willen leidet, das Recht, sich zu beklagen, denn vielleicht wäre er damals jener Simon von Kyrene gewesen, oder er hätte vielleicht doch nicht mitgeschrieen: Kreuziget ihn! Aber Nationen haben ihre Verantwortlichkeiten wie die Individuen.

(25. Capitel.) Nun wurde Jesus nach Golgatha abgeführt, das so viel als Schädel bedeutet, wahrscheinlich weil der Ort die Form eines kahlen Schädels hatte. Man weiß nicht bestimmt, wo diese Stelle war, aber man darf annehmen, daß es nicht der Ort ist, welchen die Christenheit seit Constantins Zeiten als diesen Ort verehrt. Simon von Kyrene wurde von den Soldaten gezwungen das Kreuz mit tragen zu helfen, womit sie vielleicht ein anerkanntes Requisitionsrecht ausübten. Später scheint Simon der christlichen Gesellschaft beigetreten zu sein, und vielleicht erzählte er da manches von dem Vorgefallenen, denn zu dieser Zeit war kein Jünger bei Jesus. Auf dem Richtplatze bot man den Verurtheilten stark gewürzten Wein, und es scheint, daß derselbe häufig von den Frauen besorgt wurde. Jesus weigerte sich davon zu trinken, denn er wollte mit vollem Bewußtsein den Tod erwarten. Nach einer Tradition soll Jesus am Kreuze gerufen haben: Vater, verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie thun! — welche Worte man aber sehr bezweifeln muß. Alle Jünger waren geflohen, nur Johannes behauptet gegenwärtig gewesen zu sein, mit Gewißheit aber kann man nur annehmen, daß die treuen Freundinen aus Galiläa gegenwärtig waren, und, wenn man Johannes glauben soll, wäre auch Jesu Mutter beim Kreuze gestanden und er hätte zu Johannes gesagt: das ist

deine Mutter; und zu ihr: das ist dein Sohn. Aber es wäre nicht zu begreifen, warum die Synoptiker Maria nicht erwähnt hätten, wenn sie gegenwärtig gewesen wäre. Vielleicht macht die Charakterstärke Jesu in diesem Augenblicke eine solche Rührung selbst unwahrscheinlich. Allerdings scheint Johannes nach Jesus Tode dessen Mutter zu sich genommen zu haben, und das veranlaßte ihn wahrscheinlich zu der Behauptung, daß ihm Jesus sterbend sein Liebstes anvertraut habe. Mehrere verhöhnten ihn jetzt, und auch die beiden mitgekreuzigten Diebe scheinen ihn mit den Uebrigen verspottet zu haben. In diesem Augenblicke bereute es Jesus vielleicht, daß er für diese Undankbaren in den Tod gegangen ist. Es ist alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß das plötzliche Springen eines Gefäßes im Herzen seinen schnellen Tod herbeiführte und einige Augenblicke vorher stieß er einen lauten Schrei aus, bei welchem Einige die Worte hören wollten: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist! während Andere, denen mehr an der Erfüllung der Prophezeihungen lag, diesen Schrei mit den Worten wiedergaben: Es ist vollbracht!

(26. Capitel.) Ein jüdisches Gesetz verbot einen Leichnam länger als bis Sonnenuntergang des Tages der Hinrichtung hängen zu lassen. Nun ist es nicht wahrscheinlich, daß bei den durch die Römer vollzogenen Hinrichtungen dieselbe Rücksicht beobachtet wurde, da aber der andere Tag der Sabbath des Festes war, so drückten die Juden der römischen Behörde den Wunsch aus, die Verurtheilten vom Kreuze nehmen zu dürfen. Man zerschlug nun den beiden Dieben die Beine, um sich aber von Jesus Tod zu überzeugen gab ihm ein Soldat einen Lanzenstich. Johannes, welcher behauptet, das gesehen zu haben, legt auf diese Einzelheiten ein großes Gewicht. Einzelne Personen scheinen nämlich an seinem Tode gezweifelt zu haben. Zwar ist es zweifelhaft, daß die Juden gleich damals befürchteten er könnte für wiedererstanden ausgegeben werden, jedenfalls aber hatten sie das größte Interesse daran, darüber zu wachen, daß er wirklich todt sei. Josef aus Arimathäa, eine Stadt, die

wahrscheinlich mit dem alten Rama identisch ist, verlangte von Pilatus den Leichnahm, der ihm auch zugesagt wurde, da man ihn wahrscheinlich schon vom Kreuze herabgenommen hatte. Die galiläischen Frauen begleiteten die Handlung wahrscheinlich mit Weheklagen und die Leiche wurde nun in ein Grab gelegt, das wahrscheinlich einem der Anhänger Jesu gehörte. Am Sonntag-Morgen fanden die Frauen das Grab leer, und zu gleicher Zeit verbreitete sich das sonderbare Gerücht: Er ist auferstanden! Wie sein Körper fortgenommen worden? — Darüber werden wir ewig unwissend bleiben. Erwähnen wir nur, daß bei dieser Gelegenheit Maria Magdalena eine Hauptrolle spielte. Göttliche Macht der Liebe! Heilige Augenblicke wo die Leidenschaft einer Visionärin der Welt einen wiedererstandenen Gott gibt!

(27. Capitel.) Pilatus und Kaiphas verloren ihre Aemter, doch scheint daran Jesus Tod keine Schuld zu haben, auch scheint der Selbstmord des Pilatus aus einer legendenartigen Quelle zu kommen. Ueber den Tod des unglücklichen Judas waren schreckliche Legenden im Umlaufe. Man behauptet, daß er sich für den Preis seiner Treulosigkeit nahe bei Jerusalem ein Stück Land kaufte und man vermuthet, daß es Hakeldama sei. Manche wollen wissen, daß er sich selbst das Leben nahm. Nach Anderen soll er gefallen sein, in Folge dessen ihm die Eingeweide herausfielen, nach Anderen soll er an der Wassersucht gestorben sein. Der Wunsch, an Judas die Drohungen zu zeigen, welche der Psalmist gegen den treulosen Freund schleudert, hat vielleicht zu diesen Legenden Veranlassung gegeben. Vielleicht führte er auf Hakeldama ein stilles zurückgezogenes Leben, während seine ehemaligen Freunde die Kunde seiner Nichtswürdigkeit verbreiteten, vielleicht auch führte der Haß gegen ihn zu Gewaltthaten, in denen man zuletzt den Finger Gottes sah. So waren die Schicksale der Feinde Jesu nach seinem Tode.

Das ist das Hypothesen-Skelett des „fünften Evangeliums", und zwar das ganze „Leben Jesu" durchaus mit Renan's

eigenen Worten wiedererzählt. Für den Verfasser war das Schreiben dieses Auszuges eine Feuerprobe der Geduld, und sollte für derlei Geduldproben von staatswegen je eine besondere Belohnung festgesetzt werden, so glaube ich jedenfalls eines Preises würdig zu sein, daran ich auch großmüthig jeden meiner Leser würde theilnehmen lassen, der im Stande ist, mit so großer Ruhe und Selbstüberwindung diesen Auszug des „fünften Evangeliums" zu lesen, als ich ihn geschrieben habe.

„Geduld ist eine gute Mähre, aber sie nimmt gerne Reißaus" — sagt Walter Scott,*) und man möchte fast sagen, daß er bei diesen Worten mit einer besonderen Divinationsgabe Renan und seine Gegner vorausgesehen habe.

---

*) 1. Band des Romanes „Woodstock".

III.

Geschichte oder Roman?

Haneberg und Osterzee setzten beide auf die ersten Seiten ihrer Gegenschriften zu Renan's „Leben Jesu" einen kurzen Auszug desselben, aber jeder von Beiden erzählt dem „fünften Evangelisten" seine Geschichte nach, wie er sie erzählen würde, wenn er Renan wäre; aber dann ist es eben nicht mehr Renan's, sondern Haneberg's und Osterzee's „Leben Jesu". Des Beispieles wegen mag der Anfang des Auszuges hier stehen, den Haneberg in folgender Weise hinstellt:

„Jesus war nicht der Sohn Gottes, er konnte es schon darum nicht sein, weil es keinen Sohn Gottes, keine *Trinität* gibt. Jesus war der wirkliche Sohn der Zimmermannseheleute Josef und Maria. Er wurde in Nazareth, nicht in Bethlehem geboren. Er war kein Nachkomme Davids. Vermöge seiner geistigen Anlagen war er zu sanfter Schwärmerei von Jugend an geneigt, verrieth aber auch schon in der frühesten Jugend einen gegen das elterliche Ansehen widerspänstigen Sinn, der später sich in eine tiefeingreifende Opposition gegen die bestehende obrigkeitliche Ordnung verwandeln sollte. Sein Geist erhielt keine weitreichende Ausbildung. Er wird außer dem galiläischen Dialekte des Aramäischen keine Sprache verstanden haben. Von der griechischen Philosophie hatte er keine Ahnung; er steht in dieser Beziehung hinter dem Stifter des Buddhismus zurück. Er wuchs in den Anschauungen Galiläas auf und blieb in vielen Dingen immer auf dem Standpunkte der Volksanschauungen stehen. Seine Weisheit kann daher für uns nicht maßgebend sein; die in der beweglichen, ja leidenschaftlichen Seele des jungen Galiläers

liegenden Keime wurden durch die Zeitverhältnisse geweckt. Die revolutionären Bestrebungen eines Judas von Golan gingen nicht spurlos an ihm vorüber, aber Jesus erhob sich über sie."

Brechen wir hier ab, und sehen wir von diesem Abrisse, den Haneberg vom „Leben Jesu" macht, auf das Original des französischen Akademikers zurück, so ist es beim ersten Blicke unverkennbar, daß der ehrliche und gründlich gelehrte deutsche Professor sich in die Fuchsnatur des Franzosen nicht hineinfinden konnte. Diese ehrliche und apodictische Sprache, die Haneberg seinen Gegner reden läßt, ist diesem vollkommen fremd, denn der obige Abriß Haneberg's müßte mit Renan's eigenen Worten wiedergegeben, so lauten:

Man dürfte kaum zweifeln, daß sich Jesus nie für eine Incarnation Gottes ausgeben wollte (pag. 173) *), denn das Wort „Sohn Gottes" scheint er nie von sich gebraucht zu haben (pag. 175) und dem theologischen Raffinement der unfruchtbaren Zänkereien über die Trinität scheint Jesus fremd geblieben zu sein (pag. 178). Ohne geschraubte Version ist es nicht möglich, ihn in Bethlehem geboren werden zu lassen (pag. 14), ein Nachkomme Davids aber konnte er nicht gewesen sein, weil diese Familie, wie es scheint, bereits seit langer Zeit ausgestorben war (pag. 169). Seine Familie scheint ihn niemals geliebt zu haben (pag. 31) und was seine Bildung betrifft, so lernte er vermuthlich nach der orientalischen Methode lesen und schreiben (pag. 22), daß er aber griechisch verstand, ist nicht wahrscheinlich (pag. 23). Vermuthlich sah er Sebaste, kam jedoch übrigens aus seinen galiläischen Dörfern nicht hinaus (pag. 28). Ueber die politischen Zeitereignisse war er wahrscheinlich schlecht unterrichtet (pag. 40). Vielleicht sah er auch Judas, den Galoniten, und kannte wahrscheinlich dessen Grundsätze (pag. 44).

---

*) Zur Angabe der Seitennummern bemerke ich an dieser Stelle zugleich für alle folgenden, daß ich den französischen Text der siebenten Auflage benütze, als deren Ausgabsort am Titel angegeben ist: „Paris 1863; Naumbourg, chez G. Prätz, libraire-éditeur."

Das ist Renan's Sprache. Niemals ehrlich und offen, niemals bestimmt und entschieden in seinen Behauptungen, läßt er sich immer die Hinterthür eines „paraît être“ — „il semble“ — „il ne semble pas“ — „sans doute“ — „il est douteux“ — „peut être“ — „il n' est pas probable“ u. s. w. offen, und es ist eine unwiderlegliche Wahrheit, daß Renan gar nicht im Stande gewesen wäre, sein „Leben Jesu“ zu schreiben, wenn die Académie française alle diese Ausdrücke vor einem Jahre aus der französischen Sprache abgeschafft hätte.*)

G. A. Bürger sagt in einem seiner bekannten Gedichte**), daß der Mann, der das „Wenn“ und das „Aber“ erdachte, sicherlich aus Häckerling Gold gemacht habe. Der Mann ist wohl möglich, allein jener Mann, der das „Vielleicht“ und das „Wahrscheinlich“ so gut zu verwenden wußte, hat daraus ein „Leben Jesu“ gemacht, und dieser Mann ist ein Mitglied der französischen Akademie, und hält sein Buch für ein fünftes Evangelium, dem selbst Haneberg die Gewohnheitssünden seiner „Vielleicht“ und „Wahrscheinlich“ zu nachsichtig behandelte.

Etwas schärfer sah in dieser Beziehung van Osterzee dem französischen Hypothesenkrämer auf die Finger, obwohl auch er den Taschenspieler zu gnädig durchließ, und das arme Publikum auf den eigentlichen Betrug niemals aufmerksam machte.

Da ich bei Haneberg den Anfang seines Auszuges citirte, so will ich bei Osterzee das Ende desselben nehmen, wo er der Sprache Renan's noch am meisten nahe kommt. Osterzee schließt seinen Auszug S. 11 mit den Worten:

„In Gethsemane wird er gefangen genommen und ein höchst unvorsichtiges Wort, das er früher (man weiß nicht recht in

---

*) Diese seine Lieblingsausdrücke sind dem „fünften Evangelisten“ so in's Herz gewachsen, daß er es Jesum selber sehr übel nimmt, weil er bei seinen Schülern kein „Beinahe“ dulden wollte (pag. 220).

**) Sämmtliche Werke. Wien, 1844. 2. Bd. S. 56.

welchem Sinne) über das Abbrechen und Aufbauen des Tempels geäußert hatte, wird der Anhaltspunkt für seine Verurtheilung. Viele ergreifende Züge der Geschichte seines Leidens vor dem jüdischen Rath, Herodes, Pilatus, gehören in das Gebiet der Erdichtung, aber doch, so viel ist gewiß, nach verschiedenen Mißhandlungen wird er zum Kreuzestode verurtheilt, ein Schlachtopfer des jüdischen Legalismus, der buchstäblich Recht, aber sittlich Unrecht hatte. Nach einer Ueberlieferung soll er noch am Kreuze für seine Henker gebetet haben. Einen Augenblick verzweifelt er, klagt er über Verlassenheit von Gott, reut es ihn vielleicht, daß er für ein so tief gefallenes Geschlecht leidet? Doch sein Tod, wahrscheinlich durch einen plötzlichen Herzbruch beschleuniget, wird zugleich ein Triumph, und wirklich gestorben wird er von Josef und Nikodemus (nach der Ueberlieferung im Grabe des Ersteren) begraben."

Hiermit hat Osterzee das Hypothesen-Evangelium allerdings etwas genauer skizzirt, allein, wer diese Skizze mit dem hier gegebenen Auszuge des vorigen Abschnittes vergleichen will, der wird finden, daß Osterzee seinem Gegner eine ganze Reihe von Scheinbehauptungen durchschlüpfen ließ, und daß selbst in dieser kurzen Skizze nicht alle Hypothesen aufgefaßt und präcisirt sind. Denn nach Renan's Worten müßte man diese Stelle so wiedergeben:

Es scheint, daß ihn in den letzten Tagen eine große Traurigkeit befiel, und man glaubt sogar, daß er zu Gethsemane rief: „Meine Seele ist betrübt" (pag. 267). Früher schon entriß ihm eines Tages der Haß gegen den Tempel das Wort: Ihr könnt diesen Tempel zerstören, und in drei Tagen will ich ihn wieder aufbauen. Man weiß nicht recht, welchen Sinn er mit diesen Worten verband, aus denen seine Schüler später gezwungene Allegorien herausfinden wollten (pag. 251). Aber diese Worte wurden für ihn verhängnißvoll. Darf man der Erzählung Glauben schenken, so fragte ihn der Hohepriester, ob er der Messias sei? (pag. 281). Vielleicht erbarmte sich sogar das Weib des Pilatus über den jungen Galiläer (pag. 286) u. s. w. Wahr-

scheinlich wurde Jesus auch zu Herodes geführt (pag. 290). Schrecken und Ungewißheit befielen ihn; vielleicht treten alte Erinnerungen vor seine Seele, vielleicht dachte er an die Brunnen von Galiläa und die jungen Mädchen, die ihn liebten, vielleicht auch verwünschte er sein Geschick (pag. 268). Es ist zu vermuthen, daß ihm am Kreuze ein Gefäß des Herzens sprang (pag. 302). Wahrscheinlich gehörte das Grab, darein man seinen Leichnam legte dem Joseph von Arimathäa (pag. 306).

Doch, das Alles wurde bereits im vorigen Abschnitte umständlich herausgehoben, und auf Grund dessen will ich nun — ehe ich an eine weitere Besprechung des Renan'schen Buches gehe — noch die Frage berücksichtigen, welche Osterzee als Titel auf seine Gegenschrift setzte: Geschichte oder Roman?

Die guten Freunde und die glühenden Verehrer Renan's sagten: Sein „Leben Jesu" ist ein wissenschaftliches Buch, es ist eine gelehrte Untersuchung, die für ihre Existenz ein Recht hat, so wie jede wissenschaftliche Forschung; es ist eine historisch-kritische Darstellung der Geschichte des Lebens Jesu, kurz: ein gelehrtes Buch und das ist eine ausgemachte Sache.

Ich weiß nicht, in welchem Gehirne diese Meinung zuerst ausgebrütet wurde, aber wenn einmal Wieland Recht haben sollte, als er schrieb: „Wer seinen Freund nicht mit allen seinen Fehlern lieben kann, ist nicht werth einen Freund zu haben",*) — dann sind die eben bezeichneten Freunde Renan's sicherlich werth, ihn gleichfalls zum Freunde zu haben, oder, um es richtiger auszudrücken: sich diesen Freund zugezogen zu haben, denn sie nehmen ihn wahrlich mit all' seinen Fehlern, wie er ist, und noch mehr: sie treiben ihre liebenswürdige Freundschaft sogar so weit, daß sie seine Fehler als Tugenden und Vorzüge anpreisen.

Das „Leben Jesu" des fünften Evangelisten ist ein wissenschaftliches und gelehrtes Buch! — Daß doch der Himmel dieser

*) Geschichte des weisen Danischmend. — Sämmtliche Werke. Leipzig, 1854. 9. Bd. S. 220.

Gelehrsamkeit gnädig sei, denn sie ist nicht das Dach der „maronitischen Hütte“ werth, darunter sie das Licht der Welt erblickt haben soll. Paulus Cassel hat dem neuen Evangelisten mit rauher Hand die Larve seiner sogenannten Gelehrsamkeit herabgerissen; allein, wozu denn einen solchen Kraftaufwand verschwenden, wozu denn einen Schmiedeblasebalg herbeischleppen, um eine Feder in die Luft zu blasen? Cassel's Beweise gegen die angebliche Wissenschaft Renan's sind scharf und vernichtend, aber mir scheint bei einem solchen Buche derjenige Beweis der beste zu sein, der auch für jenen Menschen einleuchtend ist, dessen ganze Gelehrsamkeit in einem guten Hausverstande besteht. Ein solcher Beweis ist aber jedenfalls der, welchen ich mit dem Auszuge aus dem „fünften Evangelium“ im vorigen Abschnitte geliefert habe. Ich will einen Bauer vom Pfluge wegnehmen, und ihm diesen Auszug des Lebens Jesu mit allen „Vielleicht“ und „Wahrscheinlich“ und „Es scheint“ vorlesen: und wäre dieser Bauer ein so großer Narr, als Renan will, daß es Jesus gewesen sei — („Ses disciples“ sagt er S. 226 „par moments le crurent fou“) – so müßte er sagen, daß diese Erzählung keine Geschichte sei, denn seine Großmutter hätte wohl besser zu erzählen gewußt. Und der Bauer hätte vollkommen Recht, denn hätte ihm seine Großmutter ein Märchen erzählt, die hergebrachter Weise alle anfangen mit: „Es war einmal“ — und sie hätte diesen landläufigen Anfang umgeändert in: „Es war vielleicht einmal“, um sodann das ganze Märchen mit Hunderten von „Vielleicht“ und „Wahrscheinlich“ auszuschmücken, — so hätte der zukünftige Philosoph in der Bauernjacke seiner Großmutter in's Gesicht gelacht. Eine Argumentation und eine Erzählungsweise aber, die einem Bauer zu schlecht für ein Märchen seiner Großmutter wäre, will man in der „hellerleuchteten Zeit“ der gepriesenen „Aufklärung des 19. Jahrhunderts“ als die Art und Weise eines wissenschaftlichen und gelehrten Werkes ausposaunen!

Wenn irgend ein Mensch eine Biographie Seiner schwarzen Majestät Akolgordjeb, des gegenwärtigen Hauptes der Dinka-Neger vom Abugo-Stamme *), schriebe, und er würde mit hundert „vielleicht" und „wahrscheinlich" alle seine Facta begründen, so würde ich ihm sagen: Herr, das mag alles Andere sein, aber eine Biographie ist es nicht, und wenn Sie über die Lebensumstände Seiner schwarzen Majestät keine anderen Auskünfte zu geben wissen, als daß er wahrscheinlich Dieß und Jenes that, so hätten Sie wohl ohne Gefahr für die Wissenschaft unseres Jahrhunderts diese Biographie ungeschrieben lassen können.

Und was soll man nun zu dem Buche eines Mannes sagen, der sich am Titelblatte desselben rühmt, ein „Membre de l'Institut" zu sein, und dabei über das Leben Christi in einer Weise schreibt, die man einem Biographen eines Häuptlings irgend eines afrikanischen Negerstammes nicht verzeihen könnte?

Endlich was soll man vollends zu jenen Leuten sagen, die, ich weiß nicht welche Stellung dort und da im Leben einnehmen, und dabei Renan's „Leben Jesu" als ein wissenschaftliches Buch erklären?

Freilich, wenn irgend eine Beschäftigung schon dadurch allein eine Wissenschaft würde, daß sie von Herren in dieser oder jener Stellung für geistreich oder anziehend erklärt würde, dann wäre das Possenreißen und Cancantanzen auch eine Wissenschaft.

So viel, mit Bezug auf meinen gegebenen Auszug des „Leben Jesu" über den sogenannten wissenschaftlichen Gehalt dieser sogenannten geschichtlichen Darstellung, und wir müssen nach derselben sagen: ein wissenschaftliches Buch ist Renan's „Leben Jesu" absolut nicht. Und nun gehen wir, etwas genauer und eingehender, als ich das bereits zu Anfang des früheren Abschnittes gethan habe,

*) Siehe hierüber „das Gebiet des weißen Flußes und dessen Bewohner" von A. Kaufmann. Brixen 1861. S. 68.

zur Frage über, ob Renan's Buch ein Roman genannt werden könne?

Während die Freunde Renan's sagen, sein Buch sei ein gelehrtes Werk, behaupten mehrere seiner Gegner es sei nichts weiter als ein Roman.

Mit diesem Urtheile behandeln jedoch die Gegner Renan's das „fünfte Evangelium" in ihrer Art mindestens so gnädig, als es seine Freunde nach ihrer Weise beurtheilen. Für einen Menschen, der nach gewöhnlichem alten Hausbrauche organisirt ist, der naturgemäß auf seinen Füßen geht, und wie alle Andern, die Seinesgleichen sind, redet, ißt und trinkt, — erweckt es schon ein eigenthümliches Gefühl, wenn er einen Dumas'schen oder Gutzkow'schen Roman zur Hand nimmt, darin die Leute auf den Köpfen gehen, statt zu reden nur immer seufzen und dabei von ihren Thränen leben. Inzwischen aber verschlägt das an der ganzen Sache nicht viel, denn jene Sentimentalen, die mit derlei Büchern ihre Zeit verderben, haben nichts dagegen, wenn diese Romanmenschen seufzen und auf den Köpfen gehen; nur muß es der Autor so anzustellen wissen, daß er die Täuschung möglichst vollständig macht. Ohne diese Methode ist kein Roman möglich, und ich habe schon einmal bemerkt, daß ein Romanschreiber, der seine Leser fortwährend um alle Illusionen bringt, besser thäte, aus der ehrsamen Zunft der Romanschreiber zu einer anderen ehrsamen Gilde überzutreten.

Seien wir nun für einen Augenblick so großmüthig und nachsichtig, Renan's „Leben Jesu" für einen Roman, sagen wir sogar: für einen historischen Roman zu halten. Mit diesem gutmüthigen Vorurtheile nehmen wir nun jenen Auszug zur Hand, den ich im vorigen Abschnitte mit den eigenen Worten des Herrn Professors des Hebräischen vom Collège de France zusammengestellt habe.

Wir fangen zu lesen an: „Vielleicht hat sich Jesus, wie alle Mystiker schon durch seinen Namen gehoben gefühlt." — Denken wir uns nun eine Dame, die sich beim Toilettemachen Renan's „Leben Jesu" vorlesen läßt — denn für derlei Damen

scheint doch das Buch zunächst geschrieben zu sein. — Dieser Satz bringt sie aus ihrer ganzen romantischen Stimmung und sie schmollt mit dem Verfasser, daß er die Gelegenheit entschlüpfen ließ, die mystischen Gefühle auszumalen, die in der Seele Jesu durch den Klang seines Namens erweckt wurden. Dieses unbeholfene „Vielleicht" ist da sehr läppisch dahergekommen.

Aber lesen wir weiter: „Die Stadt Nazareth sah wahrscheinlich zu Jesu Zeiten nicht viel anders aus, als heute, und Josefs Haus glich wahrscheinlich den Hütten..." Halt' einmal! Zwei „wahrscheinlich" in Einem Athemzuge, das ist doch eine große Verschwendung! Der Mann hat doch Reisen gemacht; wir, gewöhnliche Menschenkinder, die wir zu keinen „gelehrten Expeditionen" verwendet werden, reisen blos wie die Kuhschwänze, von der einen Seite zur andern: aber der Mann hat Syrien gesehen, und saß, mir nichts dir nichts, in einer maronitischen Hütte, wie Unsereins in einem Gartenhause zwischen zwei Bäumen sitzt, welche einen Wald vorstellen. Hätte doch der Mann keck behauptet, so und so sah Nazareth und das Haus Josefs aus, wir hätten ihm auf's Wort geglaubt, und da wir in keinen „maronitischen Hütten" saßen, auch keinen Gegenbeweis geliefert.

Allein man darf nicht gar zu streng in seinem Urtheile sein, wenn man erst am Anfange des Romanes ist, und darum wollen wir fortfahren:

„Jesus hatte mehrere Brüder und Schwestern, aber diese scheinen nicht das Ansehen genossen zu haben wie er selbst. Die Häuser aber unterscheiden sich wahrscheinlich..."

Da sind wir schon wieder mit Gewalt aus aller Illusion herausgerissen!

Schlagen wir uns gegen Ende dieses sogenannten Romanes eine Scene auf, welche Dumas, senior et junior, sicherlich zu einer „Rührscene" „verarbeitet" hätten; ich meine im 22. Capitel die Auferweckung des Lazarus, oder — eine noch schönere Gelegenheit die Thränenfistel der sentimentalen Leser auszubeuten —

im 24. Capitel den Augenblick, wo die ehrsame Frau Ehehälfte des Pilatus den „sanften Galiläer" vom Fenster des Palastes aus erblickt: — gerade da kommen diese „Wahrscheinlich" und „Vielleicht" schaarenweise und krächzend herangeflogen, wie die Krähen im Herbste.

So schreibt man keinen Roman.

Allezeit ist ein Roman eine Lüge, wozu Autor und Leser zum Voraus einen gegenseitigen stillen Vertrag abgeschlossen haben. Du belügst mich, versteht sich, auf eine manierliche und anständige Weise, ohne mir zu sagen und merken zu lassen, daß du mich belügst, und ich gebe dir mein baares Geld, mit dem Versprechen, deinen Lügen zu glauben, so lange ich lese, und so so lange du nicht so unhöflich bist, mir zu sagen, daß du mich täuschen willst. So ungefähr gehen der Romanschreiber und seine Leser ihren gegenseitigen Vertrag ein.

Hievon ist in Renan's „Leben Jesu" keine Spur.

Denken wir uns, daß während der 9. und 10. Scene des letzten Actes von Schiller's „Maria Stuart" der Regisseur im Vordergrunde der Bühne stünde, und zu dem versammelten Publikum beständig sagte: „Ich bitte, meine Herren und Damen, sich diese Reden nicht zu stark zu Herzen zu nehmen, und nicht zu vergessen, daß diese Maria, dieser Burleigh und dieser Leicester nichts weiter als Schauspieler sind, und dieser Schlag und dieses Getöse, welches Sie da am Schluße der 10. Scene hören, wird nur von einigen Leuten gemacht, die monatlich je zwölf bis sechzehn Gulden für derlei Bemühungen erhalten!"

Da haben wir einen Vergleich dafür, wenn Renan's „Leben Jesu" ein Roman sein soll. Auf keiner einzigen Seite seines Buches gönnt Renan seinem Leser das Vergnügen, sich für einige Augenblicke in seine Theaterwelt hinein zu leben, jeden Augenblick fährt er ihm mit einem „Vielleicht und Wahrscheinlich" über die Nase und rüttelt ihn so aus allen seinen Träumen.

Fragen wir nun mit Osterzee: ist Renan's „Leben Jesu" Geschichte oder Roman? — so können wir, dem Gesagten zufolge, nicht mit Osterzee und auch nicht mit Freppel und

Michelis antworten: Ein Roman ist es, und nichts weiter! — sondern wir müssen sagen: es ist weder Geschichte noch Roman.

Aber irgend etwas muß dieses Buch doch sein, könnte hier jener Mathematiker sagen, der am Schluße des Dramas fragte, was man damit eigentlich beweisen wollte? Allerdings ist es „irgend etwas", so wie auch der Hermaphroditismus „irgend etwas" ist; ein Geist aber, wie der des „fünften Evangelisten" kann jedenfalls nur für Zwittergeburten geeignet sein, und solche Geburten können hinwiederum nur in einer Zeit ihr Glück machen, deren Typus eben dieser geistige Hermaphroditismus ist.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht, die der Leser fort im Auge behalten mag, will ich nun zur eigentlichen aphoristischen Widerlegung des „Leben Jesu" übergehen.

IV.

Aphorismen gegen Renan.

1. Aphorismus.

Renan fängt die eigentliche Biographie Jesu mit den apodictischen Worten an: „Jesus wurde in Nazareth geboren". Hiezu citirt er unten 3 Stellen aus den Evangelien: Matthäus XIII. 54, Markus VI. 1 und Johannes I. 45.

Die erste Stelle lautet nun also: „Und als er in sein Vaterland kam, lehrte er sie in den Synagogen, so daß sie sich verwunderten und sprachen: Woher kommt diesem solche Weisheit und Wunderkraft?" — Aus dieser Stelle will nun Renan den Beweis finden, daß Jesus in Nazareth geboren war! — Dieser Schluß klingt beiläufig so, als wenn ich sagen würde: Renan, der zu Treguier in der Bretagne geboren ist, und zu der Zeit als Professor in Paris das Hebräische vorträgt, lebt gegenwärtig in seinem Vaterlande, folglich ist er in Paris geboren. — Da möchte man doch mit Mephistopheles in Göthe's „Faust" sagen:

> „Mein theurer Freund, ich rath' Euch d'rum
> Zuerst Collegium logicum."

Die oben citirte Stelle aus Markus heißt: „Von da (nämlich von Kapharnaum) ging er weg, und zog in seine Vaterstadt." — Und die erwähnte Stelle bei Johannes lautet: „Philippus fand den Nathanael und sprach zu ihm: wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetze und die Propheten geschrieben haben, Jesum den Sohn Josephs von Nazareth."

Wenn ich aus diesen Stellen apodictisch behaupten sollte, daß Jesus zu Nazareth und sonst nirgends geboren sein müsse, so würde es mir schlecht mit dem Beweise gehen. Allein es

dürfte bei der Citation dieser 3 Evangelienstellen gerathen sein, Herrn *Renan* in ehrlich deutscher Weise in's Gesicht zu sagen, daß er hier *absichtlich seine Leser betrogen habe*. — Ich will diese Unhöflichkeit in Kürze rechtfertigen.

Es ist männiglich bekannt, daß es vier Evangelisten gibt, die doch bei einer so wichtigen Frage, wie die über den Geburtsort Jesu ist, *alle vier* gehört werden sollen. Herr *Renan* ist jedoch genügsam, und präsentirt für seine Behauptung nur *drei*. Soll den gerade der einzige *Lucas* auf diese Frage die Antwort vergessen haben? Oder wollte sich Herr *Renan*, so wichtig auch diese Frage ist, nicht die Mühe nehmen, bei *Lucas* nach einer Beweisstelle zu suchen? Herr *Renan* brauchte gar nicht erst zu suchen, denn jede Bibelausgabe, welche die Parallelstellen angibt, hätte ihn bei der oben citirten Stelle von Matthäus XIII. 54 auf Lukas IV. 16. verwiesen, und diese Stelle lautet wörtlich:

„Und er kam nach Nazareth, *wo er erzogen worden war*, und ging nach seiner Gewohnheit am Sabbate in die Synagoge."

Diese Stelle, *die er gar nicht übersehen konnte*, verschweigt Herr *Renan*, und ignorirt lieber in dieser Frage das ganze Evangelium des hl. Lucas.

„Ueberhaupt wäre ich sehr dafür", so fängt *Börne* eine Novelle an*), „daß der deutsche Gelehrte ein Spitzbube würde." — Ich wäre begierig, wie *Börne* diese Behauptung moduliren würde, wenn er sie mit Rücksicht auf die eben gezeigte Citatenehrlichkeit *Renan's*, gegen die französischen Gelehrten von dieser Sorte anwenden sollte? — Ich meine nämlich im allgemeinen, daß es in der Welt Leute gibt, die nicht erst Spitzbuben zu *werden* brauchen! — Und wenn man will, so ist das auch ein Vorzug, der sogar unter Galeerensträflingen seinen Werth hat.

2. Aphorismus.

Herr *Renan* ist ein kühner Baumeister, der Euch auf eine Seifenblase einen — Babelthurm erbaut. „Jesus ist in

*) Gesammelte Schriften von *Ludwig Börne*. Hamburg, 1862. 1. Band, S. 45.

Nazareth geboren" — diese Seifenblase hat er glücklich zu Stande gebracht, und nun baut er darauf weiter und sagt: „Nur durch eine geschraubte Version ist es möglich, ihn in seiner Legende zu Bethlehem geboren werden zu lassen."

Diese Behauptung ist etwas mehr als naiv. Nehmen wir bei Matthäus den 1. Vers des 2. Capitels, so lesen wir: „Als nun Jesus geboren war zu Bethlehem in Juda, zur Zeit des Königs Herodes, da kamen Weise vom Morgenlande nach Jerusalem."

Und bei Lucus II. 4—7 heißt es:

„Und es ging auch Josef von Galiläa, von der Stadt Nazareth, hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, welche Bethlehem heißt, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war, um mit Maria, seinem verlobten Weibe, die empfangen hatte, sich anzugeben. Es begab sich aber, als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte, und sie gebar ihren erstgebornen Sohn."

Halten wir diese beiden Stellen jenen drei Stellen entgegen, die Renan anführt, um Nazareth zum Geburtsorte Jesu zu machen, so können wir ihn mit seinen eigenen Worten schlagen und sagen: Nur durch eine geschraubte Version ist es möglich ihn in Nazareth geboren werden zu lassen.

Aber wozu — fragen wir, — schwitzt denn der arme Mann so sehr bei dem luftigen Beweise, daß Jesus nicht zu Bethlehem geboren war?

Der Gedanke, welchen er im Hinterstübchen seines Gehirnes verborgen hat, den er aber wohlweislich aus demselben nicht entschlüpfen läßt, ist der:

Nach der Schrift und nach dem Talmud, der für Herrn Renan ein so hochheiliges Buch ist, sollte Christus der Sohn Davids sein, und als solcher in der Geburtsstadt seines Stammvaters geboren werden. *) Nun ist aber Jesus, der

*) Ich verweise hier nur in Kürze auf die Stelle bei Michäas: „Aber du, Bethlehem Ephrata, zwar klein unter den Tausenden Judas, aus dir wird hervorgehen der Herrscher in Israel, dessen Ausgang von

Enthusiast, der Demokrat, der Narr rc. nichts anders, als ein „galiläischer Bauer“, folglich darf er nicht in Bethlehem geboren sein, und die eben früher citirte Stelle bei Matthäus II 1, ist, nach Herrn Renan, ganz einfach in den Text, in späterer Zeit, hineingeflickt. — Warum? — Weil sie bei Marcus nicht vorkommt, sagt Herr Renan. Damit ist er fertig, und Jesus ist nicht in Bethlehem geboren. Aus dieser kühnen Behauptung aber schließt er eben so kühn weiter und sagt: „Er war auch nicht der Sohn Davids“. Aber mit dieser Behauptung rückt er nicht sogleich heraus, sondern er verspart sich dieselbe für das 15. Capitel, ganz nach der Weise der Taschenspieler, die Euch, mir nichts, dir nichts, eine goldene Uhr in einem Mörser zerstampfen, indem sie Euch versprechen, dieselbe sogleich wieder ganz und unversehrt aus dem Mörser herauszunehmen. Plötzlich aber fangen sie an, verschiedenen anderen Schabernack zu treiben, indem sie Euch Kunststücke mit Spielkarten machen, Diesem eine Münze in die Tasche stecken, Jenem das Schnupftuch zerschneiden u. dgl. m. Schließlich aber, wenn Ihr auf die zerstampfte Uhr schon ganz vergessen habt, hängt sie Euch irgendwo an einem Nagel vor der Nase.

Herr Renan versteht sich nicht minder auf sein Handwerk. Wie gesagt, im 15. Capitel*) rückt er plötzlich mit der Behauptung heraus: „Der Titel „Sohn Davids“ war der erste, den er entgegennahm, wahrscheinlich, ohne sich in diese unschuldigen Betrügereien einzumischen; .... die allgemeine Meinung ging dahin, daß der Messias der Sohn Davids sein, und in Bethlehem geboren werden müsse. Jesus erster Gedanke ging wohl darauf nicht hinaus; er hielt sich nicht für den Sohn Davids. Aber

Anbeginn ist“ (cap. 5 v. 2). Im Targum Jeruschalai heißt es in der Paraphrase zu 1. Mos. 49; 10: „Wie schön ist der König Messias, welcher vom Hause Juda kommen wird“ u. s. w. — und der Jalkut chadasch, Fol. 142, col. 1, Nr. 28, Fol. 143, col. 2, Nr. 52 (Amsterdam 1659) nennt den Messias ausdrücklich einen „Sohn David's“.

*) Zu Anfang des 8. Capitels (pag. 95) wird dieses Thema nur flüchtig im Vorbeigehen berührt.

die öffentliche Meinung that ihm hierin gewißermassen Zwang an; daher läßt er sich diesen Titel gefallen, und scheint sogar endlich daran Vergnügen zu finden. Die einzige Schwierigkeit dafür bot seine Geburt zu Nazareth, und man weiß nicht, ob er gegen diesen Einwurf zu kämpfen hatte. Vielleicht trat diese Schwierigkeit auch in Galiläa gar nicht so auffallend hervor; . . . für den galiläischen Idealisten war jedoch der Titel „Sohn Davids" hinlänglich gerechtfertiget, wenn derjenige, dem man denselben beilegte, den Ruhm seines Geschlechts wieder erneuerte."

Alle diese luftigen Behauptungen, wo Alles nur „scheint" und „wahrscheinlich" und „vielleicht" so ist, sollen beweisen, daß Jesus nicht aus dem Stamme Davids war. Aber Herr Renan rückt noch mit einem Grunde in's Feld, und erklärt: „Die Familie David's war nach meiner Meinung schon lange erloschen". — Das läßt sich hören! — Und wie beweiset uns Herr Renan, daß die Familie David's, nach seiner Meinung, schon lange erloschen war? In einer Note (pag. 169) sagt er: „Es ist freilich wahr, daß einige Gelehrte, wie z. B. Hillel, Gamaliel dafür ausgegeben werden, daß sie aus der Familie Davids waren. Aber diese Angaben sind sehr zweifelhaft". — Das läßt sich abermals hören! — Und wie beweiset Herr Renan, daß diese Angaben sehr zweifelhaft sind?— „Weil" — so beweiset er uns weiter — „die Familie Davids, wenn sie noch bekannt gewesen wäre, in den großen Kämpfen, neben dem übrigen Adel gewiß figurirt hätte, was niemals geschehen ist."

Der Schluß ist wieder so köstlich, als der früher erwähnte: Weil Matthäus sagt, Jesus habe in den Synagogen seines Vaterlandes gelehrt, so war er zu Nazareth geboren! — — Nach dem logischen Schluße des Herrn Renan könnte ich eben so gut sagen: Nach meiner Meinung ist heute die alte Dynastie der Könige von Frankreich schon erloschen. Es ist freilich wahr, daß man die Familie der jetzt so genannten Grafen von Chambord für Nachkömmlinge derselben betrachtet, aber diese Angaben sind zweifelhaft, weil dieselben in den großen Kämpfen gegen

die Napoleoniden niemals neben dem übrigen Adel Frankreichs besonders figurirten.

Diese Behauptung Renan's: Nach meiner Meinung war die Familie David's zur Zeit Christi schon erloschen, erscheint aber noch lächerlicher, wenn man ihr den 4. Vers des 2. Cap. von Lucas zur Seite stellt, der, wie ich bereits erwähnte, so lautet:

„Und es ging auch Josef von Galiläa, von der Stadt Nazareth, hinauf nach Judäa, in die Stadt Davids, welche Bethlehem heißt, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war.“

Was wird der gute Herr Professor mit diesem Verse anfangen? — Höchstens könnte er sagen: Nach meiner Meinung wurde dieser Vers erst später in das Evangelium eingeschoben. Aber mit einem solchen Argumente beweise ich dem Herrn Professor alles Mögliche und Unmögliche in der Welt, sogar die Hypothese, daß Herr Renan ein Gelehrter sei.

---

3. Aphorismus.

Nun handelt es sich um die Bestimmung der Zeit, wann Christus geboren wurde. Hier finden wir wieder unseren Mann, der ein ungemein ernstes und gelehrtes Gesicht schneidet, und dabei mit einem „Wahrscheinlich“, darauf er seinen ganzen Beweis gründet, eine der wichtigsten Fragen wie mit einer verächtlichen Handbewegung abthut.

„Man kennt nicht genau die Zeit seiner Geburt“; so fängt unser Mann zu demonstriren an (pag. 15). „Sie fand statt unter Augustus Regierung, ungefähr um das Jahr 750 nach Roms Erbauung, wahrscheinlich einige Jahre vor dem Jahre 1 unserer Zeitrechnung.“

Das heißt doch mit einem grimmigen Gesichte sich zu Pferde setzen, um gegen eine Weltfrage mit einer Fliegenklatsche loszugehen. Wir Deutsche machen es in solchen Fällen ganz anders, als der französische Evangelist, denn wenn wir auf Fliegenjagden ausgehen, so setzen wir uns dabei niemals hoch

zu Roß, und wenn wir wissenschaftliche Fragen abthun wollen, so nehmen wir nie Fliegenklatschen zur Hand, sondern wir machen es so:

Vorerst stecken wir unsere Nasen in alle Bücher, um zu sehen, was Diese und Jene über eine bestimmte Frage meinen, und finden wir, daß ein Anderer unsere Ansicht theile, so geben wir ihm brüderlich die Hand, bisweilen etwas derb, das ist wahr, aber der Andere weiß immer, wie er mit uns daran ist; finden wir aber, daß er nicht unserer Meinung sei, so geben wir auch diesen Gefühlen einen entsprechenden Ausdruck, bisweilen auch etwas derb, das ist wiederum wahr, aber wir sagen ihm auch die Ursache, warum wir seine Gegner sind, und der Andere weiß nun abermals, wie er mit uns daran ist. Das ist so deutsche Manier, und daher gibt es keine „Bücherei" in der Welt, die nicht nach allen Seiten schon von deutschen Nasen wäre beschnüfelt worden.

Darum würde es auch in der hier erwähnten Frage keinem Deutschen möglich sein in vier Zeilen mit einem: „Man weiß *nicht* genau" und „ungefähr" und „wahrscheinlich" die Bestimmung des Geburtsjahres Christi abzufertigen, sondern er würde doch mindestens Sepp's „Leben Christi" zur Hand nehmen, sothanes Werk zu Regensburg 1843 herauskam, und er würde daselbst im 1. Bande mit allen möglichen Gründen nachgewiesen finden, daß das Geburtsjahr Christi das Jahr 747 nach Roms Erbauung sei. Allerdings stünde es ihm frei, gegen alle Beweise von Sepp eben so viele andere anzuführen, um vielleicht mit Dionysius Exiguus das Jahr 754 zu vertheidigen, aber es stünde ihm nicht mehr frei, mit einer so sonderlichen französischen Nonchalance zu sagen: das Geburtsjahr Christi war ungefähr das Jahr 750 nach Roms Erbauung, wahrscheinlich einige Jahre vor dem ersten Jahre unserer Zeitrechnung.

Mit einer so kurz gehaltenen, vagen Auskunft würde sich Herr Renan nicht begnügen, wenn er sich an seine Geburtspfarre mit der Frage um sein eigenes Geburtsjahr wenden würde, welches doch — mit allem gebührenden Respect vor dem

„fünften Evangelisten“ — für die Welt nicht im tausendsten Theile so wichtig sein dürfte, als das Geburtsjahr Jesu Christi.

---

4. Aphorismus.

Renan stellt uns nun, ohne viele Complimente, die ganze Familie Jesus vor. Sein Vater ist Joseph, und seine Mutter Maria. Die Stelle bei Lucas III. 23: „Und Jesus war, als er anfing ungefähr dreißig Jahre alt, und wurde für einen Sohn Joseph's gehalten,“ — welche für Renan doch mitten am Wege liegt, überspringt er ohneweiters, welches Kunststück er jederzeit anwendet, wenn er sich nicht anders aus einer Verlegenheit zu retten weiß.

Die Familie war „ziemlich zahlreich“, und es ist gleichgültig ob sie nun „aus einer oder aus mehreren Ehen herrührte.“ — Gleich in der Einleitung (pag. IX.) verspricht Renan „für jede Conjectur in einer Note genau die Stelle anzugeben, worauf sich dieselbe stützt.“ Diese letztere Behauptung Renan's über die Familie zu Nazareth, ist nun offenbar eine Conjectur, und zwar eine von den wohlfeilsten, oder ich weiß überhaupt nicht, was eine Conjectur ist. Aber der „fünfte Evangelist“ gibt uns dieselbe noch billiger, als sie an und für sich schon ist, denn wir dürfen sie ganz ohne Citat in Kauf nehmen. Abbé Freppel richtet an Herrn Renan die spitzige Frage, ob er etwa für diese Behauptung die Eheverträge zu Nazareth eingesehen habe?*) Allein sehen wir uns seine Worte (pag. 17) etwas schärfer an, so werden wir finden, daß der Mann, der selbst Nazareth gesehen, sich dort die von Freppel geforderte Mühe gar nicht zu nehmen brauchte, denn er sagt wörtlich so:

„La famille, qu'elle provînt d'un ou de plusieurs mariages, était assez nombreuse“. Dieser so hingestellte Satz ist aber nur eine andere Umschreibung für Renan's gewöhnliche Redeweise, und heißt mit andern Worten: Vielleicht stammte die Familie, die ziemlich zahlreich war, aus einer oder aus mehreren

---

*) Siehe die Uebersetzung S. 146.

Ehen." — Man sieht, Renan will mit dem Satze überhaupt gar nichts behaupten und nichts beweisen. Es ist das nur eine so hingeworfene Meinung, womit eigentlich die Mutter des Herrn getroffen werden soll. Renan ist im Stande, Euch alles zu beweisen, was Ihr nur immer wollt oder auch nicht wollt, und wenn es Euch vielleicht gefällig sein sollte, so beweist Euch Herr Renan auch noch, daß Maria diese „mehreren Ehen" nach Deuteronomium XXV. 5, u. s. w. geschlossen hat, oder auch das Josef siebenmal verheirathet war.

Diese „ziemlich zahlreiche" Familie wird nun, wie es nicht mehr als billig ist, in eine männliche und weibliche Hälfte abgetheilt. Ein Drittes gibt es nicht, sonst würde Renan auch dafür seine Leute finden.

Was nun die Brüder Jesu betrifft, so sagt Renan ganz richtig, daß die im Evangelium sogenannten „Brüder Christi" eigentlich seine Vettern, und zwar Söhne von Maria's Schwester, nämlich Maria, dem Weibe des Kleophas, waren. Wer sind denn hernach die Brüder Jesu, aus dieser „ziemlich zahlreichen" Familie? — Die sind unbekannt, sagt Renan (pag. 18). Trotzdem aber weiß Euch der Mann von den „Brüdern Jesu" ganze Geschichten zu erzählen.

Sie *scheinen* kein Ansehen genossen zu haben, und außerdem *scheinen* sie mehr eines selbstständigen Charakters gewesen zu sein (pag. 18). Aber das ist noch nicht Alles; sie *scheinen* sogar hart gegen Jesus gewesen zu sein (pag. 31), ja, sie machten sogar lebhafte Opposition gegen ihn, und das schließt Renan daraus, weil sich nach Matthäus XIII. 57, *die Bewohner von Nazareth* an Jesus ärgerten und weil bei Johannes VII. 3. seine „Brüder" — d. h. nach Renan selbst: seine *Vettern* — ihn auffordern, nach Judäa zu gehen, damit seine Jünger seine Werke sehen. Weil aber Herr Renan bei seinen Lesern offenbar ein sehr kurzes Gedächtniß voraussetzt, so versichert er später (pag. 110 und 111) nochmals, daß ihm seine Brüder abgeneigt waren, und daß sie zu Jesu Lebenszeit kein großes Ansehen genossen haben, und endlich bläut er dem Leser noch-

mals (pag. 229) den Gedanken ein, daß seine „Brüder"— also abermals nach Renan selbst: seine Vettern — an Jesus nicht glaubten.

Das Alles erzählt Renan von den „Brüdern Jesu", deren weitere Adressen und Charaktere er übrigens nicht angibt. Und wozu auch? Ist es nicht schon genug, von Leuten, die — nach Renan — kein Mensch in der Welt kannte, und von denen man nie etwas wußte, nach achtzehn Jahrhunderten eine Geschichte zu erzählen, die — in jeder Kinderstube ihre Bewunderer fände?

Mit den Schwestern dieser „ziemlich zahlreichen" Familie macht Renan schon einen kürzeren Proceß. Die waren zu Nazareth verheirathet (pag. 19), und damit Punctum. Wer wird auch auf die Biographie von Schwestern eine Mühe verwenden, die sich schon bei den Brüdern nicht lohnte. Genug, wenn der Leser weiß, daß sie verheirathet waren, das bleibt immer die Hauptsache.

Inzwischen aber muß man Renan die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er mit den Verheirathungen der Schwestern Jesu gewissenhafter verfährt, als mit der „mehrmaligen Ehe" daraus die „ziemlich zahlreiche" Familie zu Nazareth hervorgegangen sein soll. Für den Umstand, daß die Schwestern Jesu zu Nazareth verheirathet waren, bringt uns Renan wohl keine Abschrift eines Dokumentes, das er etwa zu Nazareth selbst auffand, aber er citirt in einer Note mit einer unsäglichen Genugthuung Marcus VI. 3.

Sehen wir uns nun diese Stelle an, die Renan wohlweislich nicht anführt, während er durch seine einfache Hinweisung auf Markus VI. 3. dem harmlosen Leser den Glauben beibringt, daß daselbst etwa die ganzen Hochzeitsfeierlichkeiten beschrieben sind, so finden wir, daß die Einwohner von Nazareth sich über Jesus, als er in der Synagoge predigte, also äußerten:

„Ist er nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria, ein Bruder des Jacobus, Josef, Judas und Simon? Und sind

nicht auch seine Schwestern hier bei uns?" —*) In den Worten nun, daß die Bewohner von Nazareth sagen: seine Schwestern sind sammt seinen Brüdern hier in Nazareth — findet Renan das Recht zu der entschiedenen und trockenen Behauptung: seine Schwestern waren verheirathet.

So wenig aber ein vernünftiger Mensch aus diesem Verse des Marcus den Beweis finden kann, daß die sogenannten Schwestern des Herrn verheirathet waren, so wenig kann er daraus auch den Beweis finden, daß sie wirkliche und leibliche Schwestern des Herrn waren, denn der Evangelist nennt da die Brüder und Schwestern in Einem Athemzuge; da aber diese Vier: Jacobus, Joseph, Judas und Simon erwiesenermaßen, und selbst nach Renan's Geständniß, Vettern Christi, d. h. Söhne der Maria, des Weibes von Kleophas waren, so können doch die zugleich mit genannten Schwestern nicht leibliche Schwestern des Herrn bedeuten, sondern sie können nach hebräischem und griechischem Sprachgebrauche nur im Sinne von Blutsverwandten genommen werden.

Allein das Alles kümmert Herrn Renan nicht; er hat einmal seine Freude an der Behauptung, daß die Familie zu Nazareth „ziemlich zahlreich" war, und nun bleibt kein anderer Ausweg mehr, als Brüder und Schwestern herbeizuschleppen, so weit es nur möglich ist, die alle noch lange leben, weil es doch gar zu grausam wäre, alle zusammen so jung sterben zu lassen.

5. Aphorismus.

„Wissen ist Macht!" sagte der berühmte Staatsmann Lord Bacon und so viel ich weiß, haben es ihm seit zweihundert Jahren gar viele Leute nachgesagt, vielleicht Einige, wie das nicht selten geschieht, in der Meinung, gleichfalls große Staatsmänner zu sein, sobald sie nur den berühmten Satz des berühmten Lord nachgesagt hätten. Da Bacon später in den Tower geführt wurde, mochte er vielleicht einer gegentheiligen

*) Diese Stelle findet sich fast wörtlich so auch bei Matthäus XIII. 55 und 56.

Ansicht sein, so wie seither auch schon Bulwer *) längst gegen Bacon zu beweisen suchte, daß Wissen nicht Macht sei; allein das gehört nicht mehr hieher, und es soll an diesen Ausspruch des Lord Bacon hier nur erinnert werden, um zu sehen, wie Renan das Wissen seines „galiläischen Zimmermannes" auffaßt, und wie er sich die Macht vorstellt, die in diesem seinem Wissen gelegen sein soll.

Wie sich Renan den Jugendunterricht Jesu vorstellt, habe ich bereits früher im Auszuge des 3. Capitels vom „Leben Jesu" erwähnt.

Wahrscheinlich lernte er nach orientalischer Methode lesen und schreiben, — wahrscheinlich verstand er nicht hebräisch, — wahrscheinlich verstand er auch nicht griechisch. — Der Mann, welcher verspricht, für jede Conjectur eine Stelle zu citiren, läßt uns diese drei „Wahrscheinlich" ganz gemüthlich ohne weiteren Beweis stehen, und entschädigt uns dafür nur — mit dem vierten „Wahrscheinlich": daß es zu Nazareth keine Soferim gab.

Dieser Unterricht sieht eben nicht sehr glänzend aus, und daher bleibt Herrn Renan nichts anders übrig, als „die lachende und großartige Natur" (pag. 22) zur einzigen Lehrerin Jesu zu machen. Daß sich bei einem so eigenthümlichen Unterrichte keine großen Resultate erzielen lassen, ist leicht begreiflich. Daher erfahren wir durch Herrn Renan weiter, daß Jesus weder direct noch indirect von griechischer Cultur etwas wußte (pag. 25) und daß er keine Kenntniß von der allgemeinen Lage der Welt, und noch weniger einen Begriff von der römischen Macht hatte (pag. 29). Diese Stellen präsentirt uns Renan abermals ohne Citate. Außerdem wußte Jesus nichts von einem Fortschritte (pag. 29) und war jeder Idee von Physik fremd (pag. 30). Auch hier gibt sich Renan gar keine Mühe, uns mitzutheilen, woher er diese Behauptungen genommen habe.

*) Siehe dessen Roman „die Stiefmutter" 2. Theil. — In der zu Stuttgart 1845 herausgegebenen Uebersetzung 9. Bändchen S. 56.

Später (pag. 40) belehrt uns der „fünfte Evangelist“, daß Jesus wahrscheinlich in allen politischen Ereignissen schlecht unterrichtet war, abermals ohne uns zu sagen, woher er das Recht zu diesem „Wahrscheinlich“ genommen habe; und nachdem uns Renan dieses sonderbare Bild von dem Geiste des „jungen Zimmermanns“ gegeben hat, nennt er ihn (pag. 44) den weisen Jesus.

Mag es jeder Leser selbst entscheiden, welches Recht Renan haben mag, Jesus, nach der früheren Darstellung seines gesammten Wissens, diesen Titel zu geben.

Bei einer solchen Schilderung wird aber Jedermann, der kein Aspirant und Candidat der Gehirnerweichung ist, fragen: Wie ist denn dieser „junge Zimmermann“ nach einer solchen, auf Null reducirten Vorbildung, zu dem sonderbaren Entschlusse gekommen, ein Lehrer und ein Prophet zu werden? — Um allen möglichen Fällen vorzubeugen, wirft Renan selbst diese Frage auf, und zugleich ist er so gefällig, um uns alles weitere Grübeln darüber zu ersparen, uns die Antwort zu geben: Das weiß man nicht (pag. 53).

Die Antwort ist sehr gut, und erinnert lebendig an jenen Schulmeister bei Castelli,*) der seinen Schüler fragt, wie hoch der Babelthurm war, und darauf in ein ungemeines Entzücken darüber geräth, als ihm der Junge, nach einigem Nachdenken antwortet: Das weiß man nicht.

Nur so viel steht bei Renan fest, daß Jesus seine Lehren lange in seiner Brust verschlossen hatte, ehe er sie einigen Vertrauten mittheilte (pag. 66). Würde man Herrn Renan fragen, wie lange diese Gefangenschaft der Lehren in der Brust des jungen Meisters dauerte, so würde er sicherlich mit derselben Galanterie, wie früher, sagen: Das weiß man nicht.

Wollen wir nun den Geisteszustand des „jungen Meisters“ verfolgen, so erfahren wir durch Herrn Renan jetzt weiter, daß Jesus in einer heroischen Aufwallung seines Willens sich für

*) Siehe Castelli's Gedichte „des Knaben Antworten“. Berlin, 1835. 4. Band, S. 65.

allmächtig hielt, und in Folge dieser heroischen Aufwallung sogar die ganze Natur umwandeln wollte (pag. 85 et 86), und noch auf derselben Seite versichert er uns nochmals, daß Jesus keinen Begriff von der römischen Macht hatte. Da uns Herr Renan gerade 57 Seiten zuvor schon diese Entdeckung mitgetheilt hat, so möchte man diese Wiederholung fast für eine Beleidigung des Lesers halten, wenn man nicht wüßte, was Herr Renan für ein galanter Mann ist. Dafür aber ist er gegen den „jungen Galiläer" um so unhöflicher, von dem er gleich darnach (pag. 88) geradezu behauptet, daß er von Geschichte nichts verstand.

Bei einem derlei geistigen Zustande ist es leicht begreiflich, wenn Renan behauptet, daß Jesus im Himmel besser Bescheid wußte, als auf der Erde (pag. 125), denn Herr Renan hat uns nun darüber belehrt, daß Jesus weder hebräisch noch griechisch verstand, daß ihm alle griechische Cultur und aller Fortschritt unbekannt war, daß er von Physik nichts wußte, und daß ihm alle Politik, die ganze damalige Weltlage fremd blieb. Das heißt doch wahrhaftig auf der Erde „nicht Bescheid wissen."

Allein das ist noch nicht genug. Jesus kannte auch nicht das Heidenthum (pag. 162) und nicht einmal von seiner eigenen Persönlichkeit hatte er einen genauen Begriff (pag. 174). Dadurch fühlt sich nun Renan zur Behauptung berechtiget, daß die Gründer des Christenthums in einem Zustande „poetischer Ignoranz" (pag. 184) lebten. Wer nun gerade nicht in Renan's Schule ging, der könnte hier fragen: was ist denn poetische Ignoranz? — Und man könnte diesem Vorwitzigen etwa mit des großen Meisters Worten erwidern: Das weiß man nicht! Allein wir finden wohl eine bessere Erklärung desselben großen Meisters, wenn wir in seinem Buche weiterschlagen, wo wir (pag. 226) lesen: Zu Zeiten glaubten seine Schüler, daß er ein Narr sei.*)

*) Renan beruft sich hier endlich auf eine Stelle bei Marc. III. 21. auf die ich später zurückkommen werde. Uebrigens kann ich diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne eine Bemerkung über die Art und Weise einzuflechten, wie man unserem Volke Renan's „Leben Jesu" präsentirt

Brechen wir hier, ohne weitere Bemerkung über diese letzte Stelle, die Schilderung ab, welche uns Renan über den intellectuellen Zustand des „Zimmermannes von Galiläa" entwirft.

---

6. Aphorismus.

Wer Consequenz des Denkens finden will, der darf darnach weder bei Narren, noch bei Fanatikern einer bestimmten Meinung suchen, welche Letzteren eben nur die Geschwisterkinder der Ersteren sind. Es ist eine traurige Wahl, wenn man nur zwischen diesen Beiden die Alternative hat, aber es gibt Leute, denen dieses schöne Los beschieden ist, und zu diesen wenig Beneidenswerthen gehört ohne weiters Herr Renan. Des Franzosen Buridan's Esel, der rathlos zwischen zwei Heubündeln verhungerte, weil er sich für keines entschließen konnte, stand offenbar nicht auf jener intellectuellen Höhe, welche der „fünfte Evangelist" einnimmt, der in der oben angedeuteten Alternative keinen Augenblick schwankt, sondern mit aller Entschiedenheit sich dem Fanatismus einer Meinung zuwendet. Daher aber auch die Inconsequenz seiner Behauptungen, davon ich hier, wo eben von dem „intellectuellen Zustande" Jesu die Rede war, ein Beispiel geben will.

Die lachende Natur war Jesu einzige Erzieherin, behauptet Renan mit der Trockenheit eines Mathematikers. Allein es ist ihm damit nicht so ernst, als er sich den Anschein gibt, denn er sagt mit derselben Trockenheit, daß er von Johannes dem Täufer das Predigen lernte (pag. 83).

Aber das ist noch nicht Alles, denn Jesus hatte noch andere Lehrmeister, unter welchen zunächst zu nennen ist „der sanfte

---

In der von R. Braun veranstalteten Uebersetzung (Wien, Verlag von Markgraf, 1864, 11. Aufl.) lautet diese Stelle S. 270: „Seine Schüler hielten ihn selbst in manchen Augenblicken für irre", während doch im Originale das Wort „fou — Narr" ausdrücklich steht. Es scheint doch, daß diese Herren selbst den Freunden Renan's noch so viel religiöses Gefühl zutrauen, daß sie es nicht ertragen könnten, wenn man den Gottmenschen einen Narren nennt.* — Später werde ich auf andere Stellen aus Braun's Uebersetzung aufmerksam machen.

und edle Hillel mit seinen beinahe evangelischen Doctrinen" (pag. 234). Dasselbe sagt Renan (der nach Art der alten Weiber seine meisten Behauptungen zweimal und auch noch öfters wiederholt) schon hundert Seiten (pag. 26) zuvor, wo er versichert, daß Hillel schon 50 Jahre vor Christus Aphorismen aussprach, die mit den Reden Jesu viele Aehnlichkeit hatten, und endlich wiederholt Renan der Sicherheit wegen (pag. 67) noch einmal, daß Hillel fast eben so bedeutende Aphorismen aussprach, wie Jesus. Diese „beinahe evangelischen Aphorismen Hillel's" lernte aber Jesus nicht „in Folge gelehrter Studien, sondern sie drangen wie häufig wiederholte Sprichwörter zu ihm" (pag. 59).

Man kann immerhin ein sehr gläubiger Verehrer des fünften Evangelisten sein, und dennoch einen gewaltigen Zweifel gegen diese Behauptung haben, die sich ganz kurz durch das 6. Capitel des Marcus widerlegen läßt, welchem Capitel Renan selbst die Gnade erweist, es für authentisch zu halten. In diesem Capitel wundern sich nämlich die Bewohner von Nazareth über die Weisheit, die aus Jesus Reden leuchtete. Waren nun seine Lehren zum Theile nichts anderes, als Hillels Aphorismen, wie konnte sich denn das Volk über diese Lehren verwundern, da doch eben diese Aphorismen, nach Renan's Behauptung, wie Sprichwörter im Volke lebten? — Wenn das kein Widerspruch ist, so ist es eine Bosheit; — Herr Renan hat die Wahl zwischen beiden.

Aber nicht nur Hillel, sondern auch dessen Enkel Gamaliel ein „esprit libéral et un homme du monde" (pag. 158) stand damals im großen Ansehen. Renan gibt uns hierüber die Versicherung: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß Jesus diesen Gamaliel niemals hörte". — Das ist eine peinliche Auskunft, denn jetzt wissen wir dennoch nicht, ob Jesus nicht vielleicht auch von diesem „esprit libéral" vom Hörensagen einige „Abschnitzel" auffing oder nicht, denn nach Renan ist es nur Thatsache: es sei nicht wahrscheinlich, daß ihn Jesus persönlich hörte.

Etwas anderes ist es schon mit einem anderen Lehrer Jesu, nämlich mit Judas, dem Galoniten, über dessen Einfluß auf Jesus unser neuer Evangelist ein ganzes Stück „Vielleicht" in die Wagschale der Wahrscheinlichkeit wirft.

Dieser Judas war augenscheinlich (évidemment) das Haupt einer galiläischen Secte, deren Fundamental-Grundsatz war: zu Niemanden „Herr" zu sagen. Wahrhaftig eine sonderbare Secte, zu der alle Grobiane zählen, die seit der Schöpfung diese Erde schmückten! — „Vielleicht sah Jesus diesen Judas, jedenfalls aber kannte er seine Schule!" (pag. 44.) Wie viel oder wie wenig Jesus von dieser Schule lernte, sagt uns Herr Renan nicht, nur so weit lüftet er den Vorhang seines Geheimnisses, daß er uns mittheilt, Jesus habe durch sein Beispiel gelernt, daß Volksaufstände wenig nützen (pag. 86).

Endlich war noch ein anderer Lehrer Jesu, den wir bereits kennen, und auf den wir später ausführlicher zurückkommen werden, Johannes der Täufer.

Das sind gewiß Lehrer genug für den „jungen Galiläer" als dessen einzige Lehrmeisterin Herr Renan die „lachende und großartige Natur" um Nazareth erklärt hatte.

Uebrigens kann man nicht wissen, wie viele Lehrer Jesus, nach Renan's Meinung sonst noch hatte. So z. B. behauptet er (pag. 123) allen Ernstes, daß „das entstehende Christenthum der Spur der Essäer folgte." Aber mit Bezug auf Jesus ist hier Renan nicht im Reinen, da er gleich auf der nächsten Seite erklärt, daß seine Beziehungen zu den Essäern nicht genau festzustellen seien. Diese Behauptung macht der „fünfte Evangelist" aber nur im guten Vertrauen auf das kurze Gedächtniß seiner Leser, da er 98 Seiten zuvor (pag. 25) apodiktisch behauptet, daß Jesus die Askese der Essäer gar nicht kannte.

Hiernach ist es zugleich wahrscheinlich und unwahrscheinlich, möglich und unmöglich, daß auch die Essäer zu Jesus Lehrern

zu rechnen sind. Das ist doch genau jene Methode, die Strachwitz so trefflich geißelt, wenn er sagt:

„Sollt' schwarz und weiß Ihr unterscheiden
Und zwischen beiden wählen schlau,
So sagt Ihr: Her mit allen Beiden!
Wir mischen beide in das Grau.“ *)

Will man also glauben, daß die Essäer Jesus Lehrer waren, gut; Renan behauptet das auch! — Will man dagegen behaupten, sie seien nicht seine Lehrer gewesen, gut; Renan ist auch eben so entschieden dieser Meinung.

Nun sind wir aber mit dem Unterrichte des „jungen Galiläers“ noch immer nicht fertig, denn er las auch die Schrift des a. T. (pag. 26), daraus besonders die Propheten auf ihn einen großen Eindruck machen, und überdieß scheint es Renan nicht zweifelhaft zu sein (pag. 26), daß Jesus auch die apokryphischen Werke las. Unter diese letzteren rechnet Renan mit aller Entschiedenheit auch das Buch Daniel. Es ist sehr traurig, daß Renan diese Entdeckung um 16 Jahrhunderte zu spät machte, da sie ja bekanntlich schon durch den Neuplatoniker Porphyrius (geb. 233 n. Ch.) gemacht wurde, von welcher Zeit an, bis herab auf de Wette man dieses Thema fortwährend wiederkäute. Daß Hengstenberg**) diese Frage längst in ein klares Licht gesetzt, weiß Renan nicht und wir wollen es dem Manne noch verzeihen, daß er sich in der deutschen Theologie niemals umgesehen hat; aber daß ihm auch Herder, einer der bekanntesten Männer der deutschen Literatur unbekannt ist, das ist dem Mitgliede der französischen Akademie unverzeihlich. Renan brauchte nur den 1. Band von Herder***) aufzuschlagen, so konnte er finden, daß selbst dieser Fahnenträger der deutschen Nationalisten und Humanisten an der Authenticität Daniels nicht zweifelte, wenn ihm gleich seine Prophezien wenig behagen.

---

*) Gedichte von Moritz Graf Strachwitz. Breslau 1850, S. 35.

**) Die Authentie des Daniel. S. 10 — 220.

***) Sämmtliche Werke Carlsruhe, 1820. S. 260 u. s. w.

Allein derlei Dinge existiren für den gelehrten Evangelisten von heute nicht. Daniel ist apokryph, und vielleicht hat Persien sein Ideal dazu hergegeben (pag. 11). Aber Jesus lernte aus ihm seine Ausdrücke vom Reiche Gottes (pag. 57), welchem Begriffe Jesus später einen kühnen moralischen Sinn und eine sociale Tragweite gab (pag. 84), obwohl dieses Reich Gottes zu anderen Malen wieder die buchstäbliche Erfüllung der Visionen Daniel's ist (pag. 193). Daher finden sich auch die apokalyptischen Lehren der Evangelien und der Schriften der Apostel alle schon in Daniel (pag. 200).

Alles das gilt auch vom Buche Henoch, welches, wie Renan schon in seiner Einleitung (pag. XIII) bemerkt, „in der Umgebung Christi sehr viel gelesen wurde.“— Um für diese Behauptung eine Autorität zu haben, citirt Renan: Judas 14. Der Apostel schreibt da von den Feinden Christi und sagt nun in der angemerkten Stelle: „Es hat auch von diesen Enoch, der siebente von Adam, geweissaget.“

Zur Zeit Christi war nun dieses sonderbare Buch allerdings in Palästina bekannt, allein aus dieser einzigen Stelle des einzigen Apostels den Schluß ziehen wollen, daß das Buch Henoch auch von Jesus gelesen wurde, und daß es außerdem in seiner Umgebung sehr gerne gelesen wurde, ist ohne Zweifel noch abenteuerlicher, als das apokryphe Buch selber ist. Wir werden übrigens später Gelegenheit haben, das große Taschenspielerstückchen genauer zu sehen, wie Renan so unter der Hand aus einem Singular einen Plural zu machen weiß, und aus einem einmal erzählten Factum des Evangeliums gewöhnliche Vorfälle herauszaubert.

Also: Jesus las das Buch Henoch, denn es genoß ja sogar, wie Renan später (pag. 27) noch weitergehend behauptet, damals „gleiche Verehrung mit der h. Schrift.“ Renan ist so grausam, für diese kühne Behauptung gar keine Stelle zu citiren, und es wird somit ewig unbekannt bleiben, woher der Mann diese Wissenschaft genommen.

Uebrigens setzt Renan hier wie überall ein sehr kurzes Gedächtniß bei seinen Lesern voraus, weßhalb er denselben wieder-

holt einbläut, daß Jesus viele seiner „apokalyptischen Ideen“ aus dem „Buche Henoch“ genommen habe. Man vergleiche z. B. (pag. 34 mit pag. 200).

So sieht es mit dem Bildungszustande Jesu aus, wenn wir Renan auf den Irrwegen seiner Beweise nachfolgen. Die Sache ist sehr eigenthümlich, wie man sieht, denn der „fünfte Evangelist“ behauptet ohne weitere Citate, und wo er citirt, ist sein Citat falsch oder unzureichend. Außerdem macht er Jesus zuerst zu einem „galiläischen Bauer“ ohne weitere Bildung, und hinterher kommen seine Lehrer und Bildungsbehelfe nacheinander herangeschlichen.

Kehren wir nun wieder zu dem Punkte zurück, von wo aus wir dieser weitverzweigten Unkrautswurzel der Renan'schen Doctrin nachgegraben haben.

---

7. Aphorismus.

In der schrittweisen Verfolgung jenes Hirngespinstes, welches Renan für eine Biographie Jesu ausgibt, sind wir bis zum 4. Capitel gekommen, welches „den Ideenkreis, innerhalb welchen sich Jesus entwickelte“, zum Gegenstande hat.

In der Schrift „Gallerien großer und weiser Männer“ sagt Herder *):

„Es ist das große Unterscheidungszeichen, das die Biographen alter und neuer Zeit himmelweit von einander absondert: jene zeigen uns ihren Mann in Thaten und Handlungen, die bis auf die kleinsten Nüancen Verräther seiner Seele sind, die neueren malen uns selbst seinen Charakter, der oft ein Roman ihrer, oft ein Roman ihres Autors ist.“

Bekanntlich kamen viele von den Geisteskindern des alten Herder in einem etwas verkrüppelten und verstümmelten Zustande zur Welt, aber sein hier citirter Gedanke ist einer von den wenigen, die ihren Vater so halb und halb zu Ehren brachten, und es läßt sich derselbe sehr passend auf Renan und sein „fünftes Evangelium“ anwenden. Durch die tausend Löcher

*) Sämmtliche Werke. Carlsruhe, 1820. 13. Bd. S. 16.

dieser sogenannten Biographie sehen wir überall den sogenannten Biographen selbst durchgucken, der zur Selbstbeschwichtigung alle schwarzen Flecken seines lieben Ich auf den „Helden" seiner „Biographie" überzutragen sucht.

Einen glänzenden Beweis hierfür haben wir gleich zu Anfang des 4. Capitels.

Renan ist kein Theolog und kein Philosoph, das leuchtet schwarz auf weiß aus jeder Zeile seines „Leben Jesu" heraus. Diese zwei wenig beneidenswerthen Flecken seines Geistes trägt er nun (pag. 33) sehr behutsam und vorsichtig auf den „galiläischen Zimmermann" über, von dem er mit einer bewundernswerthen Entschiedenheit sagt: „Jesus war kein Theolog und kein Philosoph."

Für den letzten Theil dieser Behauptung wäre uns Renan wohl keinen Beweis mehr schuldig, denn er hat denselben schon einmal aufgebaut und — auch wieder niedergerissen. Wir haben ja bereits gesehen, wie schlecht es — nach Renan — mit der Bildung und Ausbildung des „jungen Galiläers" bestellt war, und es darf uns demnach nicht wundern, wenn er jetzt mit der trockenen Versicherung herausrückt: Jesus war kein Philosoph. — Das ist einmal sehr logisch geredet, denn ein Mensch mit solch' geistiger Ausbildung, wie uns der Herr Professor des Hebräischen seinen „närrischen Enthusiasten und Idealisten" schildert, ist wirklich kein Philosoph. Aber derselbe Professor nannte denselben Mann, der für ihn kein Philosoph ist, — wie bereits erwähnt wurde, — einen Weisen, und da dürfte es wohl verzeihlich sein, wenn man an den „fünften Evangelisten" eine bescheidene Anfrage richten, und sagen würde: Welcher Unterschied ist denn zwischen einem Weisen und einem Philosophen?

Für einen Deutschen, der so gelehrt sein wollte, als es Renan zu sein glaubt, gäbe es hier allerdings eine vortreffliche Gelegenheit, den Plato abzuschreiben, um den Unterschied zu beleuchten, den Sokrates zwischen einem Weisen und einem Philosophen machte; — allein es handelt sich hier nicht darum,

welchen Unterschied Sokrates und Plato zwischen Sophisten und Philosophen machten, sondern ob es unter uns erlaubt ist zu sagen: Dieser Mann ist ein Weiser, aber kein Philosoph. Für uns kommt auch hier nicht die Frage in Anschlag, ob wir, als Christen, an dem Gottmenschen den Philosophen finden wollen, oder nicht, aber für Renan ist Jesus ein gewöhnlicher Mensch, und von diesem sagt er (pag. 33) er war kein Philosoph, und zehn Seiten später (pag. 44) nennt er ihn einen Weisen (le sage Jésus.)

Mit dieser Logik wäre Renan zu Sokrates Zeiten ohne Zweifel ein Hippias geworden, der aber auch von demselben Sokrates wie weiland Hippias wäre vermoppelt worden.

Ist aber nun Jesus ein Weiser, der kein Philosoph war, und war er ein Philosoph, der kein Weiser ist, wie steht es dann mit seinen sonstigen philosophischen Begriffen?

Heben wir nach Renan nur das Eine heraus, wie Jesus über die Seele des Menschen und die Unsterblichkeit derselben dachte.

Der von Griechenland ausgegangene Begriff der Unsterblichkeit der Seele, war in Judäa fremd, sagt Renan (pag. 35) und die alten hebräischen Schriften — behauptet er (pag. 37) weiter — enthalten keine Spur von dieser spiritualistischen Doctrin. In diesen Begriffen lebte nun auch Jesus, „der nicht den geringsten Begriff einer von dem Körper getrennten und verschiedenen (séparée) Seele hatte". (pag. 92.)

Ich weiß nicht, wie neu in Frankreich die Behauptung ist, daß die Juden vor der babylonischen Gefangenschaft den Gedanken von der Unsterblichkeit der Seele nicht kannten, aber uns, in Deutschland, ist diese fadenscheinige Hypothese schon lange bis zum Eckel vorgesagt worden, und ich will zum Beweise dessen nur auf eine Stelle aus Rotteck verweisen, welcher sagt:

„Moses, der die Majestät des höchsten Gottes so laut verkündete, und dessen moralische Gebote so dringend einschärfte, hat, und allerdings ist dieses schwer zu erklären, von der

Unsterblichkeit der Seele geschwiegen. Selbst in den Büchern der Propheten wird sie nur dunkel angedeutet; und Viele haben behauptet, daß bis zur babylonischen Gefangenschaft die Juden weder hoffend, noch fürchtend über das Grab hinausgeblickt hätten". *)

Renan hat also, wie leicht ersichtlich, durchaus keinen Grund, auf seine Erfindung, bezüglich des Unsterblichkeitsglaubens der alten Juden, stolz zu sein, um so weniger, da diese matte Behauptung schon längst gründlich widerlegt wurde, was Jedermann auf sehr bequeme Weise lernen kann, der sich die Mühe nehmen will, den 3. Band von Stollberg's „Geschichte der Religion Jesu" zu lesen.

Wer übrigens diesen Beweis kürzer und wohlfeiler haben will, der mag sich erinnern, wie nach dem Glauben der Juden Henoch und Elias lebendig in den Himmel aufgenommen wurden, ferner wie auch im 1. Buche des Moses (Cap. XV. V. 15) Gott zu Abram sagt, daß er nach dem Tode im Frieden zu seinen Vätern gehen werde, außerdem freut sich in demselben Buche des Moses (Cap. XXXVII. V. 35) der sterbende Jacob, daß er nun zu seinem Sohne in das Todtenreich **) hinabsteigen werde, und Moses sagt ausdrücklich (Lev. XX, 27), daß ein Zauberer, der einen Pythons-Geist in sich habe, und ein Weissager, „der die Wahrheit von den Todten erfragt" (Deut. XVIII. 11) mit dem Tode bestraft werden solle.

Und nun kommt unser Rotteck, mit Trauer erfüllt, daß Moses von der Unsterblichkeit der Seele nichts gewußt habe, und Renan will sogar noch weiter gehen und sagen: Der Begriff der Unsterblichkeit der Seele sei aus Griechenland in die Welt gekommen und selbst zu Christi Zeiten sei er in Judäa noch

*) Allgemeine Geschichte. Braunschweig 1858; 1. Bd., S. 295 und 296.

**) Für den Herrn Professor des Hebräischen zu Paris sei hier angemerkt, daß das Wort שְׁאוֹל des hebräischen Textes zwar synonym mit dem lateinischen sepulchrum, aber auch synonym mit dem griechischen ἅδης ist.

wenig verbreitet gewesen. — Halten wir dem „fünften Evangelisten“ zur Widerlegung ganz einfach seine eigenen Worte entgegen, mit denen er (pag. 143) behauptet, daß zu Christi Zeit der Glaube an die Wiederkunft des Elias im Volke sehr stark verbreitet war. und daß man dem Elias auch noch den Patriarchen Henoch und den Propheten Jeremias beigesellen wollte.

Glaubte man also zu Christi Zeiten in Judäa nicht an die Unsterblichkeit? — Diese Renan'sche Hypothese ist ein würdiges Seitenstück zu dem oben erwähnten Beispiele von Renan's Logik, daß Jesus ein Weiser aber kein Philosoph gewesen sei. Hier behauptet er eben so naiv, daß jenes Volk, welches an die Wiederkunft seiner Todten glaubte, von einer Unsterblichkeit der Seele nichts wußte.

Der weise Jesus, der kein Philosoph war, und der nun, „als er zu denken anfing, in diese schwüle Athmosphäre trat“, wußte also von dieser Unsterblichkeit der Seele eben so wenig etwas, als man überhaupt in Judäa davon wußte, ja, er kannte nicht einmal den Unterschied und die Trennung von Seele und Körper, und doch sagt Renan (pag. 175) von Jesus: „Die Idee ist für ihn Alles, der Körper, welcher die Verschiedenheit der Personen ausmacht, ist Nichts“; — und später (pag. 221) citirt er sogar die bekannte Stelle des Evangeliums (Matth. X. 28.), darin Christus seine Jünger mahnt, Jene nicht zu fürchten, welche den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können, indem er zugleich versichert, daß diese Reden eine wunderbare Gluth durchdrang. — Und doch wußte Jesus nicht, daß der Mensch bestehe aus Geist und Leib, und er wußte nicht, daß die Seele unsterblich sei?

Mit dem Unsterblichkeitsglauben hängt nun die Lehre von der Auferstehung zusammen. Woher der Glaube an die Unsterblichkeit gekommen ist, darüber ist Renan ganz im Reinen; er kam aus der griechischen Philosophie! — Aber mit der Auferstehung hat er es noch nicht so weit gebracht; hier begnügt er sich wieder mit einem „Vielleicht“. — „Vielleicht hat Persien

dazu einige Elemente geliefert“ (pag. 39). Nach diesem schüchternen Anlaufe kommt aber Renan bald darauf (pag. 73) zu der merkwürdigen Behauptung, daß der Glaube an Auferstehungen unter den Juden sehr verbreitet war. Diese Kühnheit scheint jedoch Renan wieder bereut zu haben, denn er versichert uns 126 Seiten später (pag. 199), daß Jesus zu der Zeit, als er in seinen apokalyptischen Ideen immer weiter kam, auch das Dogma von der Auferstehung der Todten anerkannte, welche Doctrin „ziemlich neu in Israel war“; — und diese Auferstehung scheint er bald nur den Gerechten, bald auch den Bösen zu versprechen.

Unsere Gegner fordern uns beständig mit einem gewissen Hohne auf, Renan's „Leben Jesu“ wissenschaftlich zu widerlegen. Sind die hier nur kurz berührten Widersprüche nicht Gedanken eines wüsten Kopfes, und wer in aller Welt wollte denn so närrisch sein, einen Narren wissenschaftlich widerlegen zu wollen?

Wahrhaftig, Renan ist nichts weniger als ein Philosoph, und daher darf es uns nicht wundern, wenn er mit so großer Seelenruhe sagt: Jesus war kein Philosoph.

Er sagt aber auch: Jesus war kein Theolog; und diese Behauptung liegt dem Ex-Theologen gar schwer auf der Seele, und wir finden da die schon erwähnte alte Weibersitte, dieselbe Behauptung zwanzigmal zu wiederholen, noch viel ausgeprägter, als irgend sonst in Renan's Buche.

Die Behauptung, daß Jesus kein Theolog war, sucht unser Ex-Theolog sogleich (pag. 33) durch die weitere Behauptung zu erhärten, daß Jesus weder Dogmen noch Systeme hatte. Gleich darauf (pag. 55) versichert Renan, Jesus „ganze Theologie habe darin bestanden, Gott unmittelbar als Vater aufzufassen“, seine Moral aber, die an sich wenig originell war, bestand in keinen Grundsätzen (pag. 61), die etwa mehr oder weniger gut ausgedrückt waren. Darum scheint auch Jesus allem theologischen Raffinement fremd gewesen zu sein, das bald die Welt mit unfruchtbaren Zänkereien erfüllte. In der Lehre Jesu selbst

aber finden wir, wie Renan nochmals (pag. 211) versichert, „keine Spur von angewandter Moral und eben so wenig eine Theologie oder ein Symbol", und gleich darnach (pag. 213) gibt er dem Leser die nochmalige Versicherung, daß Jesus an kein Gesetzbuch und an keinen Glaubensartikel dachte, und weil dem Ex-Theologen das Alles noch nicht genügt, so setzt er zum Schlusse noch auf drei Seiten (pag. 314, 315 und 316) auseinander, daß Jesus eine „reine Religion" stiftete, denn er war „kein Begründer von Glaubensartikeln und kein Symboliker", da seine „universale und ewige Religion von jeder dogmatischen Fessel frei ist". Ebenso ist diese Religion „ohne Schranken". Die Symbole sind „keine feststehenden Dogmen" und „alle Glaubensbekenntnisse nur Zerrbilder des Gedankens Jesu".

Hiermit glaubt Renan bewiesen zu haben, daß Jesus „kein Theolog" war; aber das genügt ihm noch immer nicht. Er will auch, daß es in der Welt gar keine Theologen geben soll, und darum erklärt er uns zunächst (pag. 62), daß Jesus „einen reinen Cultus, eine Religion ohne Priester" gestiftet habe. Nach dieser Behauptung wird aber wieder die alte Weiber-Natur in unserem modernen Evangelisten rege, und die Folge davon ist, daß er uns drei Seiten später (pag. 65) die nochmalige Versicherung gibt, daß „Niemand weniger Priester war, als Jesus", der einen „bloß auf die Reinheit des Herzens gestützten Cultus gründete". — Um aber seiner Sache ja gewiß zu sein, wiederholt er zehn Seiten darnach (pag. 75) abermals, daß Jesus eine „reine Religion" stiftete, die, wie er später (pag. 160) erklärt, „bloß auf das Herz gegründet ist", und auf derselben Seite wiederholt er uns noch einmal denselben Gedanken von einer „Religion des Herzens". — Inzwischen könnte aber der Leser vergessen haben, daß Jesus eine Religion ohne Priester stiftete, und darum sagt Renan (pag. 203) nochmals, die Religion Jesu war „die reine Religion, ohne Gebräuche, ohne Tempel, ohne Priester". — Endlich erinnert er zum Schlusse (pag. 316) noch einmal, daß die Religion Jesu „ein reiner Cultus ohne Schranken" sei.

Da haben wir denn eine ganze Reihe von Phrasen und Platituden vor uns, und wenn ich diese „wissenschaftlich" widerlegen sollte, so käme ich mir vor wie Einer, der die Purzelbäume und Bocksprünge des Hanswurst geometrisch berechnen und erklären wollte.

Jesus war kein Theolog, sagt Renan. Richtig! Aber mit demselben Rechte kann ich auch sagen: Moses war kein Jurist, und David kein Compositeur.

Jesus stiftete eine Religion ohne Glaubensbekenntniß, sagt Renan. Das klingt beiläufig so, als wenn Jemand eine philosophische Schule gründen wollte, in der keine philosophischen Maximen zu Grunde gelegt werden sollen.

Jesus stiftete endlich eine Religion ohne Tempel, ohne Priester und sogar ohne Gebräuche! Das ist completer Wahnsinn, denn eine solche Religion ist ein non ens, so gut, als eine Musik ohne Instrumente, ohne Musiker und ohne Wellenbewegung der Luft.

Ich halte es für überflüssig ein weiteres Wort zur Widerlegung dieses Unsinnes zu sagen; nur die Bemerkung will ich noch beifügen, daß ein großes Stück Psychologie in diesen Aeußerungen des Atheisten und Ex-Theologen liegt. Für ihn hat Christus nur eine Herzensreligion gegründet, die so eine Art Phantom ist und weder bestimmte Glaubenssätze noch bestimmte Grenzen hat, d. h. eine sogenannte Religion, die man nach Belieben eng oder weit machen kann, und da der Gott dieser Religion das Herz des Menschen ist, so hat sie keine äußeren Gebräuche, und am allerwenigsten hat sie Priester, weßhalb ein Jeder sehr klug handelt, der dem Priesterthume bei Zeiten aus dem Wege geht, und wenn er selbst schon Seminarist wäre. Darum Heil und Segen allen entsprungenen Seminaristen, und Tod und Verderben denjenigen, welche den Sprung durch die Seminar-Clausur nicht zu unternehmen wagen.

---

8. Aphorismus.

Im weiteren Verlaufe des 4. Capitels schildert nun Renan, natürlich in seiner Manier, den Zustand des Judenthumes und

die politischen Verhältnisse der Juden bis zur Zeit der römischen Herrschaft über Syrien.

Hier rühmt er nun (pag. 45) von den Römern, daß sie den Juden verhältnißmäßig viele Freiheiten ließen, da ja Jesus in seiner vagabundirenden Laufbahn (carière vagabonde) niemals von der Behörde belästiget wurde. Und jetzt fügt er, wie im Vorbeigehen, die Bemerkung bei: „Diese großen, brutalen Mächte, furchtbar bei ihren Unterjochungen, waren niemals argwöhnisch, wie das jene Mächte sind, die ein Dogma zu schützen haben."

Der Hieb ist fein geführt, denn er trifft zugleich alle kirchliche, so wie alle politische Autorität. Die kirchlichen „Mächte", die ein religiöses Dogma zu schützen haben, stehen, begreiflicher Weise, in Renan's Gunst nicht sehr hoch, eben so wenig, wie jene politischen „Mächte", die noch das legitime Recht vertheidigen, und daher im modernen Frankreich nicht als gute Freunde gelten können.

Aber was soll denn in einer vorgeblichen Geschichte des Lebens Jesu diese Anspielung auf gewisse heutige Zustände bedeuten? — Das ist eben die Methode der modernen Biographen, wie sie Herder zeichnet, die nicht nur ihr eigenes Ich, sondern auch ihre ganze Zeit in ihre Machwerke zu flicken suchen. Daher sind auch diese Anspielungen Renan's auf die heutige und frühere Politik, so wie auch auf das katholische Priesterthum sehr leicht zu erklären.

Weil sich hier gerade Gelegenheit bietet, will ich hierfür einige Proben aus dem „Leben Jesu" anführen.

Bei der Schilderung Johannes des Täufers bemerkt Renan (pag. 74) mit einem gewissen schelmischen Seitenblicke, daß dieser strenge Mann mit „großer Kraft gegen die reichen Priester und das officielle Judenthum" zu kämpfen hatte. Später (pag. 148) fühlt sich Renan zur Bemerkung veranlaßt, daß „die theologische Erziehung der modernen Geistlichkeit sehr trocken sei", und gleich darnach (pag. 154 2c.) schildert er das jüdische Priesterthum in einer ziemlich anzüglichen Weise. Nach diesem

kommen (pag. 184) spitzige Reflexionen über die Wunder des h. Franciscus und der h. Clara; weiter folgen (pag. 231) Bemerkungen über Lamenais, über Luther, die Reformation und die französische Revolution, und unmittelbar darnach (pag. 235) kommt eine Hinweisung auf den Kampf Jesu gegen die „officielle Heuchelei" und eine Erinnerung an die „heutigen Neu-Katholiken". Wenige Seiten später endlich (pag. 240) redet Renan von dem Hasse der armen Juden gegen die „reiche Priesterkaste". — Nun aber bricht Renan's Galle los (pag. 261) gegen „die Partei der Ordnung", welche „einen Act des Patriotismus auszuüben glaubt, wenn sie einen Justizmord begeht" und das „Geheimniß der Regierung im Verhindern der Volksbewegung sucht", und weil die Galle einmal schon im Fluße ist, so kommt sie auch (pag. 286) über „die frommen conservativen Parteien, die vor keiner Verläumdung zurückschrecken". Jetzt befindet sich Renan's Zorn in guter Wallung und darum erreicht er sogar (pag. 291) die „Scheiterhaufen der Könige von Spanien und der fanatischen Geistlichkeit" und diese süße Erinnerung veranlaßt ihn (pag. 312) nochmals von „Foltern und Scheiterhaufen" zu reden und an die „geistliche Gewalt" zu mahnen, die „Jahrhunderte hindurch Bischöfe zu Fürsten und Päpste zu Königen machte."

Sind das nicht sonderbare Reflexionen, die in einer Geschichte des Lebens Jesu ungefähr so aussehen, wie eingeflochtene philosophische oder dogmatische Abhandlungen, in einer Geschichte der Feldzüge Cäsars oder Alexander des Großen? — Diese Tendenzschmiedereien Renan's, die wie ein rother Faden durch sein „Leben Jesu" laufen, sind übrigens keine blos zufälligen und gelegentlichen Ausschreitungen, sondern sie sind wohl etwas mehr als das, und man kann vielleicht ohne Uebertreibung sagen, daß sie dort und da die eigentlichen Knochen bilden, die durch die sogenannte Geschichte Jesu erst ein wenig Fleisch bekommen sollen. Die Evangelisten, wie sie auf dem Miste des 19. Jahrhunderts wachsen, sind immer so schlau, auf den Sack zu schlagen, wenn sie den Müller meinen.

9. Aphorismus.

Wir müssen bei Renan's 4. Capitel noch einen Augenblick verweilen, weil es uns Gelegenheit gibt, eines seiner prächtigsten Kunststücke zu sehen, wie er sie seinen Lesern jedesmal vorzaubert, wenn er sich anders nicht mehr zu helfen weiß.

Nachdem Renan im 4. Capitel das Judenthum in seinem damaligen Zustande geschildert hat, muß er nun endlich seinen „galiläischen Zimmermann" aus diesem Judenthume hervortreten lassen. Wie soll er das mit diesem Zimmermanne, der nie etwas Tüchtiges gelernt hat, anfangen? In die Welt muß er hinaus, das ist gewiß, denn der „fünfte Evangelist" kann doch seinen „galiläischen Bauer" nicht in Nazareth sitzen lassen, wenn er ein Prophet werden soll. Wie er ein Prophet geworden ist, auf die Frage hat uns Renan schon eine Antwort gegeben: Das weiß man nicht! — Fragen wir nun weiter: wie kam er in die Welt hinaus? — so kann er uns denn doch nicht wieder dieselbe Antwort geben: das weiß man nicht; — denn man soll nie eintönig werden, sagte der Feldhüter, der Quart und Grundton auf seiner Pfeife blasen konnte.

Darum greift Renan zu einem anderen Auskunftsmittel, indem er uns urplötzlich (pag. 46 2c.) eine Beschreibung Galiläas vorpinselt, darin Bachschildkröten mit „sanften Augen" und Störche mit „verschämten Gesichtern" vorkommen. Und wie hier, so macht es Renan allezeit, wenn — um mit weiland Nestroy zu reden — „die Thiere auf der Anhöhe stehen."

So z. B. hat uns Renan schon früher — wie dem Leser bereits bekannt ist — gesagt, daß die Schwestern Jesu zu Nazareth verheirathet waren, und an diese Behauptung knüpft er allsogleich, ohne weiteren Uebergang, eine Beschreibung von Nazareth. Dadurch erreicht er bei jenen Leuten, für die er sein Buch schrieb — d. h. bei Jenen, die es als Lecture bei der Toilette oder zum Schlafengehen benützen, und in der dritten Zeile jederzeit schon die erste vergessen haben — bei diesen also erreicht Renan den Vortheil, daß sie über einer solchen

Beschreibung seine barockesten Behauptungen vergessen, oder sogar der Meinung sind, daß er dieselben bewiesen habe.

Ein anderes Beispiel dieser Art haben wir dort, wo Renan sagt, Jesus habe mit seinen Lehren und seinen Wunderversuchen zu Kapharnaum eine Schlappe (échec) erlitten.*) Dieser Ausdruck könnte dort und da einem Unbefangenen die Augen öffnen, darum knüpft der neue Evangelist schnell daran eine Beschreibung der Umgebung Kapharnaum's (pag. 97), und bis sich der Leser durch diese Beschreibung hindurchgewunden hat, ist die vorangegangene Blasphemie längst vergessen.

Gleich nach dieser Beschreibung will uns Renan die erste Wirksamkeit Jesu in der Gegend vom See Tiberias zeigen. Sein „junger Rabbi", der nie etwas gelernt hat, fängt zu predigen an. Das ist eine peinliche Geschichte für den modernen Evangelisten, dem nun kein anderes Mittel übrig bleibt, als des Langen und Breiten die ganze Gegend zu beschreiben (pag. 102), um seine Verlegenheit ein wenig zu verbergen.

Später läßt er Jesus nach Jerusalem mitten unter das „spöttische Priesterthum" kommen, das über den „Galiläer" lacht und mit ihm streitet. Um allen weiteren Beweisen für diese Hypothesen zu entgehen, beginnt Renan plötzlich (pag. 150) eine Schilderung von Jerusalem und dessen Umgegend.

Ich erinnere mich in meiner Jugend einen Bajazzo gesehen zu haben, der zur besonderen Erheiterung seiner jugendlichen Zuschauer und zum nicht geringen Vortheile seiner Sammelbüchse ein eigenthümliches Kunststück ausführte. Zwischen zwei Stangen war in einer Höhe von mehr als acht Schuhen ein Seil gespannt, über welches der große Künstler und Komiker nach seinen mimischen Andeutungen springen wollte. Er traf nun zu dem großen Riesensprunge sehr lange und ernsthafte Vorbereitungen, nahm

*) Ich muß an dieser Stelle abermals anmerken, daß die schon erwähnte Uebersetzung von R. Braun diesen blasphemischen Satz, der im Originale pag. 67 steht, wahrscheinlich aus dem schon früher angemerkten Grunde ganz ausläßt. — Vergleiche hierüber die genannte Uebersetzung, S. 144, mit dem Originale pag. 97.

darauf einen sehr energischen und kühnen Anlauf, und — wenn er dem Seile schon nahe war, schnitt er verschiedene Grimassen, lief unter demselben durch, machte darauf etliche Purzelbäume, und die Sache war abgethan. Seine Zuschauer aber belustigten sich bei diesem schlechten Witze mehr, als wenn er den kühnen Sprung wirklich gemacht hätte, denn die unerwarteten Grimassen und Purzelbäume waren bei weitem amüsanter, als der lange vorbereitete Salto mortale gewesen wäre.

Das ist genau ein Bild des Verhältnisses zwischen Renan und seinen Lesern, wenn er nach einer kühnen Behauptung unverhofft mit einer ganz zierlichen Beschreibung einer Landschaft kommt. Derlei Purzelbäume verzeihen ihm seine Leser sehr gerne, weil sie sich dabei viel besser unterhalten, als bei ernsten und trockenen Beweisen, wozu außerdem der literarische Bajazzo keine Fähigkeit und sein Publikum keine Empfänglichkeit besitzt.

---

10. Aphorismus.

Wir stehen nun in unserer schrittweisen Verfolgung Renan's vor dem Anfange seines 5. Capitels, und damit zugleich vor einem Thema, welches ich, anstatt es zu erörtern und zu besprechen, lieber nur andeuten und berühren will. Die Gründe dieser Methode werden dem Leser bald von selber einleuchten.

Dieses 5. Capitel trägt die Ueberschrift: „Erste Aphorismen Jesu. — Seine Gedanken über Gott Vater und eine reine Religion. — Die ersten Schüler.“

Gleich zu Anfang dieses Capitels stoßen wir auf einen Gedanken Renan's, den ich bereits früher in dem kurzgefaßten Auszuge des „Leben Jesu“ angedeutet habe, und den ich nun mit seinen eigenen Worten hieher setzen will.

„Jesus verheirathete sich nie;“ heißt es pag. 52. „Seine ganze Macht der Liebe übertrug er auf das, was er wie seinen himmlischen Beruf betrachtete. Das ungemein zarte Gefühl, das man an ihm für die Frauen bemerkt, entfernte ihn nie von der ausschließlichen Hingebung, die er für seine Idee hatte. Er behandelte wie Schwestern jene

Frauen, die sich gleich ihm für dasselbe Werk interessirten, wie Franz v. Assisi und Franz v. Sales, und auch er hatte seine heilige Clara und seine Francisca v. Chantal. Nur ist es wahrscheinlich, daß diese ihn mehr liebten als sein Werk .... Seine intimen und freien, aber in gewisser Weise (mais d'un ordre) ganz moralischen Beziehungen zu Frauen von zweifelhaftem Rufe erklären sich von selbst durch die Leidenschaft, welche ihn an den Ruhm seines Vaters fesselte, und ihm eine Art Eifersucht für alle schönen Geschöpfe einflößte."

Man weiß, für welche Leser Renan sein Buch schrieb. Das sind ungefähr Solche, die aus Gutzkow's „Zauberer von Rom" ihre religiösen Begriffe gelernt haben, und ich will hier nur nebenbei erinnern, daß im 5. Bande dieses Romanes*) Seite 263 und später auch im 8. Bande**) Seite 279 Bemerkungen über Franz v. Sales und Franziska v. Chantal vorkommen, die ich nicht gerne wiederholen will. Es ist klar, was bei solchen Lesern Renan's Parallele zwischen Jesus und den Frauen von zweifelhaftem Rufe, im Vergleich mit Franz v. Sales und Francisca v. Chantal für eine Wirkung haben mag. — Es ist nicht gut, dieses Thema weiter zu besprechen, aber die Bemerkung muß ich noch beifügen, daß Renan ein großes Interesse daran zu haben scheint, an diese „intimen Beziehungen" zwischen Jesus und den Frauen möglichst oft zu erinnern. Aus leicht begreiflichen Gründen will ich auf die betreffenden Stellen aus dem „Leben Jesu" nur hinweisen, ohne eine weitere Bemerkung daran zu knüpfen.

„Die Frauen" heißt es pag. 109 „empfingen ihn mit großer Bereitwilligkeit (l'accueillaient avec empressement).***)

Weiter sagt Renan (pag. 137): „Die Frauen und die Kinder beteten ihn an."

*) Leipzig bei Brockhaus. 1859.

**) Daselbst herausgegeben 1860.

***) R. Braun übersetzt diese Stelle für das „Volk" sehr vorsichtig mit: „Die Frauen hingen sehr an ihm."

Noch einmal schreibt **Renan** (pag. 268): „Vielleicht dachte er an die jungen Mädchen, die sich etwa herbeigelassen hätten, ihn zu lieben (les jeunes filles qui auraient peut-être consenti à l'aimer)." *)

Endlich, wie Jesus am Kreuze hängt, zeigt uns **Renan** (pag. 300) die „kleine Gruppe von Frauen, die von ferne seinen Blicken Trost gaben."

Unter diesen „Frauen" ist aber besonders **Maria Magdalena** diejenige, auf welche **Renan** zu wiederholten Malen hinweist. Auch diese Stellen mögen ohne alle weitere Bemerkung hiehergesetzt sein.

Bei der Beschreibung der Gegend am See Tiberias deutet **Renan** (pag. 102) auf Magdala, welche Stadt „Jesus seine treueste Freundin gab."

Nach der eben schon angedeuteten Stelle pag. 109, wo **Renan** von der Bereitwilligkeit redet, mit der Jesus von den Frauen empfangen wurde, schreibt er weiter: „Drei oder vier ergebene Galiläerinen begleiteten beständig den jungen Meister, und sie zankten sich um das Vergnügen, ihn zu hören und *nach* der Reihe für ihn Sorge tragen zu dürfen. ... Eine von ihnen, Maria von Magdala ... scheint eine sehr überspannte Person gewesen zu sein. Nach der Ausdrucksweise jener Zeit war sie von sieben Teufeln besessen, d. h. sie war von einer für die damalige Zeit unerklärbaren Nervenkrankheit befallen. Jesus beruhigte durch seine reine und sanfte Schönheit diese in Unordnung gekommene Organisation. Diese Magdalena war ihm treu bis Golgatha und am zweiten Tage nach seinem Tode spielte sie eine hervorragende Rolle, denn sie war das Hauptorgan, durch welches der Glaube an die Auferstehung entstand."

Später (pag. 211) finden wir die Stelle: „Mehrere Personen, welche Jesus sehr liebten und auf ihn große Hoffnungen bauten, wie ... Maria von Magdala ... traten, wie es scheint,

---

*) Abermals sehr vorsichtig, des „Volkes" wegen übersetzt hier R. **Braun**: „Wohl schwebte ihm das Bild der jungen Weiber vor, die etwa Neigung für ihn und seine Lehre empfunden hatten."

nicht in diese Kirchen ein, und begnügten sich mit dem zärtlichen und ehrerbietigen Andenken an ihn, welches sie ihm bewahrten."

Bei der Schilderung von Jesus Aufenthalt zu Bethanien sagt Renan (pag. 242) von Magdalena: „Sie gefiel Jesus durch ihr schmachtendes Wesen und durch ihre entwickelte Anlage zur Speculation", und „diesem Weibe, das in einem kritischen Augenblicke ihm einen Beweis ihrer Liebe gab, versprach Jesus in der Aufregung die Unsterblichkeit" (pag. 265).

Endlich wird dieselbe Magdalena durch eine Täuschung veranlaßt, an die Auferstehung Jesu zu glauben, dem Renan (pag. 308) die Bemerkung beifügt: „Göttliche Macht der Liebe! Heilige Augenblicke, wo die Leidenschaft einer Visionärin der Welt einen auferstandenen Gott gegeben!"

Genug! — Kehren wir wieder zum Anfange dieses fünften Capitels zurück.

---

11. Aphorismus.

Jenseits des Rheines macht man uns Deutschen gewöhnlich den Vorwurf, daß wir mit allen Erfindungen langsamer, als die Franzosen seien. Ob das in allen guten und schlimmen Dingen allezeit der Fall war, müßte man erst genauer untersuchen. Es mag schon sein, daß die Franzosen das Wegelagern, Buschkleppern, Kehlenabscheiden und derlei Gewerbefreiheiten früher erfanden, als die Deutschen, aber dafür haben auch diese ihre Erfindungen gemacht, womit sie nicht selten den Franzosen zuvorkamen. Ehe noch der Nationalconvent das Christenthum abgeschafft und die Gottheit Christi geleugnet hatte, erfand schon Herder in Deutschland die große Wahrheit, daß Christus ein bloßer Mensch gewesen, mit welcher Erfindung er allerdings 17 Jahrhunderte hinter den Ebioniten kam, aber Herder scheint dieselbe doch für sehr neu gehalten zu haben.

„Die Religion Christi" schrieb er*), „die er selbst hatte, lehrte und übte, war die Humanität selbst.... Christus

---

*) Sämmtliche Werke. 7. Bd., S. 124.

kannte für sich keinen edleren Namen, als daß er sich den Menschensohn, d. i. einen Menschen, nannte."

Darnach kam — um von dieser schönen Erfindung nur ein klein wenig zu reden — Göthe, der diesen Gedanken sogar in einen Vers kleidete und sang:

„Jesus fühlte rein und dachte
Nur den Einen Gott im Stillen;
Wer ihn selbst zum Gotte machte,
Kränkte seinen heil'gen Willen." *)

Uebrigens war Göthe ein Schelm, auf den man sich nicht verlassen konnte, denn im zweiten Buche von „Meister Wilhelm's Wanderjahre" sagt er gerade im entgegengesetzten Sinne:

„Jesus wagt sich Gott gleich zu stellen, ja, sich für Gott zu erklären." **)

Bald darauf kam David Friedrich Strauß, der in den Dreißiger Jahren den Gelehrten, und jetzt in den Sechziger Jahren dem „Volke" klar gemacht, daß Jesus nicht Gott sei, und um die Sache dem „Volke" noch deutlicher zu erklären, erschienen in Leipzig bei Kollmann im Jahre 1849 zwei Broschüren, welche heißen: „Historische Enthüllungen über die Todesart Jesu" und: „Historische Enthüllungen über die wirklichen Ereignisse der Geburt und Jugend Jesu."

Das sind allerdings nur einige nothdürftige Andeutungen, aber sie genügen vollkommen zum Erweise der Wahrheit, daß man in Deutschland die alte ebionitische Erfindung, von der bloßen Menschheit Christi, schon lange wiedererfunden und diese Erfindung auch schon wieder verbessert hat.

Da kommt endlich Renan und sagt: (pag. 54) „Jesus spricht nicht einen Augenblick die sacrilegische Idee aus, daß er Gott sei... Das höchste Bewußtsein von Gott, das je im Herzen der Menschheit existirte, ist das des Jesus."

---

*) West=östlicher Divan. — Sämmtliche Werke. Stuttgart 1850. 4. Bd., S. 115

**) Sämmtliche Werke. 16. Bd., S. 144.

Dieser letztere Satz ist der Pantheismus und die Vergötterung der Menschheit in jener Lächerlichkeit, wie wir sie nur in Leopold Schefers „Laienbrevier" wiederfinden, der auch von Christus unter Anderm sagt:

„— — — — Er fand kein Volk für sich,
Er schuf sich eins, und schafft es immer fort:
Die Menschheit! Und die Menschheit soll ein Mensch sein
Wie er. Als er. Der Sohn des Gottes, Gott." *)

Nach diesen tollhausduftenden Versen soll die Menschheit ein Mensch sein! Wie sie das anfangen wird, das mag der Himmel wissen. — Die Menschheit soll aber ein Mensch sein, wie Christus ein Mensch war. Nun ist aber die Menschheit — nach Leopold Schefer — Gott, folglich war Christus ein Sohn Gottes. — Man sieht hieraus, daß der Wahnsinn nicht allein seine „Methode" hat, wie Shakespeare meint, sondern daß ihm sogar seine Logik eigen ist, die natürlich eine Logik des Wahnsinnes ist.

Auffallend aber ist es, daß diese Logik wieder nur der Deutsche hat, während der Franzose in seiner verwaschenen Manier sagt: „Das höchste Bewußtsein von Gott, das je im Herzen der Menschheit existirt, ist das des Jesus." — Wie aber schon Göthe sagte, so sagt es auch Renan wieder, daß Jesus nie den „sacrilegischen Gedanken" gehabt habe, „daß er Gott sei."

Dieser Gedanke ist eigentlich das Hauptziel, das Renan bei seinem „Leben Jesu" im Auge hat, und darum begnügt sich seine alte Weibernatur hier am allerwenigsten, es nur einmal zu sagen, daß Christus nicht der Sohn Gottes war.

Noch ehe Renan die eigentliche sogenannte Biographie Jesu beginnt, sagt er schon (pag. 13), daß „das allgemeine Bewußtsein Recht hatte, diesem unvergleichlichen Manne den Titel Sohn Gottes zu geben, weil er die Religion um einen Schritt vorwärts brachte", wie es kein Anderer wahrscheinlich im Stande war, oder sein wird. Aber seit seinem ersten Auftreten erst (dès ses premier pas), findet es Renan wahr-

*) Laienbrevier. Berlin 1856. 11. Aufl. S. 122.

scheinlich (il est probable) (pag. 56), daß sich Jesus mit Gott in der Verbindung eines Sohnes mit seinem Vater sah.

Im totalen Widerspruche zu dieser Behauptung sagt er jedoch bald darauf (pag. 85): „Erinnern wir uns, daß der erste Gedanke Jesu, ein Gedanke der so tief in ihm wurzelte, daß er wahrscheinlich nicht erst entstanden war, und seine Wurzeln tief in seinem ganzen Wesen hatte, der Gedanke war, „er sei der Sohn Gottes."

Wie lassen sich nun diese beiden Behauptungen Renan's mit einander vereinigen? Nach der ersten Meinung des famosen Evangelisten dachte Jesus, wahrscheinlich erst seit seinem ersten Auftreten, daran, sich für einen Sohn Gottes zu halten, und nach der zweiten war dieser Gedanke schon so ursprünglich in ihm, daß er in seinem ganzen Wesen wurzelte und zwar „pas d'origine" — ohne Anfang — wie sich Renan selbst ausdrückt.

Da kommen wieder unsere Gegner und sagen mit ihrem vermeintlichen Hohne zu uns: Widerlegt doch mit „wissenschaftlichen Gründen" dieses „Leben Jesu". Diese Mühe können wir uns sehr leicht ersparen, wie aus dem eben angeführten Beispiele ersichtlich ist. Renan's Hauptgedanke liegt darin, zu beweisen, daß Christus nicht Gott, daß er nicht der Sohn Gottes war. Wenn je, so mußte sich Renan hier vor einem Widerspruche mit sich selbst hüten, weil der geringste Widerspruch seinem Kerngedanken an's Leben ging. Aber Renan ist mit seinen eigenen Geisteskindern unbarmherziger als Herodes mit den Kindern von Bethlehem, denn Dieser mordete doch fremde Kinder durch fremde Hände, aber Jener geht seinem liebsten Kinde mit eigener Faust an's Leben.

Nun können wir mit heiterem Gemüthe weiter hören, was Renan ferner noch über Jesus, als Sohn Gottes, sagt. „Wer dächte noch an jene undankbaren Nazarener" ruft Renan mit erkünstelter Begeisterung (pag. 104 et 105), „wenn nicht Einer aus ihrer Mitte, auf die Gefahr hin, die Zukunft dieses Fleckens zu gefährden (compromettre) . . . sich als Sohn Gottes proklamirt hätte."

Weiter versichert Renan (pag. 167), daß Jesus an dem Tage, wo er der Samaritanerin am Jakobsbrunnen sagte, daß man Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten müsse, „wahrhaftig der Sohn Gottes war.“

Gleich zwei Seiten darnach (pag. 169) heißt es: „Jesus sah sich schon seit langer Zeit mit Gott auf dem Fuße eines Sohnes mit seinem Vater. Das, was bei Andern unerträglicher Stolz wäre, darf man bei ihm nicht als eine Anmaßung (attentat) betrachten.“

Und auf der nächsten Seite wieder schreibt Renan: „Jesus hielt sich für den Sohn Gottes, nicht für den Sohn Davids.“

Nach diesen verschiedenen Schwankungen erschwingt sich endlich Renan zu der kühnen Behauptung (pag. 173), daß Jesus gar nie daran dachte, sich für eine Incarnation Gottes auszugeben, und daß es bisweilen sogar scheint, daß Jesus Vorsorge treffe, eine solche Doctrin nicht aufkommen zu lassen. Er ist der Sohn Gottes, aber das können alle Menschen in verschiedenen Graden werden.

Für diese letztere Behauptung ist endlich Renan wieder so gefällig uns Stellen aus den Evangelien zu citiren, und zwar gibt er für seine Behauptung, daß Jesus Vorsorge getroffen zu haben scheint, daß der Glaube nicht aufkomme, er sei der Sohn Gottes, unten in einer Anmerkung drei Stellen an, nämlich Matth. XIX. 17. Marc. X. 18. und Luc. XVIII. 19. Die Leser jener Sorte, die ihr Contingent zu den Bewunderern Renan's stellen, werden nun glauben, in diesen drei Stellen seien lange Straffermone Jesu gegen Diejenigen zu lesen, die ihn für einen Sohn Gottes halten wollen. Diese drei Stellen sind aber Parallelstellen, und enthalten alle drei die Worte Jesu, die er zu jenem Jünglinge sagte, der ihn einen guten Meister nannte, nämlich: „Was nennst du mich gut? Einer ist gut, Gott.“ — Das ist die Vorsorge, die Jesus zu treffen scheint, daß der Glaube nicht aufkomme, er sei der Sohn Gottes!

Es ist beinahe überflüssig, noch weiter zu sehen, wie Renan über Jesus, als Sohn Gottes, denkt, aber nur eine

Stelle gegen Ende des Buches mag noch angedeutet sein, wo der fünfte Evangelist in der weiteren Verfolgung der Laufbahn Jesu (pag. 227) findet, daß sich Jesus Vorstellung „vom Sohne und dem Vater bereits verwirrte, und übertrieben wurde."

Hiermit glaubt Renan die Frage abgethan zu haben, ob Jesus der Sohn Gottes sei oder nicht. Mit ein Paar ungenügenden und nichtsbeweisenden Citaten und mit einem gräulichen Widerspruche gegen sich selbst, meint er auf diese wichtigste aller Fragen des Christenthums die Antwort gegeben und das Dogma weggestrichen zu haben, das Christum für den Sohn Gottes erklärt. Um sich endlich die Sache noch leichter zu machen, ignorirt er ganz einfach eine Reihe von Schriftstellen, die für dieses Dogma sprechen, und an denen er mit geschlossenen Augen vorübergeht, weil sie ihn erschrecken und weil sie ihm unbequem sind.

Nun wäre es meine Pflicht, gegen Renan den dogmatischen und philosophischen Beweis für die Gottheit Jesu Christi zu führen. Ich will mir jedoch hier nur nebenbei die Bemerkung erlauben, daß ich dieses Thema in einem größeren Werke, das ich schon seit längerer Zeit bearbeite, besonders mit Berücksichtigung unserer modernen Literatur behandeln will. So im Vorbeigehen läßt sich dieser Beweis nicht abfertigen, und wer ihn auf eine anziehende Weise kurz besprochen finden will, der kann ihn im vierten Bande der „Études philosophiques sur le Christianisme" von Nicolas *) lesen.

Uebrigens erscheint es mir überhaupt als überflüssig, schwere wissenschaftliche Geschütze gegen Renan aufzuführen, wo sich der Kampf eben so leicht mit einem dünnen Stocke abmachen läßt. Mittelst eines sehr einfachen logischen Handgriffes läßt sich aus Renan, gegen ihn selbst sehr leicht und kurz der Beweis für die Gottheit Christi liefern.

Renan macht folgendermaßen seinen logischen Schluß: „Jesus war nicht der Sohn Davids, sondern der

*) Uebersetzt von Sylvester Hester. 4. Aufl. Paderborn 1860. S. 27 u. f. f.

Sohn Josefs und der Maria; folglich war er nicht der Sohn Gottes."

Nach allen logischen Lehrbüchern, aus denen wir gewöhnliche Menschenkinder jene Logik, die schon in uns liegt, nach bestimmten Regeln erst lernen müssen, gründet sich die Richtigkeit eines solchen Syllogismus auf die Richtigkeit der Prämissen. Ist — wie die Herren vom Fache sagen — die propositio major und minor unrichtig, so kann auch die conclusio nicht richtig sein.

Wenden wir nun dieses logische Gesetz auf Renan's obigen Syllogismus an, so müssen wir sagen: Wir haben aus dem Evangelium bereits bewiesen, daß Jesus ein Sohn Davids, und daß er nicht der Sohn Josef's war; folglich war er der Sohn Gottes. — Renan muß uns die Richtigkeit dieses Syllogismus so lange gelten lassen, bis er nicht die Unrichtigkeit des seinigen gehoben hat; das kann er aber nie, wenn er auch nur das Evangelium allein zur Basis seiner Beweise nehmen will.

Ich glaube hiermit am kürzesten Renan durch ihn selber geschlagen zu haben, und damit ist auch zugleich die Meinung widerlegt, die Christus für nichts mehr, als einen jüdischen Sokrates will gelten lassen. Sehr treffend sagt hierüber Fr. v. Schlegel in der 10. Vorlesung seiner „Philosophie der Geschichte": „Wenn Christus nicht mehr gewesen ist, als ein jüdischer Sokrates, so war er nicht einmal dieses." *) — Gewiß! Denn Sokrates machte aus sich nie mehr als einen Menschen, Christus aber wies zu wiederholten Malen auf die Göttlichkeit seines Ursprungs und seinen Ausgang von Gott hin, und waren diese seine Worte eine Lüge, so stand er weit unter Sokrates.

12. Aphorismus.

Bis hieher hat uns nun Renan bewiesen oder eigentlich beweisen wollen, daß Jesus ein ganz gewöhnlicher Mensch, ein

*) Sämmtliche Werke, Wien 1846. 14. Bd., S. 11.

simpler galiläischer Zimmermann und ein einfacher naturwüchsiger Bauer war, der durchaus keine wissenschaftliche Bildung genoß und über die gewöhnlichsten Dinge auf der Erde keinen Bescheid wußte.

Nach dieser sonderbaren Schilderung mußte sich dem „fünften Evangelisten" eine Frage aufdrängen, die er auch bei seinen Lesern voraussetzen und voraussehen konnte und mußte, nämlich die Frage: Wie war denn dieser Mensch im Stande zu lehren und einen solchen Erfolg mit seinen Lehren zu erzielen?

Für uns, die wir an die Gottheit Christi glauben, ist die Beantwortung dieser Frage sehr leicht, denn sie bildet eben mit einen Grund für diesen Glauben in seine Gottheit. Aber Renan läugnet diese Gottheit, und kann doch dabei den wunderbaren Erfolg nicht in Abrede stellen, der aus der Lehre Christi entsprungen ist. — Wie aber hilft sich da der arme Mann aus der selbstgelegten Schlinge?

Der gefangene Löwe läßt sich ganz einfach diese Schlingen von den Mäusen zernagen.

Nachdem Renan im 5. Capitel die Gottheit Christi mit trockenen Worten geläugnet hat, sagt er (pag. 58) weiter:

„Die Stimme des jungen Zimmermannes nahm allsogleich eine außerordentliche Weichheit an. Ein unendlicher Zauber strömte von seiner Person aus ... Er hatte noch keine Schüler, ... aber man fühlte schon den gemeinsamen Geist, etwas Durchdringendes und Liebliches (quelque chose de pénétrant et de doux). Sein liebenswürdiger Charakter und eine ohne Zweifel bezaubernde Gestalt, wie man sie bisweilen bei der jüdischen Race findet, schufen eine Art Zauberkreis um ihn."

Bei diesen Phrasen wird es Einem zu Muthe, als ginge man in einem Londoner Nebel spaziren! — Renan hat unter den Juden schon bezaubernde Gestalten (ravissantes figures) gesehen! Das waren zuversichtlich polnische, oder russische oder ungarische Juden, bei denen die bezaubernden Gestalten ganz

gewiß so gewöhnlich sind, wie „bei den Schwaben der Haferbrein", um mit Pater Abraham a Sancta Clara zu reden. *) Das ist übrigens Geschmackssache und ich habe nichts dagegen, wenn Renan im Entzücken etwa die „bezaubernde Gestalt" eines polnischen Juden umarmen will, nur möge er die nöthigen Vorsichtsmaßregeln treffen, daß er zu rechter Zeit aus dieser Umarmung auch loszukommen im Stande ist.

Außerdem versichert Renan in der obigen Nebelphrase, daß Jesus noch keine Schüler hatte, und doch fühlte man bereits den gemeinsamen lieblichen und Alle durchdringenden Geist. — Ich weiß nicht, wie sich Renan einen communalen Geist ohne Communität vorstellt, so wenig ich mir vorstellen kann, wie dieser Geist diejenigen durchdringen soll, die noch gar nicht existiren.

Aber das Alles ist Nebensache in der hier citirten Stelle die zunächst das ganze Gewicht auf den Gedanken legt, daß der unendliche Zauber, der von Jesu Person ausging, die Erklärung für die Wirkung seiner Lehren sein soll.

Instinctmäßig fühlt Renan das Luftige und Unhaltbare dieser Behauptung, und daher verlegt er sich auch hier wieder auf seine gewöhnliche Methode, denselben Gedanken immer vom Neuen zu wiederholen, damit er so seinem Leser plausibler erscheine, so wie die Kinder an die unerwiesene Existenz des nie gesehenen „Poppermannes" blos darum glauben, weil sie so oft mit ihm geschreckt werden.

Schon zu Anfang des 5. Capitels (pag. 52) erklärt uns Renan, daß sich bei Jesus „die Zärtlichkeit seines Herzens in eine unendliche Sanftmuth, in eine unbestimmte Schwärmerei, in ein allgemeines Wonnegefühl verwandelte."

Später (pag. 87) sagt uns Renan, daß Jesus „eine schöne Natur" (belle nature) hatte, und daß er (pag. 100) durch „den Reiz seiner Person und seines Wortes alle Einwürfe widerlegte." Selbst Magdalena wurde, wie wir schon gehört

*) Siehe dessen auserlesene Werke Wien 1846. S. 126.

haben, „durch seine reine und milde Schönheit" geheilt (pag. 109) und alle seine „Eroberungen verdankte Jesus dem unendlichen Reiz seiner Person und seines Wortes" (pag. 117).

Einem nüchternen Menschen wird es unheimlich bei diesen sentimentalen Schwätzereien, die hier ganz und gar ihre Wirkung verfehlen und absolut nichts beweisen.

Bekanntlich existirt ein unechter Brief des Publius Lentulus, eines angeblichen Freudes des Pilatus, den derselbe an den römischen Senat geschrieben haben soll. Die betreffende Stelle wurde schon vielfach zum Aufputze für historische Romane, wie z. B. von Féréal in seinen berüchtigten „Geheimnissen der spanischen Inquisition" verwendet, wo dieselbe also lautet*): „Es befindet sich gegenwärtig ein Mann von seltener Tugend hier, der Jesus Christus heißt. Die Barbaren halten ihn für einen Propheten, seine Nachkommen aber halten ihn für einen Nachkommen der unsterblichen Götter. Er erweckt die Todten oder heilt die Kranken durch ein Wort oder durch Händeauflegen. Er ist groß und gut gebaut, von sanftem und ehrwürdigem Aussehen. Sein Haar hat eine unbeschreibliche Farbe, fällt in Locken bis unter das Ohr und breitet sich anmuthig auf seinen Schultern aus. Nach der Sitte der Nasiräer trägt er es oben auf dem Kopf gescheitelt. Seine Stirne ist groß und glatt und seine Wange von lieblicher Röthe gefärbt. Seine Nase und sein Mund sind von bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit und sein dichter Bart von der Farbe seines Haupthaares, reicht bis einen Zoll unter das Kinn, ist in der Mitte getheilt und hat eine Gabelform. Seine Augen sind schön, glänzend, klar und rein."

Die Unechtheit dieses Briefes wurde inzwischen schon öfter nachgewiesen und Gabler hat eine besondere Schrift darüber verfaßt.**)

. Psychologisch erklärlich ist es allerdings, wenn sich unsere Pietät die Gestalt des Gottmenschen nur in einer vollendeten menschlichen Schönheit denken kann, aber eben so unerklärlich ist

*) Uebersetzt von Diezmann. Leipzig. 2. Aufl. 1848. S. 611.

**) De αὐθεντία Epistolae Publii Lentuli ad Senatum. Jena 1819.

es, wenn Renan auf diese Schönheit die meisten und hervorragendsten Wirkungen seiner Lehre und selbst seine Wunder basiren will.

Der „Zauber seiner Person" konnte doch nur höchstens für seine Umgebung und für seine Lebenszeit einen Erfolg haben, wie aber will man sich diesen Erfolg für die Welt und für alle bereits nachgefolgten achtzehn Jahrhunderte erklären? Die Zuhilfenahme von erkünstelten Wundern war noch allezeit der Fluch derjenigen, welche die Wunder Christi leugneten. Renan, der die Gottheit Christi negirt, muß allsogleich zum „unendlichen Zauber seiner Person" seine Zuflucht nehmen, um sich einen Grund für die Macht der Worte Christi zu schaffen.

13. Aphorismus.

Das Ende des 5. Capitels führt uns jetzt zu einem etwas längeren Thema, welches uns nöthiget, nach vorwärts und rückwärts die Winkelzüge unseres „Evangelisten im Frack" zu verfolgen.

Renan sagt nämlich (pag. 66), daß der „junge Zimmermann" anfangs „seine Maximen" nur in einem kleinen Kreise vortrug, bis er endlich öffentlich zu lehren anfing. „Es gab noch keine Christen, aber das echte Christenthum war schon gegründet." Und nun setzt er (pag. 67) weiter hinzu: „Gewiß, wenn das Evangelium sich auf einige Capitel des Matthäus und Lucas beschränkt hätte, so würde es bei Weitem vollkommener sein und jetzt nicht Veranlassung zu so vielen Einwendungen geben."

Fragt einmal irgend einen eingefangenen Verbrecher, der auf irgend eine Weise mit der Gerechtigkeit in einen Conflict gekommen ist, wie er über das Strafgesetz denke, und wie er mit demselben zufrieden sei, so wird er etwa sagen: „Gewiß, wenn das Strafgesetz sich auf einige Paragraphe beschränkt hätte, so würde es bei Weitem vollkommener sein, und jetzt nicht Veranlassung zu so vielen Einwendungen geben." Unter den „einigen Paragraphen", denen er gerne Gnade angedeihen ließe,

wird er diejenigen verstehen, die im Augenblicke zu seinen guten Freunden zu zählen sind; als die „größere Vollkommenheit" des Strafgesetzbuches wird ihm die möglichste Vertilgung desselben erscheinen, und die „Veranlassung zu Einwendungen" wird ihm die Existenz des Strafgesetzes überhaupt geben, denn sobald dasselbe den Weg alles Papieres gegangen wäre, würden auch für ihn die „Veranlassungen zu vielen Einwendungen" aufhören.

Das ist genau unser Fall mit Herrn Renan, der von den Evangelisten nur zwei, und auch bei diesen nur jene Stücke pardoniren will, die dem „fünften Evangelium" so wenig als möglich im Wege sind. Alles Uebrige ist geradezu verfälscht, und durch „frommen" oder nichtfrommen „Betrug" in späterer Zeit entstanden.

Ich habe schon einmal bedauert, daß der „fünfte Evangelist" zu spät geboren wurde, wodurch ihm die Möglichkeit der Originalität, namentlich von deutscher Seite, schon weggeschnappt wurde, und jetzt haben wir abermals denselben Grund des Bedauerns, denn ehe noch der Franzose Renan die Welt beglückte, ja, ehe noch der Deutsche David Friedrich Strauß ein Apostel wurde, ist schon Herder in diesem Jammerthale gewesen, um der Welt über die Schriften des neuen Bundes Dinge zu verkünden, die er offenbar nur durch besondere Inspiration wissen konnte.

Im 17. Buche seiner „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" — welches Werk Göthe sein Evangelium nannte — schreibt Herder über die Entstehung der Schriften des n. B.: „Das Christenthum bekam heilige Schriften, die einestheils aus gelegentlichen Sendschreiben, anderntheils, wenige ausgenommen, aus mündlichen Erzählungen entwachsen, mit der Zeit zum Richtmaß des Glaubens, bald aber auch zum Panier aller streitenden Parteien gemacht, und auf jede ersinnliche Weise gemißbraucht wurden. Entweder bewies jede Partei daraus, was sie erweisen wollte, oder man scheute sich nicht, sie zu verstümmeln, und im Namen der Apostel

falsche Evangelien, Briefe und Offenbarungen mit frecher Stirne unterzuschieben. Der fromme Betrug, der in Sachen dieser Art abscheulicher als Meineid ist, weil er ganze Reihen von Geschlechtern ins Unermeßliche hin belügt, war bald keine Sünde mehr, sondern zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen ein Verdienst. Daher die vielen unterschobenen Schriften der Apostel und Kirchenväter, daher die zahlreichen Erdichtungen von Wundern, Märtyrern, Schenkungen, Constitutionen und Decreten, deren Unsicherheit durch alle Jahrhunderte der älteren und mittleren Christengeschichte, fast bis zur Reformation hinauf (?), wie ein Dieb in der Nacht fortschleicht. Nachdem einmal das böse Principium angenommen war, daß man zum Nutzen der Kirche Untreue begehen, Lügen erfinden, Dichtungen schreiben dürfe, so war der historische Glaube verletzt; Zunge, Gedächtniß, Feder und Einbildungskraft der Menschen hatten ihre Regel und Richtschnur verloren, so daß statt der griechischen und punischen Treue, wohl mit mehrerem Rechte die christliche Glaubenswürdigkeit genannt werden möchte. Und um so unangenehmer fällt dieses ins Auge, da die Epoche des Christenthums sich einem Zeitalter der trefflichsten Geschichtschreiber Griechenlands und Roms anschließt, hinter welchem in der christlichen Aera sich auf einmal lange Jahrhunderte hin die wahre Geschichte ganz verliert. Schnell sinkt sie zur Bischofs-, Kirchen- und Mönchschronik herunter, weil man nicht mehr für die Würdigsten der Menschheit, nicht mehr für Welt und Staat, sondern für die Kirche oder gar für Orden, Klöster und Secten schrieb, und, da man sich ans Predigen gewöhnt hatte, und das Volk dem Bischofe Alles glauben mußte, man auch schreibend die ganze Welt für ein glaubendes Volk, für eine christliche Heerde ansah." *)

---

*) Sämmtl. Werke. Carlsruhe 1820. 6. Bd. S. 59.

So stellt sich Herder das Entstehen der heil. Schriften des n. B. vor, und zwar mehr als ein halbes Jahrhundert früher, ehe Renan sein „Leben Jesu" schrieb, darin er über die Entstehung der Evangelien noch confuser und unsinniger als Herder schrieb.

Wer heute eine wissenschaftliche Untersuchung über die Authenticität der Evangelien schreiben wollte, der hätte ein leichtes Stück Arbeit, denn er dürfte zu diesem Zwecke nur benützen, was Hug, Schwarz, Feilmoser, Credner, Schleiermacher, De Wette, Eichhorn, Griesbach, Gieseler, Wilke, Eckermann, Bruno Bauer und viele Andere schon längst pro et contra gesagt haben; speciell gegen Renan aber dürfte sich vom wissenschaftlichen Standpunkt kaum etwas Besseres sagen lassen, als Freppel und Haneberg in ihren Gegenschriften schrieben.

Aber verwenden wir kein „grobes Geschütz" und keine fremden Waffen gegen unseren Tageshelden, sondern nehmen wir aus ihm selber, aus seinen eigenen Anschauungen und Widersprüchen das Stäbchen, um ihm seinen Pelz auszustäuben, den er statt einer Waffenrüstung trägt.

---

14. Aphorismus.

Es wird gut sein, den Renan'schen Gedankenknäuel auseinander zu winden, und vorerst seine Hypothesen über die vier Evangelien im Allgemeinen, darauf aber seine Meinungen über jeden einzelnen Evangelisten insbesondere zu hören.

„Daß die Evangelien", heißt es in der Einleitung (pag. XVI) „theilweise legendenartig sind, ist augenscheinlich, weil sie voll Wunder und Uebernatürlichkeiten sind."

Hierauf fährt Renan fort:

„Man weiß, daß jedes der vier Evangelien an seiner Spitze den Namen einer, theils aus der Apostelgeschichte, theils aus der Evangeliengeschichte selbst, bekannten Persönlichkeit trägt. Diese vier Personen sind, streng genommen, nicht die Verfasser. Der Ausdruck: nach Matthäus, — nach Marcus, nach Lucas, —

nach Johannes — will nicht bedeuten, daß nach der ältesten Meinung diese Erzählungen vom Anfange bis zum Ende von Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes seien, sondern er soll bloß anzeigen, daß darin Ueberlieferungen vorkommen, welche von jedem dieser Apostel *) herrühren und sich auf dessen Autorität stützen. Es ist klar, daß, wenn diese Titeln die richtigen sind, die Evangelien, ohne daß sie darum aufhören, zum Theile legendenhaft zu sein, einen hohen Werth besitzen, weil ihre Abfassung in die Hälfte des Jahrhunderts fällt, das auf den Tod Jesu folgte."

Darauf setzt uns Renan (pag. XXI.) die sonderbare Theorie auseinander, wie die „armen Leute" die nur „Ein Buch" hatten, an den Rand desselben Parallelstellen aus den andern Evangelien schrieben, die später auf solche Weise in den Text geschoben wurden, und so kamen die Evangelien, wie es Herrn Renan scheint (pag. XXII.) aus jenen Familien hervor, die Jesus am nächsten standen. Darnach nimmt Renan (pag. XXXII.) im Allgemeinen an, daß die vier Evangelien authentisch seien, und daß sie ungefähr (à peu près) von den Verfassern herrühren, denen sie zugeschrieben werden.

Daher sind sie nichts weiter als „legendenartige Biographien" (pag. XXXVII) die sehr unzuverlässig sind, weil es damals noch keine Stenographen gab (pag. XXXIX) um Alles im Augenblicke niederzuschreiben.

Man sieht aus dem Bisherigen, daß der „fünfte Evangelist" spottwenig von der Autorität der vier Evangelien hält, und doch scheint ihm auch dieses Wenige noch zu viel, denn auf der nächsten Seite (pag. XL) bittet er unterthänigst alle Jene um Verzeihung, welche etwa finden sollten, „daß er diesen großentheils legendenartigen Erzählungen ein übertriebenes Vertrauen geschenkt habe" — und, um diese vermeintliche Sünde wieder gut zu machen, sagt er unmittelbar darnach (pag. XLI) zur

*) Man darf hier nicht übersehen, daß der „fünfte Evangelist" höchst eigenmächtig die zwei Evangelisten Marcus und Lucas zu Aposteln ernennt.

Versöhnung seiner Leser, daß die vier Evangelien mit einander „in einem flagranten Widerspruche" stehen.

Wie dieser „flagrante Widerspruch" entstanden ist, sagt uns Renan nicht genau, aber lange darnach (pag. 163) gibt er uns zu erwägen, daß die Schüler des Herrn vielleicht nach ihren eigenen Begriffen seine Lehren oft abgeschwächt haben, woran freilich nicht viel gelegen sein mochte, da die Evangelien, nach einer spätern Versicherung (pag. 213) des „fünften Evangelisten" zuerst nur „einen Privatcharakter und eine geringe Autorität" hatten. Endlich gibt uns Renan am Schlusse seines Buches (pag. 319) nochmals die Versicherung, daß die Evangelien „voll von Irrthümern und Widersprüchen" seien, weil die Evangelisten „zu tief unter Demjenigen standen", dessen Bild sie zeichnen wollten, weshalb sie dasselbe „fortwährend entstellten."

Gegen diese Auffassung Renan's ließen sich nun sehr gelehrte Dinge zum Beweise sagen, daß die Evangelien überhaupt keine Biographien Jesu sein sollen, ferner ließe sich ihre Authenticität, ihre Autorität und vieles Andere mit gelehrten Verschwendungen nachweisen, u. s. w. — aber ich bleibe lieber bei meiner Methode, Renan durch ihn selbst zu widerlegen.

Ich nehme einen schlichten Menschen von der Straße, meinetwegen einen Bauer aus der Bretagne, um Renan's Landsleute zu respectiren. Diesem Menschen lese ich das Urtheil des „fünften Evangelisten" über die vier Evangelien vor, und frage ihn jetzt: Was urtheilest du, auf Grund dieser Darstellung, von den vier Evangelisten, und welche Autorität haben sie für dich? — so wird er antworten: Das waren entweder vier Ignoranten oder vier Betrüger, oder wenigstens gebührt diese Ehre jenen Leuten und jener Zeit, durch welche und in welcher diese Verfälschungen mit den Evangelien vorgingen; und wer heute die christliche Religion auf diese Basis zurückführen wollte, der müßte gleichfalls ein Ignorant oder ein Betrüger sein.

So würde ungefähr ein Bauer aus der Bretagne urtheilen.

Professor Renan, das Mitglied der französischen Akademie, der zu „gelehrten Expeditionen" verwendet wurde, hat jedoch eine andere Logik und sagt:

„Wenn sich das Christenthum erneuern will, braucht es immer nur auf das Evangelium zurückzugehen." (pag. 315.)

Entweder sind nun die Evangelien wirklich nichts als Compilationen von unbekannten und namenlosen Menschen des ersten Jahrhundertes, die aus Unwissenheit oder aus Charakterlosigkeit jene Bücher zusammengestoppelt haben und nur „ungefähr" von jenen Verfassern herrühren, denen sie zugeschrieben werden, die aber eben deshalb voll von Irrthümern und Widersprüchen sind, und nur ein entstelltes Bild der Lehre und der Thaten Jesu abgeben: — und dann ist es Widerspruch und Inconsequenz zu sagen, daß man auf diese Evangelien jedesmal zurückgehen müsse, wenn das Christenthum, nach Renan's und Consorten Meinung, alterirt wäre, und folglich erneuert werden müßte. Oder, wir nehmen an, daß die christliche Lehre wirklich corrumpirt und durch das Zurückgehen auf das Evangelium erneuert werden könne: — und dann dürfen diese Evangelien nicht das sein, wozu sie Renan gerne machen möchte.

Wenn jemals, so hätten Renan's Freunde hier ein Recht, in Bezug auf die Authenticität der Evangelien von uns eine wissenschaftliche Widerlegung zu fordern; aber eben so können wir ihnen erwidern: wenn jemals, so können wir hier fordern, daß Renan diesen unsinnigen Widerspruch vorerst zurücknehme, denn ein Mensch, der sich in demselben Buche, auf wenigen Seiten, bei einer so hervorragenden Behauptung selbst so arg ins Gesicht schlägt, ist nicht die Druckerschwärze werth, die man auf eine wissenschaftliche Widerlegung verschwenden würde.

---

15. Aphorismus.

Weil übrigens die vier Evangelien, nach Renan, „ungefähr" von jenen Verfassern sind, denen sie zugeschrieben werden, so wollen wir sehen, wie er über jedes dieser vier Evangelien

besonders urtheilt, indem wir zuerst seine Ansichten über das Evangelium herausheben wollen, welches „nach Matthäus“ geschrieben ist.

Wir, die Gegner Renan's, sagen: jenes Evangelium, welches im neutestamentlichen Canon als das erste steht, ist von dem Apostel Matthäus, mit dem Beinamen Levi, dem Sohne des Alphäus.

Das bestreitet uns Renan, welcher (pag. 115 in einer Note) behauptet: nur die Reden Jesu in diesem Evangelium seien von der Hand des Apostels, die um diesen Kern gruppirten Erzählungen aber (pag. XXXIII.) haben nicht denselben Werth, „denn es befinden sich unter denselben viele Legenden von zu weichen Umrissen, welche aus der Frömmigkeit der zweiten christlichen Generation hervorgegangen sind,“ und es „scheint“ Herrn Renan (pag. XXII.), daß an dieses Evangelium die letzte Feile im nordöstlichen Palästina angelegt wurde.

Später (pag. 110) nimmt Renan über Matthäus einen etwas kühneren Anlauf, den er aber sogleich mit zwei „Wahrscheinlich“ und Einem „Vielleicht“ ein wenig zu mäßigen sucht. Er zählt nämlich dort mehrere Jünger Jesu auf, und unter diesen den Matthäus, „wahrscheinlich derselbe, welcher der Xenophon des werdenden Christenthums wurde. Er war früher Zöllner, und konnte als solcher wahrscheinlich den Griffel besser als die übrigen führen. Vielleicht dachte er schon damals daran, seine Logia zu schreiben, welche die Grundlehren dessen sind, was wir von der Lehre Jesu wissen.“

Und doch sagte Renan schon früher in der Einleitung (pag. XVIII), daß dieses Evangelium „kein individuelles Gepräge“ habe, und daß der an die Spitze desselben gestellte Name „nicht viel zu bedeuten habe.“

Daß diese Behauptung mit den früheren nicht besonders harmonire, ist augenfällig, aber wir wollen uns hierbei nicht zu lange verhalten, denn wir haben im „Leben Jesu“ noch eine Stelle über Matthäus übrig (pag. 194 in der Note) wo Renan versichert, „die Zeit der Redaction des Matthäus“ falle in die

Zeit „der Belagerung Jerusalems oder kurz darauf.“ Als Beweis dafür dient ihm das 24. Capitel *), worin auf die künftige Zerstörung Jerusalems hingewiesen wird. Mit diesem fadenscheinigen Beweise meint Renan die gewöhnliche Annahme, daß die Zeit der Abfassung dieses Evangeliums vor das Jahr 50 falle, genügend widerlegt zu haben. Hiermit ist der Erste unter den Evangelisten, der diese Zerstörung Jerusalems ausdrücklich als eine Weissagung Christi hinstellt, ganz einfach zu einem Betrüger gestempelt. Das kümmert jedoch Herrn Renan, der auch mit dieser Behauptung nicht mehr originell ist, so wenig, als sich Credner, welcher dieses Argument schon längst zuvor geltend machte **), viel darum kümmerte.

Uebrigens sei hier nebenbei bemerkt, daß auch Renan's Einwürfe über die Logia des Matthäus ebensowenig originell sind, da sie schon lange von Schleiermacher ***) angeführt, und ebenso von Thiersch †) bereits widerlegt wurden.

Ziehen wir nun aus diesen Urtheilen Renan's über Matthäus die Bilanz, so ergibt sich: Der Name dieses Evangelisten hat nicht viel zu bedeuten, denn von ihm sind nur die Reden und selbst bei diesen lügt und betrügt er. Alles Uebrige scheint später hinzugefügt worden zu sein.

Gehen wir nun ohneweiters zu jenem Evangelium über, welches als das zweite in unserem Canon steht.

Die katholische Tradition über dieses Evangelium läßt sich beiläufig in Folgendes zusammenfassen: Es wurde in griechischer Sprache von Marcus Johannes dem Sohne einer Maria von Jerusalem geschrieben, und zwar zu Rom, ungefähr um das Todesjahr der beiden Apostelfürsten. Marcus, der damals mit

*) Im französischen Texte ist die Angabe des 26. Capitels ein Druckfehler.

**) Siehe dessen Einleitung in das neue Testament S. 208.

***) Dessen Studien und Kritiken. 1832, 4. Bd., S. 735.

†) Versuch zur Herstellung des historischen Standpunktes für die Kritik der neutest. Schriften. S. 186.

Petrus in nächster Verbindung stand, schrieb dieses Evangelium nach den mündlichen Erzählungen dieses Apostels, und es ist dasselbe, mit Ausnahme von 27 Versen ganz in den beiden Evangelien des Matthäus und Lucas enthalten.

Dieses Evangelium findet in den Augen des „fünften Evangelisten" viel mehr Gnade, als das Erste. Zwar nimmt er es dem zweiten Evangelisten sehr übel (pag. 189), daß er Jesu Wunder und Exorcismen so sehr hervorhebt, so daß man Jesus, wollte man ihn nach diesem Schüler des Apostel Petrus*) beurtheilen, für einen mächtigen Exorcisten und Zauberer (pag. 190) halten müßte; allein Marcus scheint Herrn Renan (pag. 288 in der Note) besser unterrichtet zu sein, als Johannes, und schon in der Einleitung (pag. XXXIII) behauptet er, daß das zweite Evangelium „viel fester und bestimmter" (plus ferme, plus précis) ist, als das erste, und daß es unter den drei synoptischen Evangelien das am meisten originelle geblieben sei. — Und doch hat Renan unmittelbar vorher (pag. XVIII) erklärt, daß dieses Evangelium ebensowenig, wie das erste, ein „individuelles Gepräge" habe und daß es ebenso auch „eine unpersönliche Composition" sei, deren an die Spitze gestellte Name „keine große Bedeutung" habe.

Im Vorbeigehen sei hier abermals bemerkt, daß Renan's Einwürfe gegen Marcus so wenig originell sind, als jene, die er gegen Matthäus macht, wie Jeder weiß, der Eichhorn, Schleiermacher und de Wette gelesen hat, und hier wie überall ist seine Weisheit nur deutscher Abklatsch.

Ziehen wir nun auch aus dem Urtheile Renan's über Marcus die Bilanz, so finden wir als Resultat: Auch der Name dieses Evangelisten hat nicht viel zu bedeuten, dennoch aber ist er der originellste unter den Synoptikern, aber auch er entstellt und verunstaltet das Bild Christi.

---

*) Obgleich es in aller Welt bekannt ist, daß Marcus ein Schüler des Petrus war, und im französischen Texte selbst „apôtre Pierre" steht, übersetzt hier R. Braun (S. 234) dennoch: „Ein Schüler des Apostel Paulus"!!! —

Nun wollen wir uns Renan's Urtheil über den dritten Synoptiker suchen.

Die kirchliche Tradition — um dieselbe wieder voranzustellen — nennt als den Verfasser dieses Evangeliums Lucas den Schüler und Begleiter des heiligen Paulus, nach dessen Anleitung er um das Jahr 60 (zwischen 59 und 62) zu Rom dieses Evangelium niederschrieb.

Ueber diesen dritten Synoptiker ergießt sich nun die Kritik des „fünften Evangelisten" in besonders scharfer Weise.

Sein historischer Werth ist, wie Renan schon in der Einleitung (pag. XXXIII) bemerkt, „merklich schwächer" als jener der beiden ersten Synoptiker. Es ist nur „ein Dokument aus zweiter Hand" und einige seiner Sentenzen sind „bis zur Uebertreibung geschraubt und falsch." Außerdem begeht er „chronologische Fehler", er „versteht kein Hebräisch" und kennt selbst Palästina nicht. — Auch sind nach Renan's sehr entschiedener Behauptung (pag. XXXVIII) „viele seiner Erzählungen falsch." — Es ist sehr zu bedauern, daß der weise Mann sich nicht die Mühe nimmt, wenigstens anzudeuten, welche von diesen „Erzählungen" eigentlich hiermit gemeint sind, nur läßt er sich später (pag. 77) herbei, uns in einer ganz kleinen Note kund und zu wissen zu thun, daß die Erzählung des Lucas über die Verwandtschaft zwischen Jesus und Johannes dem Täufer „sagenhaft" sei, und noch etwas später (pag. 290) setzt er einen kleinen Zweifel in die Wahrheit der Erzählungen dieses Evangeliums über einige Begebenheiten bei der Kreuzigung und endlich „bezweifelt er sehr," (pag. 298) ob die Worte, die Jesus diesem Evangelium zufolge am Kreuze „gesprochen haben soll," wahr seien. — Das sind allerdings viele und schwere Behauptungen, allein Herr Renan vergaß ganz und gar, für dieselben auch nur einen einzigen Grund anzugeben. Die Autorität des „fünften Evangelisten" mag nun jedenfalls keine geringe sein, allein mit allem gebührenden Respecte vor derselben, steht hier, wie Renan selber zugibt, eine Behauptung von heute, einer andern fast zwei Jahrtausend-alten Behauptung

gegenüber, wobei es doch mindestens wünschenswerth wäre, dieser Meinung aus dem 19. Jahrhunderte durch einige beigegebene Gründe eine Autorität zu geben, da ja die entgegenstehende alte Tradition mindestens durch ihr Alter schon eine Autorität für sich hat.

Aber an diesem sachlichen Vorwurfe gegen den dritten Synoptiker hat Renan noch nicht genug; er macht ihm auch den persönlichen Vorwurf (pag. 126), daß er „eine ausgesprochene communistische Richtung habe", und daß er (pag. XXXV) ein „exaltirter Demokrat" sei; und diese Behauptung unterstützt er durch den Hinweis auf die Parabel dieses Evangeliums, vom armen Lazarus und dem reichen Prasser. Das ist die „ausgesprochene communistische Richtung" dieses Evangeliums!

Ueber die Zeit der Abfassung desselben sagt Renan vorerst in der Einleitung (pag. XVIII), daß es jünger als die beiden ersten Evangelien sei. Darauf formulirt er (pag. XXXIII) diese Behauptung schon bestimmter dahin, daß es nach der Zerstörung Jerusalems geschrieben sei, welche Behauptung er, der Sicherheit wegen, noch zweimal, und zwar in der Einleitung (pag. XXXV) und in der zweiten Hälfte des Buches (pag. 194) wiederholt. Hiefür macht Renan denselben Grund, wie bei Matthäus geltend, daß nämlich das 21. Capitel von der Zerstörung der heiligen Stadt rede, und demzufolge dieses Evangelium „kurze Zeit" nach dieser Zerstörung geschrieben sein müsse (pag. XVII). Dagegen ließe sich eben wieder nur wiederholen, was ich schon bei Matthäus bemerkte: daß sonach in diesem Evangelium eine offene Lüge und ein ausgesprochener Betrug liege, da ja im 20. Verse des genannten Capitels der Passus über die Verwüstung der Stadt mit den Worten Jesu beginnt:

„Wenn ihr aber sehen werdet, daß Jerusalem mit einem Heere umlagert wird, dann wisset, daß dessen Verwüstung nahe ist."

Ist dieses Evangelium, wie Renan meint, erst nach der Zeit der Zerstörung, „von einem Manne aus der zweiten apostolischen Generation“ (pag. XVII) geschrieben, dann sind diese Worte, wie gesagt, ein offener Betrug.

Fassen wir nun auch hier wieder Renan's Urtheil über das dritte Evangelium zusammen, so finden wir: Es ist ein, von einem Demokraten und Communisten in späterer Zeit, aus zweiter Hand, combinirtes Machwerk mit erdichteten Erzählungen, voll geschraubter, falscher und übertriebener Sentenzen, mit chronologischen Fehlern, darin Lüge und Betrug eben so, wie im ersten Evangelium ihren Platz fanden.

Das ist Renan's Urtheil über die drei Synoptiker, und man sieht, daß der Erste und der Dritte, nämlich Matthäus und Lucas vor dem kritischen Richterstuhle des „fünften Evangelisten“ am schlechtesten bestanden haben.

Nehmen wir nun wieder unsere Zuflucht zu unserem Bauer aus der Bretagne, der uns schon einmal aus unserer Noth helfen mußte, und legen wir ihm die Frage vor: Wenn das Urtheil deines Landsmannes über die Synoptiker richtig ist, welchem von diesen drei Evangelien würdest du den Vorzug geben?

Ich weiß nicht, wie die Logik der Bauern in der Bretagne beschaffen ist, und ob sie der Logik jenes Landmannes ähnlich ist, von dem Cartesius gelegentlich erzählt *), oder nicht, aber ich vermuthe sehr stark, daß unser Bauer so urtheilen und sagen würde: Abgesehen von allen anderen Dingen, scheinen mir der erste und der dritte Evangelist sehr verdächtig zu sein, wenn Herr Renan recht hat, denn sie lügen und betrügen ganz ohne Hehl in einem wesentlichen Punkte, und da kann man nicht wissen, wie es mit ihrer Ehrlichkeit in allem Uebrigen beschaffen ist; ich würde daher jedenfalls dem zweiten Evangelium den Vorzug geben.

*) Siehe hierüber Veith's „Politische Passionspredigten“. Wien 1849. S. 140.

Aber dieser Bauer würde da eben nur als ein Mensch mit gesundem Hausverstande, und nicht als Mann urtheilen, der schon zu „gelehrten Expeditionen nach Syrien" verwendet wurde, denn dieser sagt, wie wir bereits gehört haben, so:

„Gewiß, wenn sich das Evangelium auf einige Capitel des Matthäus und Lucas beschränkte, so würde es bei weitem vollkommener sein, und jetzt nicht Anlaß zu so vielen Einwendungen geben."

Das ist Logik der Herren, wie sie „zu gelehrten Expeditionen" verwendet werden, und es ist hierbei sehr stark zu vermuthen, daß die Sonne in Syrien sehr heiß auf die Köpfe brennen und ihre Wirkung „bis tief in das Gehirn äußern mag", wie Herder von dem „philosophischen Scheidewasser" des vorigen Jahrhunderts meint.

Nun bleibt uns noch Renan's Urtheil über das vierte Evangelium übrig.

Die katholische Tradition, die auch hier wieder kurz vorangestellt sein mag, läßt sich so zusammenfassen: Dieses Evangelium ist von Johannes in den letzten Jahren seines Lebens, und zwar, nach dem Zeugnisse des Irenäus, zu Ephesus geschrieben, um die Gottheit Jesu Christi zu beweisen, um die Synoptiker zu ergänzen und die damaligen Häresien, (die Ebioniten, Doketen und Nikolaiten) zu widerlegen.

Hieraus ist ersichtlich, daß der Hauptzweck und der ganze Plan des vierten Evangeliums direct seine Spitze gegen unseren modernen Evangelisten richtet, der nun alles Mögliche versucht, diesen gefährlichen Gegner unschädlich zu machen. Sogar mit gelehrten Beweisen rückt er ins Feld, welche Mühe er sich bei den Synoptikern nicht gegeben hat. Um seine Leser mit einem ordentlichen Stücke von Gelehrsamkeit schon zum Voraus einzuschüchtern, sagt er ihnen gleich in der Einleitung (pag. XXII): Papias mache keine Erwähnung davon, „daß Johannes ein Leben Jesu schrieb."

Das ist der einzige äußere Beweis, den Renan gegen das vierte Evangelium geltend zu machen weiß, und dieser Beweis illustrirt uns zugleich auf's Neue den alten Spruch, daß der Teufel Fliegen frißt, wenn er hungrig ist. Bekanntlich kann man Niemanden als Autorität hernehmen, den man nicht hat, so ungefähr, wie es die Nürnberger mit dem Hängen zu halten pflegen; nun haben wir aber die Schriften des Papias nicht mehr, da sie sämmtlich bis auf einige wenige Fragmente verloren gingen, und darum geht die Sache wahrhaftig etwas stark über unseren beschränkten Unterthanenverstand, wie der längst verlorene Papias als Autorität dafür gelten soll, daß Johannes kein „Leben Jesu" schrieb.

Aber wir wollen gegen dieses Argument des „fünften Evangelisten" noch nachsichtiger sein, und annehmen, Papias habe wirklich das vierte Evangelium nicht erwähnt. Was folgt daraus gegen dieses Evangelium? — Gar nichts, denn dasselbe Evangelium wird ja ausdrücklich, als ein Werk des Apostel Johannes, von Irenäus zweimal genannt*) und da Papias jedenfalls nach dem Jahre 160 starb, und Irenäus, der mit Papias im persönlichen Verkehre stand, im Jahre 177 schon Bischof zu Lyon war, so ist doch, mit Vergunst gesagt, das Zeugniß des Irenäus so viel werth, als ungefähr ein Ausspruch des Papias werth wäre. Aber gerade der verlorene Papias wäre für Herrn Renan der rechte Mann, während der vorhandene Irenäus für ihn gar nicht existirt. Wäre auch Irenäus für uns verloren, so würde er gewiß auch das Glück genießen, von Renan als Autorität benützt zu werden, denn es ist gar so bequem sich auf die Todten zu berufen, in der Literatur eben so, wie im täglichen Leben.

So steht es mit dem äußeren Kriterium, welches Renan gegen das Johannes-Evangelium geltend macht. Aber er hat auch seine inneren Beweise dafür, die er sehr umständlich anführt.

---

*) Adversus haereses 3; 1 und 3; 11.

Noch auf derselben Seite, wo er sich mit Papias breit gemacht, bemerkt Renan weiter, daß die Reden Jesu bei Johannes einen verschiedenen Charakter von denen bei Matthäus haben, weil man ihnen „das dogmatische Interesse" ansieht und „ich wage nicht, überzeugt zu sein", setzt er bei, „daß das vierte Evangelium ganz und gar aus der Feder eines alten galiläischen Fischers gekommen sei." — Weil es übrigens schon alter „Hausbrauch" ist, so wiederholt uns Renan diesen Gedanken über den Unterschied der Reden Jesu zwischen den Synoptikern und dem vierten Evangelium später (pag XXVI) nochmals, und wiederum der Sicherheit wegen, daß man seinen gewichtigen Gedanken nicht vergesse, wärmt er denselben abermals (pag. 54) in einer Anmerkung auf. — Zur genaueren Detaillirung dieses Unterschiedes hebt er außerdem gewisse Ausdrücke des vierten Evangeliums im Gegensatze zu den synoptischen Evangelien heraus (pag. XXX), als: „Welt", „Wahrheit", „Leben", „Licht" u. s. w. Damit man aber auch diesen Beweis wieder nicht vergesse, wiederholt er auch ihn später (pag. 178) in einer Note wieder.

Nun ist Renan so weit mit sich einig geworden: dieses Evangelium ist von Johannes, und es ist auch wieder nicht von ihm.

„Bisweilen ist man nämlich versucht zu glauben", wie Renan in seiner zwitterhaften Weise (pag. XXVIII) bemerkt, „daß einige werthvolle Notizen wirklich von der Hand des Apostels kommen", aber „er scheint an einer fremden Quelle getrunken zu haben". — Renan fühlte es wohl selber, daß diese Behauptung eigentlich gar keine sei, und deßhalb fügt er (pag. XXXI) hinzu, daß er sich „über das Materielle der Frage, von welcher Hand das vierte Evangelium sei, gar nicht aussprechen wolle", doch „sei er geneigt zu glauben, daß wenigstens die Reden" nicht von Johannes geschrieben seien, denn diese Reden sind, wie Renan weiter bemerkt, (pag. 57) „weit entfernt, das wahre Wort Jesu zu repräsentiren."

Ein Mensch, der nun zufällig gewohnt ist, ruhig und klar zu denken und zu urtheilen, wird nach diesen Bemerkungen fragen: Hat Johannes ein Evangelium geschrieben oder nicht? Mit Sicherheit läßt sich aus dem Gegebenen die Frage noch nicht beantworten; daher kommt uns Renan noch weiter zu Hilfe und sagt (pag. XXIV): „Der Verfasser redet immer wie ein Augenzeuge; er will für den Apostel Johannes gehalten sein;“ ja noch mehr: „man sieht sogar deutlich, daß er im Interesse dieses Apostels schreibt“. Daher kommt auch bei ihm (pag. XXV) „das beständige Bestreben, daran zu erinnern, daß er der letzte lebende Augenzeuge sei und mit einem besonderen Vergnügen erzählt er Umstände, die nur er wissen konnte.“

Aus dem bisher Gesagten ließe sich nun der Schluß ziehen, daß einige Notizen von der Hand des Apostels selbst kommen, alles Uebrige aber, und besonders die Reden Jesu, von einer betrügerischen Hand beigefügt wurden.

Dieser Schluß wäre jedoch etwas voreilig gezogen, denn Renan macht ihn dadurch unmöglich, daß er schon in der Einleitung (pag. XXVI) sagt, man dürfe das Evangelium des Johannes als „keine bloße theologische These, ohne historischen Werth“ betrachten, da uns dasselbe erst verständlich werde, wenn man darin, nach der Tradition, Erinnerungen eines Greises sieht, die bald eine wunderbare Frische haben, und bald wieder seltsame Irrthümer enthalten“. — Und später (pag. 113) sagt Renan noch deutlicher, daß Johannes „im Alter über seinen Meister jenes bizarre Evangelium schrieb, das so kostbare Nachrichten enthält, aber nach meiner Meinung“ setzt er bei, „ist darin der Charakter. Jesu in vielen Punkten falsch dargestellt.“

Nach diesen beiden Behauptungen Renan's müßte man wieder schließen, daß das vierte Evangelium doch von Johannes geschrieben sei, umsomehr, da er zweimal (pag. XXV und pag. 115) ausdrücklich hervorhebt, daß in diesem Evangelium eine „gewisse Rivalität gegen Petrus“ zu finden sei, und Johannes in Folge einer gewissen Eifersucht

zeigen wollte, „daß er in vielen Fällen eine große Rolle vor Petrus gespielt habe", weil er sich „darüber gekränkt fühlt, daß man ihm in der Geschichte keinen genügend großen Platz einräumte."

Aber diesen ganzen Schluß macht Renan wieder dadurch unmöglich, daß er (pag. XXIII) dieses Evangelium „gegen Ende des ersten Jahrhunderts aus der Schule Kleinasiens" hervorgehen läßt, und später behauptet er wieder, halb im Gegensatze zu dieser Behauptung, daß „die Schule des Johannes nach seinem Tode sein Evangelium retouchirt habe." (pag. 113.)

Wir wollen für einen Augenblick so blind sein, als sich Herr Renan seine Leser wünscht, und daher alle diese Widersprüche gar nicht merken. In Folge dieser löblichen Eigenschaft wollen wir nun annehmen, daß „einige Notizen" wirklich von der Hand des Apostel Johannes seien, alles Uebrige aber „von der Schule Kleinasiens" beigefügt wurde. Wir wollen ferner Herrn Renan gegenüber unserem eigenen Werth möglichst gering anschlagen, aber bei aller möglichen Bescheidenheit glauben wir denn doch, daß die Welt, welcher Herr Renan predigt, noch so viel werth wäre, wenigstens einige wenige Beispiele zu verdienen, welche Stellen beiläufig den alten Notizen des Apostels hinzugefügt wurden, und wo denn eigentlich sein Evangelium „retouchirt" sei?

Renan ist übrigens höflicher und gefälliger, als man von ihm glauben sollte, und darum gibt er uns auf diese Frage schon in der Einleitung (pag. XXVIII) eine gebührende Auskunft, indem er schreibt: „In der That sind einige Partien des vierten Evangeliums erst später hinzugefügt; so das ganze XXI. Capitel, wo sich der Verfasser vorgenommen zu haben scheint, dem Apostel Petrus nach seinem Tode eine Huldigung zu geben, und den Einwürfen zu begegnen, welche man dem Johannes nach seinem Tode machen konnte oder bereits machte. Viele andere Stellen tragen an sich Spuren von Radirungen oder Correcturen."

Da haben wir also kurz zusammengefaßt, was zunächst am vierten Evangelium, nach Renan's Meinung, nicht von der Hand des Apostel Johannes selber ist. Wir könnten Herrn Renan übrigens für diese Auskunft sehr dankbar sein, wenn er damit nur — etwas Neues, oder überhaupt Etwas gesagt hätte. Aber der Mann hat ein eigenes Verhängniß und es hat bei ihm den Anschein, als ob er nicht nur für kurze Zeit auf einer „gelehrten Expedition", sondern als ob er sein Leben lang in Syrien gewesen wäre, und niemals ein Wort von den Kämpfen auf dem Gebiete der Theologie, besonders in Deutschland, gehört hätte. Dieses XXI. und letzte Capitel des Johannes-Evangelium wurde schon bis zum Ueberfluße angefochten, und eben so oft, namentlich aber durch Schwarz glänzend vertheidiget und gerechtfertiget. Und jetzt, nachdem dieser Kampf schon längst ausgetragen ist, kommt Renan und sagt uns, daß dieses Capitel unecht sei!!

Es ist sehr zu besorgen, daß Herr Renan auch das Pulver noch einmal erfinden wird! Kohlen und Schwefel scheinen schon in seinem Kopfe zu sein, es fehlt nur noch Salpeter dazu.

Aber seien wir nicht ungerecht gegen den großen Mann! Er sagt uns ja in der oben citirten Stelle, daß außer diesem unechten XXI. Capitel noch „mehrere andere Stellen Spuren von Radirungen und Correcturen an sich tragen." — Das läßt sich wieder hören! — Und welche sind denn diese „mehreren Stellen"? — Herr Renan citirt uns dafür drei Verse, sage ganze drei Verse aus dem Evangelium des Johannes nämlich VI. 2. und 22 dann VII. 22. Und das ist Alles!

Nach dieser übersichtlichen Darstellung, wie Renan seinen größten Gegner, den vierten Evangelisten beurtheilt, wird es Jedermann gegründet finden, wenn ich sage: es wäre eine sehr müßige Arbeit, die Authenticität des Johannes-Evangelium gegen Renan wissenschaftlich zu vertheidigen. Der arme „fünfte Evangelist" wird ja an sich selber irre, seine Einwürfe dagegen stellt er mit der einen Hand hin und mit der andern nimmt er sie wieder weg, diejenigen

aber, die er stehen läßt, fressen sich selbst gegenseitig auf, und die sich diesen gegenseitigen Liebesdienst nicht erweisen, an denen wird er zum modernen Saturnus, der heißhungrig seine eigenen Kinder verschlingt. Den besten Beweis für diese letztere Behauptung glaube ich damit zu geben, daß ich bei einer nur flüchtigen Durchsicht einunddreißig Stellen gefunden habe, wo Renan genöthiget ist, zu demselben Johannes=Evangelium, das er nach allen Seiten hin bekämpfen will, als zu seiner letzten und größten Autorität seine Zuflucht zu nehmen. *)

Offenbar können wir uns da die Mühe ersparen, gegen einen Mann die Geißel zu ergreifen, der sich mit seiner selbstgeflochtenen Geißel schon selber so arg zurichtet, daß man ihm dieselbe gerne aus der Hand nehmen möchte.

Die Krone setzt aber Renan gleich in der Einleitung (pag. XXXII) seinem Werke auf, wo er sagt:

„Im Allgemeinen lasse ich die vier Evangelien als authentisch gelten. Nach meiner Ansicht reichen sie bis in das erste Jahrhundert hinauf, und sind so ziemlich von jenen Verfassern, denen sie zugeschrieben werden.“

Da haben wir's! Nach allen Kreuz= und Querzügen sind die vier Evangelien im Allgemeinen authentisch und rühren so ziemlich von den Evangelisten selbst her, und auf diese Evangelien muß man auch jedesmal zurück gehen, wenn die christliche Lehre corrumpirt sein sollte.

Gegen Ende seiner Einleitung (pag. XLIV) sagt Renan, daß ihm auf seiner Reise durch „die evangelische Provinz“ vor seinen Augen „ein fünftes Evangelium stand, zwar zerrissen (lacéré) aber doch noch lesbar.“

---

*) Wer sich die Mühe des Nachschlagens nehmen will, der sehe hierüber im französischen Texte die Seiten: 18, 73, 76, 93, 115, 147, 167, 175, 176, 192, 212, 214, 216, 245, 253, 255, 258, 262, 267, 270, 275, 278, 280, 281, 284, 287, 290, 294, 300, 304 und 306.

Dieses Geständniß verräth eine liebenswürdige Aufrichtigkeit, und wenn wir jetzt die vier Evangelien mit dem neugebornen verkrüppelten fünften vergleichen, so ist es unzweifelhaft, daß das Letztere nach dem Selbstgeständniß seines Evangelisten sehr zerrissen ist, nur ist es noch die weitere Frage, ob man es auch lesbar nennen kann.

16. Aphorismus.

Das 6. Capitel von Renan's „Leben Jesu", vor dem wir jetzt stehen, ist ganz einem der schon erwähnten „Lehrer" Jesu, nämlich Johannes dem Täufer gewidmet.

Was Herrn Renan von diesem Manne Alles „scheint" und was ihm an demselben „wahrscheinlich" vorkommt, und „vielleicht" so war, habe ich bereits in dem früheren Auszuge des „fünften Evangeliums" angedeutet. Besonders komisch aber klingt es, wenn wir auch hier wieder einer bekannten Antwort auf eine sehr hochtönende Frage begegnen. Nachdem nämlich unser Professor ein sehr gelehrtes Gesicht angenommen hat, frägt er (pag. 71), ob vielleicht einige „indische Muni's" von denen Johannes wahrscheinlich seine Einsiedlerweise gelernt hat, „ihre Schritte nach Judäa hingeleitet haben?" — Und auf diese gelehrte Frage gibt uns der Herr Professor die altbekannte Antwort: „Das weiß man nicht!"

Uebrigens war Johannes ein Vorläufer Jesu, so ungefähr, wie die Flagellanten des Mittelalters „die Vorläufer der Reformation gewesen sind", obgleich Johannes „von dem Gedanken einer reinen Religion, welcher den Triumph Jesu ausmacht, nicht einmal die Grundidee besaß." In seinen Predigten war Johannes (pag. 75) „roh und sie bestanden in einer ununterbrochenen Reihe von Schmähungen". Für dieses letzte Compliment gegen Johannes citirt Renan Matth. III, 7 und Luc. III, 7. — Wer nun diese beiden Verse nachschlägt, in der Hoffnung, daselbst vielleicht ein großes Schimpfwörter-Lexikon zu finden, der wird lesen, daß Johannes daselbst die Pharisäer und Sadducäer „eine Schlangenbrut" nennt. Das ist die „un-

unterbrochene Reihe von Schmähungen" in den Predigten des Täufers!

Außerdem war Johannes (pag. 76) „ein sehr rauher Charakter, eine Art beständig gereizter Lamenais, der sehr zum Zorne geneigt war."

Man braucht gerade nicht sehr zartfühlend zu sein, um zu merken, daß Johannes von Seite des „fünften Evangelisten" eben nicht sehr gnädig behandelt wird. Renan gehört übrigens zu den Männern, die für derlei Handlungsweisen immer ihre Gründe haben, und wie er, freilich ohne es ausdrücklich zu sagen, seinen guten Grund hat, gegen Johannes, den Evangelisten, so scharf auszulegen, so hat er auch seinen guten Grund, gegen den Täufer noch unhöflicher zu sein, welchen Grund man freilich wieder nur zwischen den Zeilen herauslesen kann.

Herodias war nämlich, wie Renan genau weiß (pag. 79) „gegen ihren Willen" an Antipater verheirathet. Das war nun freilich eine „beinahe blutschänderische Ehe", aber bei der Isolirung der Herodischen Dynastie war man „zu dieser Heirath genöthiget" (pag. 80). Dagegen „eiferte" nun Johannes, und wurde später in die Festung Machero gesperrt.

Der Mann verdiente doch von Seite des „fünften Evangelisten" keine höflichere Behandlung, denn er hatte an sich keine Spur von einem modernen „Savoir vivre". Nicht genug, daß er sich im Kamehlhaare kleidete, bei „wilden Thieren" in der Wüste lebte, und ohneweiters die Heuchler und Betrüger seiner Zeit eine „Schlangenbrut" nannte: — mußte er auch noch den Sittenrichter in einer Sache machen, die im Vergleiche zu dem heutigen Paris noch sehr ehrenvoll ist. Ein solcher Mann verdient doch gewiß den Namen eines Enthusiasten, den ihm Herr Renan (pag. 77) noch mit einer Art Nachsicht gibt.

Zu diesem „Enthusiasten" kam nun Jesus, der andere „junge Enthusiast" und nun stützten die „beiden jungen Enthusiasten" einander. Nur war Jesus, der nach Renan's Behauptung schon damals Schüler hatte, sammt diesen sehr „schüchtern" in der Nähe des Johannes (pag. 77) und

erkannte dessen Superiorität. Daher kommt es auch, daß „die ersten Worte Jesu, als er nach der Gefangennehmung des Johannes zu predigen anfing, nur eine Wiederholung jener Phrasen waren, die schon dem Täufer geläufig gewesen sind, und auch mehrere andere Ausdrücke des Johannes finden sich wörtlich in den Reden Jesu wieder.“ (pag. 78.)

Es lohnt sich nicht der Mühe diese leeren Behauptungen Renan's weiter zu berücksichtigen.

17. Aphorismus.

Eine andere Bemerkung aber, welche Renan in diesem Capitel gegen Christus macht, dürfen wir hier nicht übergehen. Er sagt nämlich (pag. 77), daß „durch Johannes die Taufe sehr in Gunst gekommen war, und Jesus hielt sich nun verpflichtet, sie gleichfalls anzunehmen“, denn „er hat allezeit der Meinung sehr nachgegeben und er nahm viele Dinge an, die eigentlich nicht in seiner Richtung lagen, und darauf er überhaupt wenig Werth legte, aus dem einzigen Grunde, weil sie populär waren.“

Wenden wir uns zunächst gegen den letzten Theil dieser Behauptung, so heißt das weniger französisch und mehr deutsch gesagt: Jesus war ein Betrüger. Vielleicht nimmt man in Frankreich die Sache anders, aber bei uns in Deutschland hält man keinen Mann für ehrlich, der sich irgend einer Meinung, auf die er gar keinen Werth legt, und die sogar außer seiner Richtung ist, anbequemt, blos, um sich populär zu machen. Dieser Grundsatz gilt bei uns von jedem gewöhnlichen Manne schon in allen Beziehungen des täglichen Lebens. Nun aber vergesse man nicht, daß Renan „trotz alledem und alledem“ seinen Jesus noch für einen Religionsstifter gelten läßt, und wie kommt ein solcher dazu, Meinungen, die außer seiner Richtung liegen und sogar werthlos sind, in seine Lehre aufzunehmen? Noch mehr! Renan redet hier von der Taufe, auf die doch Christus bekanntlich ein solches Gewicht legte, daß er die Erlangung der Seligkeit davon

abhängig machte, und doch war das eine Sache auf die er keinen Werth legte, und die gar nicht in seiner Richtung gelegen war. Nach meinen simplen logischen Begriffen sind hier nur zwei Annahmen möglich: entweder ist nach Christi Wort die Taufe zur Seligkeit wirklich nothwendig, und wie konnte er dann keinen Werth auf dieselbe legen; — oder sie ist in der That eine gleichgiltige Ceremonie, und wie konnte er dann von ihr die Seligkeit des Menschen abhängig machen? Ein Drittes ist hier nicht möglich.

Ein solches Buch nennen unsere heutigen Gelehrten von der äußersten Linken ein wissenschaftliches Buch und eine gelehrte Kritik des Evangeliums!

Aber vielleicht beurtheilen wir unseren Mann zu strenge, wenn wir ihm hier den Verdacht aufhalsen, daß er Jesum zu einem Betrüger stempeln wollte. Etwa schlüpfte diese Bemerkung aus seiner Feder, ohne daß er es recht wollte, oder die Tragweite derselben beurtheilen konnte? — Für ein „Mitglied der französischen Akademie" wäre dieser Entschuldigungsgrund jedenfalls sehr mißlich, aber selbst diese Entschuldigung kann man nicht gelten lassen, denn Renan kommt hier, wie überall wiederholt auf diesen Gedanken zurück, denn gleich darnach (pag. 83) behauptet er fast mit denselben Worten, daß Jesus nur „aus einer Art Concession", die er dem Johannes machte, die Taufe annahm.

Diese zwei Steine, die Renan gegen Christus schleudert, genügen ihm aber noch nicht, denn er sagt uns später (pag. 159) noch einmal, daß Jesus „den herrschenden Vorurtheilen" sich anbequemte, daß er sich (pag. 170) „von der öffentlichen Meinung Zwang anthun ließ", daß Jesus, (pag. 172) „selbst wenn er gewollt hätte, die Erfindungen der großen Menge über ihn nicht hindern konnte" und zu denselben schwieg, ja sogar (pag. 180) mit einer „peinlichen Ermattung und Anstrengung" stellt er sich bisweilen, als ob „eine Kraft von ihm ausgegangen wäre", weil er „das Bedürfniß empfand, sich Ansehen zu verschaffen und seine Schüler für sich zu begeistern."

Noch mehr: als Simon der Magier in seiner Nähe anfing, Wunder zu wirken (pag. 183), da „hatte Jesus nur die Wahl, entweder seine Stellung aufzugeben, oder ein Wunderthäter zu werden;“ und so „unangenehm“ ihm das Letztere war (pag. 189 und pag. 255), so ließ er sich doch die Rolle eines Wunderthäters „aufnöthigen“. Aber er konnte nicht anders handeln, denn das war (pag. 191) „eine Concession, die er seinem Jahrhunderte machen mußte“ und das zeigte sich zumeist bei der Erweckung des Lazarus, wo er selbst (pag. 257) „die Fadenscheinigkeit seiner Mittel einsah“, die er anwenden mußte, um „die Hartnäckigkeit der Menschen zu besiegen.“

Ist das nicht das Bild eines Betrügers von der abgefeimtesten Sorte? — Diesen Einwurf verhindert Renan auch dadurch nicht, daß er (pag. 176) bemerkt, dieses Betragen Jesu „dürfe nicht nach den kleinlichen Regeln unserer heutigen Convenienz beurtheilt werden“, weil man überhaupt Niemanden tadeln dürfe (pag. 181) „der die Menschheit an ihren Illusionen faßt, und auf sie zu wirken sucht.“ Und mit einem beißenden Hohne setzt er zu diesen Worten hinzu: „Frankreich wäre heute nicht, was es ist, wenn es nicht tausend Jahre an das heilige Fläschchen zu Rheims geglaubt hätte.“

In diesen letzten Worten liegt jene Frivolität mit der bisweilen Verurtheilte witzeln, wenn ihnen schon der Strick um den Hals gelegt wird, um von der rohen, gaffenden Menge, die mit Lederschürzen und Holzschuhen hiehergekommen ist, bewundert zu werden. — Der Glaube an das „heilige Fläschchen“ aus dem die Könige zu Rheims gesalbt wurden, hat wohl Frankreich nicht gemacht, wenn es aber wahr sein sollte, daß der „tausendjährige Glaube an dieses Fläschchen“ Frankreich schuf, dann ist es eben so gewiß, daß es nicht mehr so lange bestehen wird, wenn es jetzt diesen Glauben abschaffte. Wir müßten erst tausend Jahre leben können um zu beurtheilen, ob Dynastien, ohne solche „heilige Oelfläschchen“ auch so lange dauern, als die alten Regentenfamilien mit denselben dauerten.

Doch, das gehört nicht zur Sache. Renan will uns nur beweisen, daß man Niemanden tadeln dürfe, „der die Menschheit an ihren Illusionen faßt.“ Das sagt er mit gutem Grunde, und er hat es sehr nöthig, diese Meinung als neues Dogma zu proklamiren, da er daraus den nächsten und ersten Vortheil zieht. Ob aber dieser Grundsatz gerecht ist, bleibt wohl eine andere Frage, denn Robespierre faßte die Franzosen auch nur an ihren Illusionen, als er ihnen die Köpfe abhauen ließ.

Im Uebrigen mögen jedoch „die kleinlichen Regeln unserer heutigen Convenienz“ wie immer sein, so viel steht doch fest, daß kein Mann als ein ehrlicher gelten kann, der Vorurtheile duldet und sogar unterstützt, und der, wenn er nur die Wahl zwischen einem absichtlichen Betruge oder dem Verluste einer künstlich erworbenen Popularität hat, ohneweiters nach dem Ersteren greift um die Letztere zu retten. Das ist eine in aller Welt feststehende Wahrheit, und in China gilt ebenso, wie in Frankreich, Jeder als ein Betrüger, der des eigenen Vortheiles willen dem Vorurtheile eines Andern schmeichelt und ihn auf irgend eine Weise absichtlich täuscht. Ein ehrlicher Mann kann im Kampfe mit den Vorurtheilen seiner Zeit untergehen, aber er kann denselben nicht um ein Haarbreit nachgeben und noch weniger denselben schmeicheln und sie für seine Zwecke benützen.

In diesem Lichte aber zeigt uns Renan seinen Jesus, während er die Evangelisten beschuldiget, daß sie den Charakter Christi entstellt und sein Bild verunstaltet haben.

---

18. Aphorismus.

Die eben citirte Stelle aus dem „Leben Jesu“ die davon redet, daß Jesus die Taufe des Johannes beibehalten habe, weil sie eben populär war, gibt uns aber noch Gelegenheit darüber zu reden, wie Renan über die Einsetzung der Sacramente, und besonders dieser drei: Taufe, Buße und Eucharistie urtheilt.

Den Ursprung der Taufe bemüht sich Renan (pag. 71) im Buddhismus zu suchen. Von daher sollen die Essäer und die Sabäer und von diesen wieder Johannes die Taufe kennen gelernt haben, wobei unser Evangelist übrigens zugleich (pag. 72) zugesteht, daß die Taufe „eine gewöhnliche Ceremonie bei der Einführung der Proselyten in das Judenthum" war. — Herrn Renan kommen diese Notizen selber sehr „verwirrt" vor und er schrieb die Schuld dessen auf die Entfernung der Zeit. Er hätte wohl besser gethan, die unschuldige alte Zeit in Ruhe zu lassen, und die „Verwirrung" in seinem eigenen Kopfe zu suchen, da es ja weltbekannt ist, daß nicht Johannes aus der Secte der Sabäer, sondern diese, durch eine Vermengung mit gnostischen Elementen aus dem Christenthume hervorgingen und Johannes zu ihrem Propheten machten.

Diese Taufe des Johannes adoptirte nun, wie nach Renan bereits erwähnt wurde, auch Jesus, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil sie unter dem Volke beliebt war, und er gegen dieses Vorurtheil nicht kämpfen wollte; im Grunde aber war ihm diese Taufe eine gleichgiltige Ceremonie. Wie aber Renan niemals damit zufrieden ist, einen Gedanken nur einmal gesagt zu haben, so wiederholt er auch hier noch zweimal (pag. 160 und 170), daß Jesus dieser Taufe „keine Wichtigkeit" beigelegt habe.

Mit dem Bußsacramente macht Renan einen viel kürzeren Prozeß. In einer ganz kleinen Note (pag. 134) bemerkt er, daß die Sündenvergebung „ohne Widerrede" zu den „Anekdoten" aus dem Leben Jesu gehöre. Weiter läßt sich Renan in dieses Thema nicht ein; genug an dem, daß Jesus selbst keine Sünden vergab, und daher auch keine Sündenvergebung einsetzen konnte.

Eine größere Mühe und Plage aber bereitet ihm die Beseitigung der Eucharistie. Zunächst bemerkt Renan (pag. 213), daß es „einer der Lieblingsgedanken des Meisters war, daß er daß neue Brod sei." In dieser Meinung ließ er sich in der Synagoge zu Kapharnaum einmal „sogar zu einer kühnen Aeußerung verleiten, welche ihm mehrere seiner Schüler kostete".

Renan verweist nun auf das bekannte 6. Capitel des Johannes, wo Christus von sich, als dem wahren Brode redet, das vom Himmel gekommen ist, und diesen Worten setzt der „fünfte Evangelist“ mit einer Art Vorwurf die Bemerkung bei: „Eine solche Hartnäckigkeit in Paradoxen empörte mehrere Schüler welche nun aufhörten, ihn zu besuchen.“

Der „fünfte Evangelist“, der sonst Stellen aus den Evangelien weder anführt, noch exegesirt, nimmt sich die Mühe, nachdem er gerade aus diesem 6. Capitel des Johannes einige Stellen wörtlich citirt hat, sagar eine Exegese beizufügen, die ihm wohl viel Schweiß verursacht haben mag. Es ist wahrscheinlich — so erklärt unser Exeget — daß damals bei den Mahlzeiten ein Gebrauch eingeführt war, auf den sich diese Rede, welche von den Leuten so schlecht aufgenommen wurde, bezog. Die apostolischen Traditionen hierüber sind wahrscheinlich unvollständig, aber das Brodbrechen scheint eine Eigenthümlichkeit Jesu gewesen zu sein; es war das wahrscheinlich seine Gewohnheit und er mag in solchen Augenblicken am weichsten und liebenswürdigsten gestimmt gewesen sein. Das Vorhandensein von Fischen auf dem Tische war selbst etwas beinahe sacramentales (presque sacramentelle) und daher mögen diese gemeinschaftlichen Essen für die kleine Gemeinde die angenehmsten Augenblicke gewesen sein. Die Vertheilung eines und desselben Brodes wurde wie ein gegenseitiges Band betrachtet und der Meister bediente sich dabei übertrieben energischer Ausdrücke (de termes extrêmement énergiques), welche später zu buchstäblich ausgelegt wurden. Dieser mysteriöse Ritus (ce rite mystérieux) hatte schon eine große Wichtigkeit während seines Lebens, noch größer aber wurde diese nach seinem Tode, wo man Jesus selber in dem Sacramente finden wollte.

So erklärt uns Renan das 6. Capitel des Johannes, und es dürfte gut sein, dieser Exegese sogleich einige Bemerkungen beizufügen, ehe wir Renan's weitere Meinung über die Einsetzung der Eucharistie hören. Nach der Meinung unseres großen Mannes, den Gott vor jeder Gehirnerschütterung bewahren

möge, reducirt sich die ganze Einsetzung der Eucharistie auf ein ganz gewöhnliches Essen, und das nennt Renan einen „mysteriösen Ritus"! — Ich weiß nicht, was daran „mysteriös" sein soll, wenn einige Leute beisammen sitzen, und „Fische essen". Aufrichtig gestanden, ich habe derlei schon öfters gesehen, aber „mysteriös" ist mir das niemals vorgekommen, oder ich habe keinen Sinn für das Mysterium des Fischessens. — Ja, Herr Renan hat sogar noch eine größere Entdeckung gemacht: selbst das Vorhandensein eines Fisches auf einem Tische soll etwas „beinahe sacramentales", etwas Geheimnißvolles und Feierliches an sich haben! — Das müssen besondere Fische sein, die Herr Renan auf den Tischen liegen sah, wenn sie ihm geheimnißvoll und feierlich vorkamen. Ich hätte das Feierliche überall eher, als bei todten Fischen gesucht. Das sind übrigens Geschmacksachen, und ich kann keinem Menschen in der Welt beweisen, daß ein todter Fisch nicht feierlich und das Essen desselben nicht mysteriös sein soll, wenn er das gerade so nach seinem Geschmacke findet: aber ein offener Widerspruch in einer Behauptung ist keine Geschmacksache mehr, und ein solcher Widerspruch liegt eben in dieser wunderlichen Erklärung Renan's über das 6. Capitel des Johannes.

Durch diese „kühne Aeußerung" und durch das „Parodoxon" daß er das wahre vom Himmel gekommene Brod sei, hat sich Jesus, wie Renan bemerkt, mehrere seiner Schüler vertrieben. Und hierauf erklärt er weiter: Es ist wahrscheinlich, daß damals bei den Mahlzeiten ein Gebrauch eingeführt war, worauf sich diese Rede bezog. — Nun dürfte es, mit Vergunst, wohl erlaubt sein, so zu schließen: Wenn Jesus mit dieser Rede auf einen bei den Mahlzeiten bekannten Gebrauch anspielte, so mußten diesen Gebrauch doch auch seine Schüler kennen, und wie kamen sie denn dazu, an dieser bekannten Anspielung Anstoß zu nehmen, und zwar so, daß sie ihn gar nicht mehr hören wollten? Die Schüler Jesu, welche sich in so arger Weise an einer bekannten Anspielung — wenn die Worte Jesu nicht mehr als das sein

sollten — skandalisirten, müßten mindestens so verschroben, wie Renan, gewesen sein.

Später (pag. 274) kommt Renan auf dieses Thema nochmals zurück, indem er behauptet, daß „die Phantasie der Gläubigen an das letzte Mahl eine feierliche Bedeutung knüpfte", weil Jesus dabei „den geheimnißvollen Ritus des Brodbrechens angewandt hatte", und unmittelbar darnach (pag. 275), erklärt er, daß sich um das letzte Abendmahl „alle großen moralischen und ritualen Vorschriften gruppirten."

Nach dieser Auffassung negirt Renan den sacramentalen Charakter der Taufe, Buße und Eucharistie und verwirft somit die Existenz der Sacramente überhaupt. Hiemit befinden wir uns Renan gegenüber in derselben peinlichen Situation, in die er seine Gegner alle Augenblicke versetzt. Mit einigen hingeworfenen Worten läugnet er irgend ein Dogma, welches schon hundertmal vor ihm bekämpft und tausendmal bewiesen wurde, und wollte man ihn gründlich widerlegen, so müßte man über eine so hingeworfene Bemerkung oft ganze Abhandlungen schreiben. Derselbe Fall tritt hier mit seiner Läugnung der obengenannten drei Sacramente ein.

Es kann nun hier nicht meine Aufgabe sein, eine Apologie der Sacramente zu schreiben, und ich muß mich hier mit dem Hinweise begnügen, daß die ältesten, von der katholischen Kirche losgetrennten Secten, wie die armenische, koptische und griechische Kirche, die Sacramente beibehielten, und daß selbst Luther und Zwingli die Taufe, Buße und Eucharistie als Sacramente anerkannten.*) Selbst als Protestant dürfte Renan diese drei Sacramente nicht verwerfen, um so unbegreiflicher und widerlicher aber ist es, wenn er sein katholisches Bekenntniß noch der Form nach beibehält und dabei die wesentlichsten Institutionen der Kirche mit einem Federstriche

*) Siehe hierüber „Katholische Dogmatik" von Klee, Ausgabe in Einem Bde. Mainz 1861. S. 627, dann Perrone „Praelectiones theolog." VII. Band. S. 238 u. s. f. — Endlich Schwetz „Theolog. dogmatica catholica" 4. Bd. S. 120 u. s. w.

entfernen will. Ich kann mir einen Mann denken, welcher aus irgend einem Grunde die katholische Glaubenslehre verwirft, und dabei consequent als erklärter Feind der Kirche ihr offen den Rücken zuwendet; aber das Dogma verwerfen und doch im Verbande der Kirche bleiben wollen, ist eine ärgere Inconsequenz und eine verächtlichere Charakterlosigkeit und Heuchelei, als die der Pharisäer zur Zeit Christi war.

Aus dem bereits Gesagten lohnt es sich kaum der Mühe, Renan's Angriffe gegen die drei genannten Sacramente aus seinen eigenen Worten zu widerlegen, aber nur in Kürze mögen seine eigenen Widersprüche und die Perfidie angedeutet sein, die in seinen Worten liegt.

Die Taufe sollte für Jesus gar keine Bedeutung haben, und doch, wie ich bereits bemerkte, machte Christus von dieser Taufe die Erlangung der Seligkeit abhängig. Das ist ein Widerspruch, den uns Renan nicht lösen kann, ohne Christus als einen Betrüger erscheinen zu lassen. — Aber ich habe gegen unseren liebenswürdigen „fünften Evangelisten" noch ein stärkeres Argument. Es ist bei ihm eine ausgemachte Sache, daß die Reden Jesu bei Matthäus echt und von der Hand des Apostels selber seien. Nun aber lesen wir eben bei Matthäus (XXVIII. 19) jene Worte Christi, worauf die katholische Kirche vorzüglich ihre Lehre von dem Sacramente der Taufe gründet, nämlich:

„Darum gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Nach diesem bleibt Herrn Renan nur noch der Ausweg übrig, auch Matthäus für einen Betrüger zu erklären, blos um seine eigene fragliche Ehrlichkeit zu retten.

Als Gegenbeweis des Buß-Sacramentes stützt sich Renan auf die Behauptung, daß Jesus selbst keine Sünden vergeben habe, und daher auch keine Sündenvergebung einsetzte. Um diese Behauptung zu bekräftigen, verweist er auf das

8. Capitel des Johannes. Diese einfache Hinweisung ist ein offener Betrug den sich Renan jenen Lesern gegenüber zu Schulden kommen läßt, die nicht in der Lage sind, sich den Wortlaut dieses Capitels zu suchen und zu erklären, denn dieses Capitel beweiset gerade das Gegentheil dessen, was Renan damit bewiesen haben will.

Der 3., 4. und 5. Vers dieses Capitels lauten nämlich so: „Die Schriftgelehrten und Pharisäer aber führten ein Weib hinzu, welche im Ehebruch ertappt worden war, stellten sie in die Mitte und sprachen zu ihm: Meister, dieses Weib ist auf frischer That im Ehebruch ertappt worden. Nun hat uns Moses im Gesetze befohlen, solche zu steinigen; was sagst denn du?"

Die Frage der Feinde Christi richtet sich also nicht gegen die Sünde des Weibes, sondern sie dreht sich darum, ob sie nach dem Gesetze zu steinigen sei, oder nicht. Da sich aber diese Herren einer nach dem andern fortgeschlichen hatten, weil Jesus sie etwas empfindlich auf das eigene Gewissen getroffen hatte, da sagte er zu dem Weibe (V. 11): „Auch ich will dich nicht verdammen", d. h. zur Strafe der Steinigung, um die es sich hier eigentlich handelt. Und unmittelbar darauf setzt er hinzu: „Gehe hin und sündige nicht mehr." Wollte aber Jesus, in seiner Barmherzigkeit, dieses Weib nicht zur Strafe verdammen, so mußte er ihr auch die Schuld erlassen haben und das leuchtet wohl auch klar aus der Mahnung heraus, von jetzt an nicht mehr zu sündigen. — In diesem Sinne wurde auch dieses oft bestrittene Capitel des Johannes immer aufgefaßt, und Herr Renan weiß es ja selber, wie aus einer Note in seiner Einleitung (pag. XXI) ersichtlich ist, daß man in manchen Abschriften dieses Capitel sogar absichtlich wegließ, weil die Vergebung einer so schweren Sünde leicht Gelegenheit zum Mißbrauche und zur Mißdeutung geben könnte.

Somit beweiset dieses Capitel des Johannes, welches Renan mittelst einer unverantwortlichen List, für sich ausbeuten will, gerade gegen ihn.

Aber wir haben auch hier, wie bei der Taufe, einen noch stärkeren Beweis gegen unseren Mann, aus den Worten Christi bei Matthäus, die Renan selbst als authentisch gelten läßt.

Im 2. Verse des 9. Capitels sagt daselbst Christus zu dem Gichtkranken: „Sei getrost mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben"; im 9. Capitel desselben Evangelisten rechtfertiget sich sogar Christus über seine Sündenvergebung, indem er seinen Gegnern ausdrücklich zu beweisen sucht, daß er dazu das Recht und die Macht habe; und im 18. Verse des 18. Capitels sagt er selbst zu seinen Jüngern: „Wahrlich sag' ich euch, alles, was ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden auflösen werdet, das wird auch im Himmel aufgelöst sein."

Behauptet nun Herr Renan, daß gerade Matthäus die Reden Christi echt wiedergegeben hat, so dürften ihn diese Worte Jesu sehr empfindlich in seiner kühnen Behauptung treffen, daß Jesus keine Sünden vergab und auch keine Sündenvergebung einsetzte.

Was endlich die Eucharistie betrifft, so habe ich bereits gezeigt, in wie lächerlicher Weise sich da der „fünfte Evangelist" aus seiner Verlegenheit zu ziehen sucht. Er muß das Essen selbst zu einem Mysterium, und das Vorhandensein von Fischen zu einer geheimnißvollen Bedeutung erheben, um den scharfen Beweisen des Johannes-Evangeliums zu entkommen. Und wollen wir Renan auch hier mit seiner eigenen Meinung schlagen, so dürfen wir ihn nur auf die Worte Christi im 26. Capitel des Matthäus verweisen, wo er Brod und Wein als sein Fleisch und Blut erklärt.

Diese wenigen Andeutungen werden genügen, um meine frühere gegen Renan gemachte Beschuldigung zu rechtfertigen, daß seine Auffassung über die Einsetzung der Taufe, Buße und Eucharistie voll von Widersprüchen sei, und daß sie selbst von Perfidie nicht frei ist.

Das ist der Mann, den das 19. Jahrhundert seinen Evangelisten nennt.

19. Aphorismus.

Kehren wir nun wieder zur alten Spur in der Verfolgung unserer Geschichte zurück.

Im 6. Kapitel hat sich Renan so nachdrücklich mit Johannes dem Täufer beschäftiget, daß er noch zu Anfang des 7. Capitels — welches zeigen soll, wie sich „die Ideen Jesu über das Reich Gottes entwickelten" — einige zerstreute Bemerkungen über ihn fallen läßt. Unter Anderm versichert Renan, daß Johannes als „ein Hemmschuh für die Entwicklung" Jesu zu betrachten sei, demungeachtet aber habe Jesus von ihm „das Predigen" und die „Kunst" gelernt, auf das Volk einen Einfluß zu üben.

Jetzt aber, da Johannes gefangen war, blieb Jesus kein Moralprediger mehr, sondern er wurde (pag. 83) „ein transcendentaler Revolutionär."

Der Ausdruck ist zwar ein wenig sonderbar und schwer verständlich, aber lassen wir ihn ohne Kritik stehen, um uns an die Thatsache zu wenden, daß der Gedanke: Christus sei ein Revolutionär, ein Demokrat, ein Anarchist und ein Communist gewesen, einer von den Lieblingsgedanken Renan's ist, den er uns, wie ein altes Wiegenlied, immer wieder vom Anfange vorsingt.

Schon früher (pag. 32) zieht der Evangelist des neuen Kaiserreiches eine Parallele zwischen der französischen Revolution und der Erscheinung Christi, indem er sagt: „Außer der französischen Revolution war kein Punkt der Geschichte, außer dem, in welchem Jesus sich befand, so geeignet, um jene verborgenen Kräfte zu entwickeln, welche die Menschheit wie zur Reserve in sich verborgen hält, und die sie nur in den Tagen des Fiebers und der Gefahr zum Vorscheine kommen läßt."

Hiemit hat Renan vorerst nur die revolutionäre Atmosphäre geschaffen, in die er nun seinen Jesus eintreten läßt, von dem er vorerst (pag. 56) nur ganz vorsichtig behauptet, daß er „den Repräsentanten der weltlichen Gewalt einen Respekt voll Ironie zugestand." Da uns Renan für diese Behauptung

kein Citat aus dem Evangelium anzeigt, so müssen wir dem neuen Evangelisten hier nun auf's Wort glauben.

Aber mit dieser „Ironie“ scheint es ein eigenthümliches Bewandtniß zu haben, denn Herr Renan rückt bald (pag. 86) mit der Versicherung heraus, daß Jesus, durch das Beispiel Judas des Galoniten abgeschreckt, „keine Volksaufstände“ organisiren wollte; aber „weil er keinen Begriff von der römischen Macht hatte,“ so hegte er doch bald die Hoffnung „durch die Kühnheit und die Anzahl seiner Anhänger ein Königreich zu gründen.“

Woher Renan diese Gedanken Jesu weiß, sagt er uns abermals nicht, ich für meinen Theil aber, der ich freilich nicht so glücklich organisirt bin, nach 18 Jahrhunderten noch die geheimen Gedanken damaliger Menschen zu wittern, begreife nicht, wie sich diese Gründung des weltlichen Reiches in Judäa ohne Volksaufstand hätte verwirklichen lassen. Noch sonderbarer aber erscheint es, wenn Renan schon auf der nächsten Seite (pag. 87) ganz im Gegensatze zu der eben erst ausgesprochenen Behauptung sagt: „Die Revolution, welche Jesus beabsichtigte, war immer eine moralische.“ — Eine schöne moralische Revolution, wo es sich um die Kleinigkeit der Gründung eines Königreichs sollte gehandelt haben!

Gleich darauf (pag. 90) schreibt der Evangelist des Kaiserreiches von Volks Gnaden wieder: „Der Gedanke Jesu war die revolutionärste Idee, welche je in einem menschlichen Gehirne entstanden ist,“ und das Christenthum selbst deutet (pag. 91) „auf einen revolutionären Ausgang hin.“

Nun ist Renan's Meinung schon etwas klarer geworden; er nennt (pag. 92) Jesum geradezu „einen Anarchisten“ und er preiset uns selig über unseren heutigen „Fortschritt“ (pag. 160) wo man nicht mehr, wie damals „die Revolution im Namen des Gesetzes proklamirt.“ — Das klingt doch wie eine ungeheure Ironie, wenn ein Mann des heutigen Frankreich der Zeit Christi den Vorwurf machen will, sie habe die Revolution im Namen des Gesetzes proklamirt und es ließe sich

hieraus sehr leicht eine Parabel machen, wozu man sich das 8. Capitel bei Johannes zum Muster nehmen könnte.

Endlich, nachdem Renan seine Leser so stufenweise vorbereitet hat, rückt er (pag. 162) mit dem entschiedenen Ausdrucke heraus: „Jesus war ein junger jüdischer Demokrat" (le jeune démocrate juif). Von jetzt an ist er (pag. 168) „voll revolutionären Eifers" und man kann ihn (pag. 192) „für einen Demokraten-Chef halten." — Seine Lehre vom Reiche Gottes, wie er sie jetzt vortrug, ist (pag. 205) die Wurzel „aller socialen Revolutionen der Menschheit" und nun „wird der Christ sogar dafür gelobt, wenn er ein schlechter Patriot ist, und selbst gegen sein Vaterland kämpft" (pag. 223). Hier ist (pag. 312) „der erste Triumph der Revolution, und der Sieg des Volksgefühles."

Ich weiß nicht, womit Herr Renan diesen entsetzlichen Vorwurf rechtfertigen will, den er mit diesen letzten Worten gegen das Christenthum schleudert. Vielleicht erscheinen ihm die Männer der rothen Republik, die das Todesurtheil Ludwig XVI. unterschrieben, und darauf den Glauben an den Einen Gott abschafften, als gute Patrioten, während ihm Jene, denen von allen Kanzeln der Welt alljährlich das Wort Christi vorgelesen wird: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist," als die schlechten Patrioten und sogar als Feinde ihres eigenen Vaterlandes erscheinen. Nach jenen Geschichtsbüchern, die Herr Renan las, mögen wahrscheinlich die Königsmorde und Volksbewegungen auf Kirchenversammlungen beschlossen worden sein, während man bisher in allen Parlamenten der Welt Feindesliebe und Duldsamkeit predigte; aber dann dürfte es dem Herrn Professor sehr zu empfehlen sein, sich einige Jahre auf die Schulbank unter die Gymnasiasten zu setzen, um gelegentlich etwas Weltgeschichte und nebenbei auch die Spezialgeschichte Frankreichs zu lernen. Und sollte ihm bei diesen nothwendigen Studien so viel Zeit übrig bleiben, so würde er sehr gut thun, zur Erhohlung ein wenig Moral zu lesen, um sich zu überzeugen, wo und wann das Christenthum den Kampf seiner

Söhne gegen das eigene Vaterland als etwas Verdienstliches hinstellt. — Lernt ja doch sprichwörtlich der Mensch in seinem Leben nie aus, und Professoren gehören doch, für gewöhnlich, auch unter die Menschen.

Gegen den Vorwurf aber, daß Jesus ein Revolutionär und ein Demokrat war, könnte man zur Widerlegung auf die oben erwähnten Worte Christi bei Matthäus (XXII, 21) hinweisen, wo er seine Gegner auffordert, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Aber diesem Einwurfe kommt Renan schon halb (pag. 88) zuvor, indem er behauptet, durch dieses Wort habe Christus „in die Politik ein fremdes Princip" hineingebracht, und diese „Doctrin habe ihre Gefahren." Welcher Art die „Gefahr dieser Doctrin" sei, sagt Renan nicht, aber sonderbarer Weise setzt er bei, daß durch dieses Wort Christi „die alten Republiken gestürzt wurden, und allen Tyranneien das Wort geredet sei." — Renan kommt jedoch nach seiner Gewohnheit auf dieses Wort Christi später (pag. 247) noch einmal zurück, und behauptet darüber ganz entschieden, daß es „ein tiefes Wort sei, welches über die Zukunft des Christenthums entschied." Es sei „wunderbar treffend, denn durch dasselbe wurde das Geistliche von dem Weltlichen getrennt, und die Basis des wahren Liberalismus und der wahren Civilisation geschaffen."

Stellen wir nun beide Meinungen Renan's neben- und gegen einander: Christus war ein Demokrat, ein Revolutionär und sogar ein Anarchist, aber er schuf eine Basis des echten Liberalismus und der wahren Civilisation!

Seit wann haben denn Demokraten und Revolutionäre den echten Liberalismus, und seit wann haben denn Anarchisten die wahre Civilisation geschaffen? — Nehmen wir noch dazu, daß Renan ebenso trocken behauptet, daß Jesus ein Communist war (pag. 127 und 239) und denken wir uns jetzt einen Mann, der die löblichen vier Eigenschaften eines Demokraten, Revolutionärs, Anarchisten und Communisten in sich vereiniget, und dabei die weltliche Gewalt offen anerkennt, indem er die Unterwerfung unter dieselbe in

Einem Athemzuge mit dem Gehorsame gegen Gott selber ausspricht!

Ich weiß nicht, ob Herr Renan nicht klug handeln würde, nebst den früher genannten Vorlesungen über Geschichte und den Privatstudien über Moral, auch ein wenig Logik zu hören, wenigstens — nach jenen Elementarunterweisungen, wie man sie für Gymnasialschüler vorzutragen pflegt. Lernte doch auch Cato noch in seinen alten Tagen griechisch, und Herr Renan ist doch lange noch kein Cato.

---

20. Aphorismus.

Die Höflichkeit hat bekanntlich unter den verschiedenen Himmelsstrichen auch verschiedene äußere Formen, denn, „wo man in Göttingen sagt: Erlauben Sie gütigst, da schlägt man einem in Kinpoukou hinter die Ohren," sagt Lichtenberg *).

Dieser Unterschied der Höflichkeitsformen dürfte nun allerdings zwischen Göttingen und Kinpoukou gelten, aber er dürfte doch hoffentlich zwischen Wien und Paris nicht seine Geltung finden, und ich bin der lebhaften Ueberzeugung, daß man für gewöhnlich zu Paris einem Menschen keinen Rippenstoß versetzen wird, wo man ihm in Wien höflich aus dem Wege geht.

Diese Bemerkung soll nur zum Beweise gemacht sein, daß eine Redeweise, die in Wien als eine Grobheit gilt, doch in Paris nicht als ein Compliment passiren dürfte. Nun würde in Wien — etwa die Straßenkehrer und Holzhauer ausgenommen — kein Mensch glauben, einem Andern ein Compliment gemacht zu haben, wenn er ihn einen Demokraten, Revolutionär, Anarchisten und Communisten nennen würde. Es ist möglich, daß hieran etwa unser verdorbener Geschmack schuld ist, oder aber, was wir gleichfalls zugeben wollen, bei Pariser Professoren, die zugleich Mitglieder der Akademie sind, mögen die Manieren unserer Straßenkehrer zur feinen Lebensart gehören.

Aber Herr Renan ist hiemit in seinen Complimenten gegen

*) Sämmtl. Werke. 2. Bd. S. 224.

seinen „galiläischen Zimmermann“ noch nicht zu Ende, denn noch in demselben 7. Capitel, wo er ihn einen „transcendentalen Revolutionär“ nennt, gibt er ihm auch den Titel eines vollendeten Idealisten“ (pag. 92). Er ließ sich daher (pag. 118) bisweilen mit seinen Schülern „auf den Wellen des Meeres schaukeln,“ und lebte mit ihnen „in süßen Träumereien,“ während die „kleine Schaar wanderlustig herumging, und unterwegs die Blumen der Inspiration ihres Meisters pflückte.“ — Sein transcendentaler Idealismus gestattet ihm nicht einmal einen klaren Begriff über seine eigene Persönlichkeit (pag. 170 u. 174) und es gab für ihn, der (pag. 176) „von unendlicher Liebe berauscht war, nichts Uebersinnliches und gar keine Natur.“ Darum ist auch „Jesus derjenige Mensch, der am energischesten an die Wirklichkeit des Ideales glaubte“ (pag. 203) und er ist aus eben der Ursache „ebenso sehr idealistisch in seinen Auffassungen, als er materialistisch in seiner Ausdrucksweise ist.“ (pag. 216.)

Erinnern wir uns dabei, daß Renan seinen „jungen Rabbi“ schon früher (pag. 77) einen „Enthusiasten“ nannte, dem sich noch beifügen ließe, daß nach seiner weiteren Meinung (pag. 220) „die Unterweisungen exaltirt“ sind, die Jesus seinen Schülern gab, so wie auch „seine Moral exaltirt war, woraus eine große Gefahr für die Zukunft entsprang“ (pag. 223) — so haben wir da ein gar niedliches Bild Christi, das uns jener „fünfte Evangelist“ zeichnet, der den vier Evangelisten den bittern Vorwurf macht, daß sie ihren Meister nicht verstanden, und darum sein Bild so verunstaltet und schlecht wiedergegeben hätten.

Wollen wir die einzelnen Züge zusammenfassen, die uns der „fünfte Evangelist“ hie und da zerstreut zu seinem Bilde liefert, so wäre nun Jesus: ein Demokrat, ein Revolutionär, ein Communist, ein Anarchist, ein exaltirter Idealist, ein Betrüger, und zu alledem noch ein ohne alle weitere Bildung aufgewachsener Bauer.

Und das ist der Mann, über den er in den Schlußworten seines Buches schreibt: „Jesus wird niemals übertroffen werden.

Sein Cultus wird nicht aufhören, sich zu verjüngen, seine Legende wird ohne Ende Thränen hervorrufen, seine Leiden die besten Herzen rühren; alle Jahrhunderte werden es verkünden, daß unter den Söhnen der Menschen kein Größerer geboren wurde, als Jesus!"

Wenn das keine leere Phrase ist, so ist es eine erbärmliche Heuchelei unseres modernen Evangelisten; denn der nächst beste Straßenräuber, der aus Noth und Elend zu seinem unglücklichen Handwerke greift, ist ein edlerer Mensch, als jener Jesus, den uns Renan zeigt, und von dem er als ein vollendeter Pharisäer behaupten will, es sei unter den Söhnen der Menschen kein Größerer geboren worden, als dieser Jesus.

---

21. Aphorismus.

Im 8. Capitel kommt Renan zur Schilderung des Aufenthaltes Jesu zu Kapharnaum. Er erzählt hier mit großer Genugthuung, daß Jesus, „nach der naiven Bemerkung eines seiner Biographen," hier, in Mitte der Seinigen, kein Wunder wirken konnte, und darum habe er „witzig" (avec ésprit) (pag. 97) bemerkt, daß ein Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte.

Mit dieser letzten Bemerkung offerirt uns Renan wieder eine neue Entdeckung, die er an seinem „jungen Enthusiasten" gemacht hat, denn derselbe ist ungemein witzig, er lacht und scherzt und macht überhaupt zu Zeiten die „lustige Figur" seiner Erzählung. Einmal (pag. 108) liebt er die „Wortspiele," dann (pag. 112) „lächelt" er wieder über das Benehmen des Petrus, darauf (pag. 119) widerlegt er sogar „mit einem Lächeln alle Widersprüche," die man gegen ihn macht, ferner (pag. 135) „drückt sich seine liebliche Fröhlichkeit beständig in liebenswürdigen Scherzen aus" und sogar in der „feinen Ironie" ist er bewandert (pag. 209).

Das hindert ihn aber nicht, zu Zeiten in Feuer und Flammen zu gerathen, wenn der Zorn und der Fanatismus in diesem „Zimmermanne," in diesem „galiläischen Bauer," rege wird.

Zuerst sieht er schon (pag. 151) „mit geheimen Unwillen“ an dem Baue des neuen Tempels arbeiten, und weil er (pag. 153) „im Allgemeinen den Tempel nicht liebt,“ so ergreift er die „Geißel gegen die elenden Verkäufer“ daselbst, und später (pag. 251) hat er sogar „einen Haß“ gegen diesen Tempel. Auch „verdroß ihn“ (pag. 154) der Hochmuth der Juden zu Jerusalem, und er hatte (pag. 226) „ein außerordentlich leidenschaftliches Temperament.“ Später (pag. 230) „nisteten sich Bitterkeit und Verdruß in seinem Herzen immer mehr ein,“ er war nicht mehr im Stande, „einen Widerspruch mit der Ruhe eines Philosophen zu ertragen;“ *) „gleich Johannes dem Täufer gebrauchte er „sehr derbe Ausdrücke gegen seine Feinde (pag. 231) und „mit einem ausgesuchten Spotte“ (pag. 237) verwundete „dieser Großmeister der Ironie“ die Herzen seiner Gegner.

Wie sich dieser wilde und polternde Fanatiker, dessen Herz sogar dem Hasse zugänglich ist, mit jenem beständig lächelnden Jesus vereinigen lasse, der durch den alleinigen Reiz seiner Erscheinung sogar Wunder wirkte, das mag Herr Renan und der Himmel wissen. Ich kann mir keinen Menschen denken, in dessen Herz der Haß Platz gefunden hat, und der dabei nur eine einzige wahre Tugend in sich tragen könnte. Aber Renan hat jedenfalls auch seine eigene Psychologie, so wie er seine besondere Logik hat, alles nach jenem eigenen Zuschnitte, wornach die Philosophen der Irrenhäuser praktische Weltweisheit betreiben.

---

22. Aphorismus.

Im 9. Kapitel macht uns Renan mit den Jüngern Jesu bekannt, von denen wir das Bild des Einen aus ihrer Mitte, nämlich Johannes des Evangelisten, „dem bei seiner Composition nicht immer die volle Aufrichtigkeit als Richtschnur diente“ (pag. 113) bereits kennen gelernt haben.

---

*) Renan hat an dieser Stelle offenbar schon vergessen, daß Jesus, nach seiner früheren entschiedenen Aussage gar nie ein Philosoph war.

Den übrigen Aposteln — wenn wir den gleichfalls schon besprochenen Matthäus ausnehmen — schenkt Renan im Besonderen eine geringere Aufmerksamkeit, bis auf zwei aus ihrer Mitte, nämlich Petrus und Judas den Verräther, für welchen Letzteren, wie schon Brunner sehr treffend nachwies, der „fünfte Evangelist" eine besondere und leicht erklärliche Freundschaft hegt. Aber Eines glaube ich Brunner's Bemerkung noch beifügen zu sollen, nämlich daß sich Renan in der Beurtheilung seines guten Freundes Judas, in einen unverantwortlichen Widerspruch verwickelt; jedenfalls ein sehr zweideutiges Zeichen, da doch einem Menschen nicht leicht eine ärgere Verlegenheit begegnen kann, als wenn er die Ehre seines guten Freundes in Schutz nehmen will, und dabei einen Widerspruch in seiner eigenen Apologie mit unterlaufen läßt.

Schon in der Einleitung (pag. XXV) erhebt Renan gegen den vierten Evangelisten den Vorwurf, daß er seinen Haß gegen Judas nicht verbergen kann, obwohl Renan später (pag. 265) selbst zugesteht, daß dieser Mann „geizig" war. Aber jetzt (pag. 270) beginnt er die Ehrenrettung seines Freundes. „Aus unerklärbaren Gründen" verräth er seinen Meister und nur „die Dummheit und die Bosheit der Menschen haben die Uebertreibungen in die Erzählung gebracht." Es kommt Herrn Renan „sehr seltsam" vor, wenn Judas aus Geiz den Verrath sollte begangen haben, und wenn ihn Johannes „einen Dieb" nennt, so ist das ganz „unwahrscheinlich" und nur „sein Haß" gegen Judas konnte ihm dieses Urtheil über den Mitapostel entreißen. Freilich mag Judas „den engherzigen Gefühlen seines Amtes erlegen sein" und es „läßt sich nicht läugnen, daß er zur Verhaftung seines Meisters beitrug," aber „der arme Judas" kann doch nicht „alles moralischen Gefühles ledig gewesen sein," und erst (pag. 310) nach dem Tode Jesu „brachte man über Judas schreckliche Legenden in Umlauf." Er soll sich erhenkt haben, er soll an der Wassersucht gestorben sein, er soll einen Fall gethan haben, so daß ihm die Gedärme herausfielen u. s. w. Aber alle diese Dinge glaubt Renan von seinem guten Freunde nicht,

denn wenn schon gute Freunde an der Wassersucht sterben und auch fallen können, daß ihnen die Gedärme aus dem Leibe dringen, so ist es doch gegen allen Anstand, daß sich gute Freunde erhenken, und daß man öffentlich erzählt, man habe einen guten Freund gehabt, der unter einem Baume mit einer hänfernen Schnur um den Hals gestorben sei. Daher erzählt uns Renan, daß sein guter Freund Judas auf seinem Gute „ein angenehmes, stilles und zurückgezogenes Leben" geführt habe, während „seine ehemaligen Freunde die Kunde von seiner Nichtswürdigkeit überall verbreiteten." Woher Renan von diesem idillischen Leben und dem Lebensende dieses Einsiedlers Kunde erhielt, sagt er uns nicht, auch leitet er seine Nachricht mit einem sehr zweideutigen „Vielleicht" ein, aber wir wollen annehmen, daß gute Freunde oft im Besitze von geheimen Nachrichten sein können, davon die übrige ordinäre Welt keine Kenntniß hat, und da sich, nach einer bekannten Wahrheit, „verwandte Seelen noch nach Jahrhunderten finden," so wollen wir auch annehmen, daß solche Seelen auch nach Jahrhunderten auf geheimnißvolle Weise in den Besitz von biographischen Notizen kommen können.

Nun aber mag uns Herr Renan erklären, wie er bei all' diesem schon früher (pag. 125) über Freund Judas ganz bestimmt und entschieden sagen konnte: „So viel ist gewiß, daß es mit ihm ein schlechtes Ende nahm." („Ce qu'il y a de sûr, c'est qu'il fit une mauvaise fin.")

Es ist psychologisch erklärlich, daß man sich in der Hitze und in der Wuth bei Beurtheilung seiner Feinde widersprechen kann, wie aber einem Menschen dasselbe Geschick in der Beurtheilung seiner Freunde begegnen kann, das gehört zu jenen Räthseln, die wir bei Renan zu Dutzenden finden.

Erklärlicher ist es jedenfalls, wenn Herrn Renan in seinem Urtheile über Petrus ein kleiner Widerspruch entschlüpft, denn Petrus ist wohl nicht sein guter Freund, wie er überhaupt, aus guten Gründen, gar vieler Leute guter Freund nicht ist.

Zuerst weiß Renan schon (pag. 108), daß Jesus immer (habituellement) im Hause des Petrus wohnte, und diese kühne

Behauptung stützt er darauf, weil Jesus (Matth. VIII. 14) die Schwiegermutter desselben eines Tages von einem Fieber gesund machte. — Diese Frage kümmert uns inzwischen weniger, als das Urtheil, welches Renan über den Charakter und die Stellung des Petrus unter den übrigen Aposteln fällt.

Petrus war „kein Mystiker" und seine „redliche Offenheit" erinnert an die des Joinville gegen den heiligen Ludwig" (pag. 112). Diesem Apostel „scheint" nun (pag. 114) Christus „einen Augenblick die Schlüssel des Himmelreiches zu versprechen" und „es ist kein Zweifel, daß dieser Primat des Petrus ein wenig Eifersucht unter den Aposteln erregte." — Hierzu aber merkt Renan in einer Note an, daß Christus „dieselbe Gewalt auch allen übrigen Aposteln gegeben habe." — Da haben wir wieder eines von den erst erwähnten Renan'schen Räthseln. Petrus hatte durch die ihm von Christus verliehene Macht eine besondere Gewalt unter seinen Mitaposteln, so daß diese sogar eifersüchtig gegen ihn wurden, und doch hatten diese Eifersüchtigen eben dieselbe Gewalt, wie der über ihnen Stehende, den sie um diesen Vorzug beneideten. Später aber (pag. 207) gibt uns Renan die ausdrückliche Versicherung, daß „Petrus einen brüderlichen Vorrang" unter seinen Mitaposteln hatte.

Wie diese mehrfachen Widersprüche zu erklären sind, weiß ich nicht, und ich habe allen Grund zur Vermuthung, daß es Herr Renan selbst nicht wissen wird.

---

23. Aphorismus.

Nach einer kurzen und oberflächlichen Charakteristik der „Schüler" Jesu geht nun Renan zur Beurtheilung von dessen „Schülerinen" über, unter denen sich, wie schon bemerkt wurde, Maria Magdalena von Seite Renan's einer besonderen Aufmerksamkeit erfreut. Diese war (pag. 109) „von sieben Teufeln, d. h. von einer für die damalige Zeit unerklärbaren Nervenkrankheit befallen," und von dieser heilte sie Jesus „durch seine reine und milde Schönheit."

Ich habe zuvor erst angedeutet, daß Jesus nach dem Urtheile seines „fünften Evangelisten“ „dem Hasse“ zugänglich war, und daß er „ein außerordentlich leidenschaftliches Temperament“ hatte. Wie sich ein solcher Charakter mit einer milden, reinen Schönheit vereinigen lasse, und wie er vollends im Stande sein soll, durch seine Erscheinung allein, Nervenkrankheiten zu heilen, das weiß ich nicht. Wohlfeil wäre eine solche Medicin jedenfalls, und es ist im Interesse der Menschheit sehr zu bedauern, daß man für diese Kurmethode noch keine besondere Lehrkanzel errichtete, obwohl die Möglichkeit noch immer vorhanden ist, daß Herr Renan, nachdem er einmal schon ein neuer Evangelist geworden ist, zum zweiten Segen der Menschheit auch noch ein anderer Hippokrates oder doch ein neuer Hahnemann werden könnte. So lange aber diese neue Therapie noch nicht erfunden ist, müssen wir schon bei unserer alten spießbürgerlichen Ueberzeugung bleiben, daß man für gewöhnlich durch seine körperliche Erscheinung allein weder Nervenkrankheiten, noch die Gicht, noch andere, was immer für Namen habende Feinde des menschlichen Lebens, zu kuriren im Stande sein werde; und wenn je ein Mensch mit derlei nicht wünschenswerthen Dingen gesegnet sein sollte, und er wird im Augenblicke durch ein einfaches Wort, durch einen Blick, oder eine Berührung eines Andern geheilt, so müssen wir für dermalen schon annehmen, daß eine solche plötzliche Heilung nicht durch die Erscheinung einer „reinen und milden Schönheit,“ sondern durch ein Wunder geschehen sei.

Es erscheint mir als überflüssig, Renan's Ansichten über die Wunder Christi ausführlicher zu besprechen, nachdem gerade dieser Theil seines modernen Evangeliums von seinen bisherigen Gegnern in sehr eingehender Weise besprochen wurde. Um aber hier keine Lücke zu lassen, mag nur Einiges angedeutet sein.

Renan's oberstes Prinzip zur Beurtheilung der Wunder lautet (pag. XLI.) beiläufig so:

Ich sage nicht absolut, daß ein Wunder unmöglich sei, aber wenn ich ein wunderbares Ereigniß sehe, so werde ich denken: Wie dieses Ereigniß zu erklären ist, weiß ich nicht, jedenfalls

muß es auf einem mir unbekannten Gesetze beruhen, das nur derjenige kennt, der diese außerordentliche That vollbrachte, aber ein Wunder ist es eben deshalb noch nicht.

Zu diesem obersten Principe Renan's, bei Beurtheilung eines Wunders, sei nur nebenbei die Bemerkung gemacht, daß dasselbe einen Widerspruch enthält; denn wenn ich bei jedem Ereignisse in der Welt sagen werde: es beruht nur auf einem mir unbekannten Gesetze, aber ein Wunder ist es nicht, so ist ja hiermit schon die moralische Unmöglichkeit des Wunders ausgesprochen und es ist nicht abzusehen, wie dann Renan seinem Prinzipe die Worte voranstellen kann: ein Wunder ist nicht unmöglich.

Aber lassen wir dieses Bedenken fallen, und wenden wir Renan's eigenen Grundsatz praktisch gegen ihn selber an, was seine bisherigen Gegner nicht gethan haben.

Ist dieses Prinzip das einzig richtige zur Beurtheilung des Wunders, so mußte es Renan auch bei der Kritik der Wunder Christi in Anwendung bringen, denn man kann doch von einem Gesetzgeber billiger Weise verlangen, daß er sein gegebenes Gesetz zuerst selber befolge. Uebersetzen wir nun diese Theorie in die Praxis!

Nach jener oben stehenden Annahme Renan's, die zu dieser Reflexion Veranlassung gab, wäre Magdalena von einer „Nervenkrankheit" befallen gewesen. Wurde sie nun plötzlich gesund, so mußte Renan seinem von ihm aufgestellten Grundsatze zufolge sagen: Sie wurde durch ein mir unbekanntes Mittel gesund. — Aber so urtheilt der moderne Erfinder einer ganz neuen Therapie nicht, sondern er sagt: Durch die reine milde Schönheit der äußeren Gestalt Jesu wurde Magdalena geheilt. Diese Behauptung konnte er aber, seinem eigenen Principe entgegen, nur dann machen, wenn diese Art der Heilung öfter oder gewöhnlich sich ereignen würde. Dieselbe Bemerkung gilt auch für Renan's spätere sonderbare Hypothese (pag. 185), daß es zu Zeiten Christi wahrscheinlich Verrückte gab, bei denen „ein mildes Wort" oder ein „wohlwollendes Lächeln," wie es Jesus anwendete,

oder nur seine Versicherung, daß sie gesund seien, schon zu ihrer Herstellung genügte.

Wiederum (pag. 135) erinnert Renan äußerst flüchtig an jenes Wunder bei der Hochzeit zu Cana. Ueber dieses Wunder sagt er nichts weiter als: „Dieses Wunder hatte den Zweck, die Hochzeitsgäste zu erheitern." Also war es doch ein Wunder? Darüber bleibt uns Renan die Antwort schuldig und er gibt sich gar nicht einmal die Mühe, eine sogenannte „natürliche Erklärung" beizufügen. — Da lobe ich mir den Verfasser der „Geschichte des Rabbi Jeschua ben Joßef Hanootzri, genannt Jesus Christus," (welches Buch ich später näher besprechen werde.) Derselbe erklärt nämlich (im 4. Bd. S. 212) dieses Wunder so: „Als es am Weine gebrach, ließ Jesus durch einen seiner Schüler bei einem Freunde aus der Nachbarschaft Wein holen, der dem Speisemeister übergeben wurde. Die Gesellschaft, die hievon nichts bemerkt hatte, konnte sich nur wundern, daß dem Mangel so schnell abgeholfen wurde, und da Rabbi Jeschua (Jesus) scherzhafter Weise es verheimlichte, daß er diesen Wein habe holen lassen, so gestaltete die Sage dieses einfache Ereigniß zu einem Wunder."

Der Herausgeber dieses Buches, der ein Jude ist, mußte über dieses Ereigniß doch Bescheid wissen, da er ja selbst „eine hebräische Handschrift" als seine Quelle nennt. Nur war der Jude so bescheiden (??) diese Handschrift der Oeffentlichkeit zu entziehen.

Da wir jedoch, wie bemerkt, auf diesen guten Juden wieder zurückkommen werden, so wenden wir uns jetzt wieder an unsern Herrn Renan.

Aus Furcht und Antipathie zog sich Jesus, wie unser Evangelist (pag. 142) erzählt, nach seinem ersten Wunder in die Wüste zurück, wohin ihm auch seine Schüler folgten. Da man nun an eine „ungeheure Genügsamkeit" (extrême fugalité) gewöhnt war, „so wollte man in derselben natürlich ein Wunder sehen."

Man merkt wohl, daß in diesen wenigen geheimnißvollen Worten die Erklärung für die wunderbare Brodvermehrung in der

Wüste liegen soll. Diese Erklärung mag nun sehr geistreich sein, worüber etwa die französische Akademie ein besseres Urtheil abgeben könnte, als ich es im Stande bin, aber originell ist sie nicht, da auch diese Erfindung schon längst von den Deutschen gemacht wurde. Unter vielen Anderen verweise ich hier nur auf Jacob Moleschott*), der uns zu wissen gibt, daß jene Tausende, die Christus mit wenigen Broden sättigte, „nicht hungrig waren." — Nun konnte Moleschott denken, was er wollte, dieweilen auch wir die Freiheit haben, über ihn zu denken, was wir wollen; aber Renan durfte hier nicht nach Moleschott's Schablone urtheilen, sondern er mußte nach seinem eigenen Principe hier sagen: Dieses Ereigniß der Brodvermehrung ist sonderbar, aber sicherlich beruht es nur auf einem mir unbekannten Naturgesetze.

Zuletzt aber, bei der Erweckung des Lazarus (pag. 256 u. s. f.) kommt Renan schon deutlicher mit seinen Hintergedanken heraus, daß solche Wunder ein leeres Gaukelspiel waren, wozu sich, (wie in diesem Falle Lazarus,) die betreffenden Personen selbst zur Täuschung des Volkes hergaben, und somit als eben solche Betrüger erscheinen, als Jesus — wie bereits besprochen wurde — nach Renans Darstellung selber ist. Auch bei dieser Todtenerweckung konnte und mußte Renan sein eigenes Princip auf sich anwenden und sagen: Diese Erweckung des Lazarus beruht auf einem mir unbekannten Naturgesetze. Aber so consequent ist unser Evangelist nicht, sondern er macht lieber die Familie des Lazarus und Christum selbst zu einer Gesellschaft von Betrügern.

Renan stellt also ein oberstes Princip zur Beurtheilung eines Wunders auf, und nicht ein einziges Mal wendet er dasselbe an, wenn er von einem Wunder Christi redet. Inconsequenter kann wohl ein Mann nicht handeln, der sich noch dazu für einen Gelehrten hält, und den auch seine guten Freunde als solchen der Welt verkünden.

---

*) „Der Kreislauf des Lebens." 3. Aufl. Mainz, 1857. S. 17.

Endlich aber geht Renan in dem 16. Capitel, das im Besonderen von den Wundern handelt, sogar so weit, für Christus aus seinen Wundern einen Vorwurf zu schmieden, indem er (pag. 184) behauptet, daß diese Wunder, die ihm „damals Glauben verschafften, den Cultus Jesu bei der Menschheit in der Folge abschwächen können."

Abgesehen von der Blasphemie, welche für uns in diesen Worten liegt, enthalten dieselben auch einen Widersinn, wenn sie aus Renan's Feder kommen, denn entweder hat Christus wirklich Wunder gewirkt, oder er hat nur die Welt getäuscht, und war somit ein Betrüger. Sind diese Wunder wirklich geschehen, da ja Renan selbst die Unmöglichkeit eines Wunders nicht annimmt, so muß man nach seinem eigenen Principe sagen, daß diese Wunder auf bisher unerklärten Naturgesetzen beruhen, und je weiter die Wissenschaft in dieser Richtung fortschreiten wird, um so mehr muß folgerichtig die Bewunderung für Christus sich steigern; und daher ist es ein Widersinn, zu behaupten, daß in der Folge diese Wunder „den Cultus Jesu bei der Menschheit abschwächen könnten." Hat aber Christus keine Wunder gewirkt, sondern nur die Welt getäuscht und betrogen, dann ist es ein Widersinn überhaupt, „einen Cultus Jesu" anzuerkennen.

Ich will mich in diesem Thema nur auf diese wenigen Bemerkungen beschränken, da, wie gesagt, gerade Renan's Ansichten über die Wunder Jesu von jenen bisherigen Gegnern so ausführlich besprochen wurden, und eben die hier hingeworfenen Bemerkungen solche sind, die, so wesentlich sie auch erscheinen, von den bisherigen Gegnern Renan's, nach meiner Meinung, zu wenig herausgehoben wurden.

---

24. Aphorismus.

Naturgemäß lassen sich an diese Bemerkungen über die Wunder Christi auch einige Hinweisungen knüpfen, wie Renan die Prophezien Jesu beurtheilt.

Einmal behandelt Renan seinen „galiläischen Zimmermann“ sehr gnädig, und seine Vorhersagungen über seinen Tod sind (pag. 263) nichts weiter als „Ahnungen“ (pressentiments). Aber dieses Wohlwollen des „fünften Evangelisten“ ist sehr vorübergehend, denn alsbald läßt er uns etwas deutlicher in die Falten seines Herzens schauen und macht uns die Eröffnung, daß Jesus (pag. 117) bisweilen „einen unschuldigen (?) Kunstgriff“ anwendete, indem „er sich stellte, als wisse er über denjenigen etwas Geheimes, den er für sich gewinnen wollte.“ — Ein echtes Pariser Salon-Urtheil! — In Auerbach's „Dorfgeschichten“ sind die sentimentalen Bauern nichts anderes, als Solonhelden, die man in grobe Jacken steckte, und die nun gewaltig mit ihren Holzschuhen klappern, um der Welt den Glauben beizubringen, daß sie wirklich für gewöhnlich hinter dem Pfluge gehen: — in Renan's „Leben Jesu“ finden wir die Rollen verkehrt, denn sein „galiläischer Bauer“ ist ein feiner Herr geworden, der seine Leute auf diplomatische Weise auszuhohlen und einzufädeln weiß. An einer Lüge ist ihm da nicht viel gelegen, denn diese ist eben nur ein „unschuldiger Kunstgriff,“ wie er in Paris millionenmal vorzukommen pflegt. Man gibt sich das Ansehen, von den Leuten unterschiedliche Dinge zu wissen, um sie ein wenig zahm zu machen, und Jene, die diesen „unschuldigen Kunstgriff“ practiciren, gelten noch dazu als sehr ehrliche Leute, die man bisweilen sogar bei Gesandtschaften und wohl auch als Polizeispione verwendet.

Hier könnte ein ruhiger Mensch freilich mit der Frage kommen, wie es sich denn mit der Vorhersagung Christi über die Zerstörung Jerusalems verhielt? Aber dieser verwegenen Frage ist Renan schon zuvor gekommen, indem er — wie schon bemerkt wurde — die beiden Evangelisten, welche davon erzählen, indirekt der Lüge und des Betruges beschuldiget, da sie nach seiner Meinung erst nach der Verwüstung der heiligen Stadt ihre Evangelien schrieben, und wohl auch nur mittelst eines „unschuldigen Kunstgriffes“ ihren Meister so reden lassen, als wäre diese Zerstörung erst ein künftiges Ereigniß.

Nach diesen kleinen Vorbereitungen aber entwickelt Renan erst vollständig seine Theorie über unser Thema.

Visionen, sagt er, (pag. 190) die heute als Krankheiten gelten, waren ehemals ein Princip der Größe. Um aber diesen allgemeinen Satz durch Beispiele klar und praktisch zu machen, setzt er (pag. 191) hinzu: „Die Schule von Alexandrien war eine edle Schule, inzwischen aber konnte sie sich doch nicht von einer extravaganten Geisterseherei frei machen." Und weil auch dieses Beispiel noch nicht klar genug sein könnte, setzt er noch weiter bei: „Sokrates und Paskal waren nicht frei von Hallucinationen." Das sind nun freilich Krankheiten, (pag. 321) aber „wer möchte nicht lieber krank sein, wie Paskal, als gesund, wie ein gewöhnlicher Mensch?" Endlich, um dieser Theorie die Krone aufzusetzen, fügt er die Bemerkung bei, daß man solche Leute heute „als Irrsinnige unter Vormundschaft stellt; früher dagegen nannte man das Prophezie und Inspiration."

Nun wissen wir ganz klar, was wir von den Prophezien Jesu zu halten haben. Jene, die man für keine „unschuldigen Kunstgriffe" halten darf, sind nichts anderes als Wahnsinn, eine Krankheit des Gehirnes, so wie Sokrates und Paskal krank waren.

So haben wir für denjenigen, den das Christenthum seinen Heiland, seinen Erlöser und Gottmenschen nennt, noch ein letztes Epitheton, das ihm Renan gibt, denn er, der Zimmermann, der Bauer, der Demokrat, der Revolutionär, der Communist, der Anarchist, der exaltirte Idealist, der Betrüger ist zugleich auch ein Wahnsinniger.

Unbegreiflich, daß die gesammte Christenheit schon achtzehn Jahrhunderte vor dem Bilde dieses Gekreuzigten kniet, statt es in's Feuer zu werfen — wenn Renan recht hat.

---

25. Aphorismus.

Nun hätten wir so ziemlich alle großen Steine aus dem Wege geräumt, und wir können den weiteren Weg durch die

übrigen Capitel von Renan's „Leben Jesu" um so schneller beenden, da wir das Wesentliche derselben schon bisher beachten mußten, Dank der lieben Gewohnheit unseres Evangelisten, der seine früheren Ansichten später immer wiederholt.

Im 10. Capitel, welches die „Predigten am See" behandelt, belehrt uns Renan (pag. 120), daß Jesus „in den Parabeln ein Meister war, von welcher köstlichen Art der Darstellung sich im Judaismus kein Muster vorfand." Man sollte doch denken, daß ein Professor des Hebräischen in der Bibel des a. T. so bewandert sein dürfte, um z. B. das 12. Capitel des 2. Buches der Könige zu kennen, wo Nathan in seiner Ermahnung an David die schöne Parabel von dem reichen Manne, der viele Schafe und Rinder, und dem armen Manne, der nur ein einziges Schäflein hatte, erzählt. — Gewiß eine sehr schöne Parabel aus jenem „Judaismus", der, nach der kühnen Behauptung des Herrn Professor des Hebräischen, gar „kein Muster" einer Parabel vor Christus haben sollte! — Eine solche Ignoranz ist doch nirgends unverzeihlicher, als bei einem Professor in seinem eigenen Fache, und diese bezeichnende Thatsache läßt einen beiläufigen Schluß zu, auf die übrige wissenschaftliche Bildung dieses Mannes, der einen achtzehnhundertjährigen Glauben der Welt, mit sophistischen Luftblasen niederwerfen will.

Im 11. Capitel sucht Renan zuvördest nachzuweisen, daß das Christenthum „der reine Ebionitismus", d. h. die Lehre sei, welche nur den Armen das Reich Gottes bestimmt. — Hiezu sei blos bemerkt, daß Renan selbst später (pag. 203) die Ebioniten „unglückliche Spätlinge nennt, die hinter dem Christenthume verschwinden." — Ich weiß nicht, wie sich diese beiden Behauptungen zusammen vertragen. — Diese „übertriebene Vorliebe für die Armuth konnte nicht von langer Dauer sein," und zu jener Zeit „war das Betteln eine Tugend und ein heiliger Stand," so erklärt der gelehrte Evangelist unseres glücklichen Jahrhunderts weiter, indem er beisetzt, daß Jesus eine große Neigung zum Volke hatte und „dem Reichen nur

dann verzieh, wenn derselbe in Folge eines Vorurtheiles beim Volke schlecht angeschrieben war" (pag. 134). Für diese letztere neu entdeckte Ansicht citirt uns Herr Renan das Evangelium des heiligen Lucas, das er, wie bereits gezeigt wurde, für ein ganz elendes und unzuverlässiges Machwerk erklärt. — Es ist doch wahrhaftig unbegreiflich, wie sich ein vernünftiger Mensch bei einer so gewichtigten Behauptung auf eine, nach seiner Meinung, so schlechte Quelle berufen kann. Uebrigens ist dieses Citat wieder sehr schlau gewählt, denn Herr Renan theilt seinen belehrungssüchtigen Lesern nur einfach mit, daß der Nachweis für seine eben erwähnte Ansicht im 19. Capitel des Lucas und zwar vom 2. Verse an zu finden sei. — Ein Leser, nach dem Herzen des Herrn Renan, wird bei diesem Citate die Ueberzeugung haben, daß Christus an dieser Stelle wirklich nur die Reichen aus der Ursache begünstiget, um dem Vorurtheile des Volkes entgegenzutreten. Wer sich jedoch die citirte Stelle nachschlagen will, der findet daselbst die bekannte Erzählung, wie Jesus an einem Feigenbaume vorübergeht, wohin der reiche Oberzöllner Zachäus gestiegen war, um Jesum besser zu sehen, der hierauf in das Haus dieses Mannes einkehrte.

Will nun Renan seinen Lesern durch den Hinweis auf dieses Capitel den Glauben beibringen, daß Jesus „nur jenen Reichen verzieh, welche beim Volke schlecht angeschrieben waren," so kann man das nicht anders, als einen absichtlichen Betrug von Seite unseres famosen Evangelisten nennen, denn da Christus in das Haus des Zachäus geht, murrt das Volk nicht darüber, weil Zachäus reich ist, sondern, wie der 7. Vers ausdrücklich heraushebt: weil er ein Sünder ist; Jesus aber verzeiht ihm nicht deßhalb, weil er beim Volke schlecht angeschrieben ist, sondern weil Zachäus selbst reumüthig verspricht, jeden begangenen Betrug vierfach zu vergüten.

Aus diesem kleinen Beispiele ist wieder ersichtlich, wie es mit der Ehrlichkeit des Herrn Renan bestellt ist, und wie verzweifelt es mit einer Sache aussehen mag, zu deren Verfechtung man so unsaubere Waffen zu Hilfe nehmen muß.

26. Aphorismus.

Von dieser Schilderung über den Stand der Armuth im Christenthume, springt Renan noch in demselben 11. Capitel (pag. 136) zu einer Beschreibung der Lebensweise Christi in Galiläa über.

Renan erzählt uns hierbei, daß Jesus „Galiläa unter fortwährenden Festlichkeiten durchpilgerte, wobei er ein sanftes Maulthier, mit großen schwarzen Augen und langen schattigen Wimpern, ritt."

Wir wollen uns hier nicht bei der Untersuchung verhalten, welche Aehnlichkeit zwischen den Gedichten, die Bürger an seine Molly und Schiller an seine Laura richtete, und jener poetischen Beschreibung ist, die Renan hier von einem Maulthiere macht; — aber diese Stelle gibt uns Gelegenheit, den Taschenspielergriff Renan's, wie er aus einem Singular geschickt einen Plural zu machen weiß, näher zu untersuchen, nachdem ich schon früher auf dieses Kunststück unseres Evangelisten kurz hingewiesen habe.

Das Evangelium erzählt uns von Einer Hochzeit, bei der Christus zugegen war, und berichtet uns einmal von der Thatsache, daß Jesus auf einem Lastthiere ritt, als er zum letzten Male nach Jerusalem zog. Daraus macht Renan ein „Durchpilgern Galiläa's auf einem Maulthiere" und „fortwährende Festlichkeiten."

Gleich auf der nächsten Seite (pag. 137) erzählt uns Renan, daß „Weiber Jesum mit Oel salbten und ihm die Füße mit wohlriechendem Wasser wuschen." Woher unser Evangelist diese letzte Thatsache hat, gibt er uns nicht an, aus dem Evangelium aber wissen wir nur, daß Magdalena „mit Thränen" die Füße des Herrn benetzte. (Luc. VII. 38.) Diese einmalige Handlung verzaubert aber unser Taschenspieler unter der Hand in mehrere und erzählt uns: „Weiber salbten ihn mit Oel."

Marcus erzählt (III. 21.), daß von Jesus einmal „die Seinigen glaubten, er sei wahnsinnig geworden." Diesem Worte

weiß Renan zu seinem Zwecke eine geschickte Wendung zu geben, indem er versichert: „Seine Schüler glaubten bisweilen, daß er ein Narr sein". (pag. 226).

Wollen wir aus den vielen hieher bezüglichen Kunststücken Renan's noch Eins herausheben, so erinnere ich daran, daß Lucas (X. 39.) erzählt, wie eines Tages sich Maria zu den Füßen des Herrn setzte, um seine Worte zu hören. Diese Stelle metamorphosirt Renan (pag. 242) in den Satz um: „Häufig setzte sie sich zu den Füßen Jesu, und vergaß dort, indem sie ihn hörte, die Pflichten des häuslichen Lebens."

Helf', was helfen kann, denn bei Leuten von Renan's Caliber heiliget immer der Zweck die Mittel.

---

27. Aphorismus.

Im 12. Capitel kommt Renan wieder auf Johannes den Täufer zurück, der inzwischen im Gefängnisse saß.

Nach Renan's Versicherung hörte der Täufer daselbst zu *seiner* Verwunderung, daß man Jesus als den Messias verkündete. Er sandte daher zwei seiner Schüler nach Galiläa zu Jesus, den sie auf „dem Höhepuncte seines Ruhmes" trafen. Jesus war selbst „über seine Sendung nicht mehr im Unklaren, und er gab daher den beiden Gesandten die entsprechende Antwort."

Hierauf tischt uns Renan mehrere Fragen auf, als: Traf diese Antwort Johannes noch am Leben? — In welche Stimmung versetzte sie ihn? — Starb er getröstet, daß der von ihm selbst verkündete Messias nun gekommen sei?

Auf alle diese Fragen gibt uns Renan wieder die alte classische Antwort, die wir schon kennen: Das weiß man nicht! — Man sieht, daß unser Mann sehr dafür besorgt ist, seinen Lesern durch keine langen gelehrten Untersuchungen die Köpfe zu beschweren. Nach so vielen und umfangreichen Fragen mag es immerhin ein großer Trost für seine Verehrer sein, wenn er ihnen mit vornehmer Miene antwortet: Das weiß man

nicht; denn diese denken sich dann immer mit großer Seelenruhe: Wie gut es doch ist, daß man alles das nicht weiß, wenigstens leidet so derjenige Theil unseres Kopfes nicht darunter, den wir unser Gehirn nennen.

Nun räumt Renan den Täufer schnell aus dem Wege, so wie man in Romanen und Trauerspielen die Leute sterben läßt, die man nicht gut mehr brauchen kann, aber „die Bande zwischen beiden Schulen", nämlich der Schule Jesu und der des Täufers, „sind nun enge geknüpft."

Darnach zeigt uns der „fünfte Evangelist" im 13. Capitel die „ersten Versuche Jesu in Jerusalem", und da wir bereits wissen, wie sich „die kleine galiläische Gemeinde in Jerusalem nicht behaglich fühlte", wie „das spöttische Priesterthum viel über sie lachte" und wie Jesus mit „geheimen Unwillen" am Tempelbaue arbeiten sah, so können wir über diese Bemerkungen hinweggehen, um nur bei dem Namen des Nikodemus stehen zu bleiben, der zu Ende dieses Capitels genannt wird.

Gleich in den ersten Zeilen des 10. Capitels schreibt Renan mit einem gewissen selbstbefriedigenden Spotte, daß die Jüngerschaar Jesu aus „Fischern und gewöhnlichen Leuten" bestand, „die Aristokratie aber war in derselben nur durch einen Zöllner und durch eine Intendantenfrau repräsentirt;" und hier im 13. Capitel (pag. 157) versichert er wieder, daß Jesus schon frühzeitig die Aufmerksamkeit dieses Nikodemus auf sich zog."

Würde man Herrn Renan fragen, wie sich denn diese beiden Behauptungen vereinigen lassen, so dürfte man wohl zuversichtlich auf seine classische Antwort rechnen: Das weiß man nicht.

Dafür aber weiß Renan etwas Anderes, was die übrigen Menschenkinder nicht wissen. „Nikodemus wurde nicht Christ", erzählt uns (pag. 157) der „fünfte Evangelist", und später (pag. 211) theilt er uns das noch wichtigere Geheimniß mit, daß dieser Nikodemus nie der christlichen Kirche beitrat, sondern sich „mit dem zärtlichen Andenken" an Jesus „begnügte."

Auch wenn die kirchliche Tradition über diesen Mann gänzlich schweigen würde, so müßte man als gewiß annehmen, daß er jener Kirche nicht entfremdet bleiben konnte, deren Meister er selbst bei Nacht aufsuchte, und dessen Namen er zuletzt mit Gefahr für sein Amt und sein Leben vertheidigte. Nun aber sagt die kirchliche Tradition, daß Nikodemus von Petrus und Johannes getauft worden sei, und daß er, während er sich vor der Wuth seiner ehemaligen Collegen verbergen mußte, starb, und neben den Gebeinen des heiligen Stephan begraben wurde. Diese kirchliche Tradition ist allerdings nicht durch die vollgiltigsten Zeugnisse bestätiget, allein sie ist doch schon vierzehn Jahrhunderte alt, und da Renan für seine individuelle Meinung gar keinen Beleg anzuführen weiß, und ihm die Welt lediglich auf's leere Wort hin glauben soll, so muß er sich's schon gefallen lassen, daß jener Theil der Welt, der ihn für keinen Apostel und für keinen Propheten hält, die vierzehnhundertjährige Tradition über seine neugebackene Meinung stellt. Mit seinen Freunden ist es etwas Anderes! — Die mögen immerhin dem neuen Propheten göttliche Ehre erweisen, fanden doch die Franzosen einen afrikanischen Negerstamm, der einer alten Grenadiermütze göttliche Ehre erwies, die nach einem Sturme an's Land geschwemmt wurde.

---

28. Aphorismus.

Das 14. Capitel trägt die Ueberschrift: „Beziehungen Jesu zu den Heiden und zu den Samaritern," welche im Vorhergehenden bereits besprochen wurden. Nur eine Bemerkung zu Anfang dieses Capitels (pag. 160) sei herausgehoben, die Renan in die Worte faßt: Jesus kümmerte sich wenig um das Fasten. Diese Meinung stützt er darauf, weil es bei Lucas (X. 33) heißt, daß die Jünger Jesu „aßen und tranken," und weil Jesus selbst bei Matthäus (XI. 19) von sich sagt, daß er esse und trinke. Daraus würde denn logisch folgen, daß alle Jene, die überhaupt essen und trinken, „sich wenig um das

Fasten kümmern"; da aber selbst des Bauers Esel, der schon acht Tage Hunger gelitten hatte, am neunten Tage, wo er nach des Bauers Meinung das Hungerleiden schon „gewöhnt" haben sollte, diese Welt der Disteln und der Schläge verließ, so dürfte das Fasten, wie sich's Herr Renan denkt, zu den unmöglichen Dingen dieses Jammerthales gehören.

Eine weitere Besprechung des 15. Capitels ist hier gleichfalls überflüssig, denn es dreht sich um den Begriff, den Jesus von sich als „Sohn David's" und als „Sohn Gottes" hatte, welches Thema bereits besprochen wurde. Nur Eine Bemerkung mag auch hier besonders noch erwähnt sein, die Renan zu Ende dieses Capitels (pag. 181) also hinstellt:

„Die Geschichte ist unmöglich, wenn man nicht zugeben will, daß es für die Aufrichtigkeit verschiedene Maßstäbe gibt."

Man sieht es diesem Satze an, daß er im Interesse seines eigenen Erfinders diesem so recht aus dem Herzen floß. Es ist kaum nothwendig, die Sophistik dieses sonderbaren Grundsatzes stärker zu beleuchten, denn in demselben Augenblicke, wo es für die Aufrichtigkeit einen verschiedenen Maßstab gibt, müßte es auch eine verschiedene Wahrheit geben, und mit dem verschiedenen Maßstabe für die Aufrichtigkeit hat die Lüge zu sein aufgehört, denn sie ist dann nichts weiter, als ein kürzerer Maßstab für die Aufrichtigkeit. Nach dieser Theorie wäre es dann freilich gerechtfertiget, wenn Renan die Evangelisten und den Gottmenschen selbst geradezu der Lüge beschuldiget, denn sie hätten da eben nur einen kleinen Maßstab für die Aufrichtigkeit gebraucht; nach dieser Theorie ist aber auch jeder Betrug gerechtfertiget, den Renan seinen Lesern gegenüber begeht; endlich aber ist nach dieser Theorie für das tägliche Leben jedes Unrecht, jede Lüge und Verleumdung, ja selbst Meineid und Hochverrath mit dem Stempel des Rechtes versehen, denn nach Renan's Doktrin wurde bei all' diesen Vergehen und Verbrechen, — wie wir alt-spießbürgerliche Menschen-

kinder sagen, — nur ein möglichst kleiner Maßstab der Aufrichtigkeit angewendet.

„Damit man aufrichtig sein könne, muß man tugendhaft sein," sagt Capitän Marryat. *) Ein wahrer Grundsatz, der ohne Ausnahme gilt, und wer ein gegentheiliges Princip geltend machen will, in dessen Seele sieht es zuverlässig ein wenig schwarz aus.

---

29. Aphorismus.

Das 16. Capitel, welches von den Wundern redet, wurde bereits besprochen, und wir können es darum hier ohneweiters überschlagen.

Im 17. Capitel bespricht Renan die Vorhersagung Jesu über den Untergang der Welt und das künftige Gericht. Nach dem „fünften Evangelisten" (pag. 198) war Jesus „einer, allen Reformatoren gemeinsamen Täuschung unterworfen, und hielt daher diesen Augenblick viel näher, als er wirklich war." Sogar bestimmt sagt Jesus: „Die gegenwärtige Generation (la génération présente) wird nicht absterben, bevor das Alles vollendet ist."

Mit diesem Citate aus Matthäus (XXIV. 34.) macht Herr Renan sogleich einen möglichst ausgedehnten Gebrauch von seiner eben besprochenen Theorie, indem er sich die Freiheit nimmt, einen verkleinerten Maßstab für die Aufrichtigkeit anzuwenden. Dieser Vers lautet nämlich nach der Vulgata wörtlich so:

„*Amen dico vobis, quia non praeteribit generatio haec, donec omnia haec fiant.*"

Allioli übersetzt diesen Vers:

„Wahrlich, sage ich euch, dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dieß alles geschieht."

---

*) Siehe dessen Roman: „Frank Mildmay, der Flotten-Officier." 2. Thl. S. 113.

Während also Christus von „diesem Geschlechte", d. h. von dem Geschlechte der Menschheit redet, macht Renan sehr vorsichtig daraus: „Die gegenwärtige Generation" und damit ist plötzlich sein kühner Vorwurf gerechtfertiget, daß Jesus „einer, allen Reformatoren gemeinsamen Täuschung unterworfen war." — Christus sagt: Die Menschheit wird nicht vergehen, bis das Alles geschieht, und Renan läßt ihn sagen: Ehe noch die jetzt lebende Generation vergeht, wird das Alles geschehen. Das ist eine „Chimäre," meint Renan, (pag. 201) indem er in einem gnädigen Tone beifügt, daß man Jesus „dieselbe verzeihen müsse." — Und das alles nennt er noch dazu „eine wohlwollende Auslegung," wobei man ihm nicht etwa einwenden dürfe, er habe sie „zu Ehren des großen Meisters ersonnen, um ihn rein zu waschen."

Man sieht hier abermals, wie besorgt unser Evangelist darum ist, sich sein Renomée bei seinen guten Freunden nicht zu verderben. Glaubet ja nicht, ruft er ihnen zu, daß ich den großen Meister etwa rein waschen will; nichts weniger, als das. „Jeder von uns verdankt ihm zwar das Beste, was er an sich hat", (pag. 202), aber vergeßt nicht, meine Freunde, daß dieses Compliment nicht viel zu bedeuten hat; und wenn wir ihm seine Chimäre blos verzeihen, so ist er ja damit nicht rein gewaschen, sondern wir haben ihm damit nur jene Gnade erwiesen, die Viele von euch, meine lieben Freunde, schon erfahren haben, die man nur „aus Mangel an Beweisen" freigesprochen hat.

---

30. Aphorismus.

Im 18. Capitel erzählt uns Renan, wie Jesus „die Zwölf" besonders unterrichtete, und wie „man glaubte", daß er seine Wunderkraft auf sie übertragen habe." Daher machten sie auch „Krankenheilungen durch Auflegung der Hände und durch die Salbung mit Oel, die ein Fundamentalmittel der orientalischen Medicin war." Diese Medicin ist jedenfalls etwas sonderbar, aber wenn sie nichts weiter, als ein gewöhnliches

Heilmittel war, wie konnte man darin etwas Wunderbares finden wollen, und wie kommt denn Jacobus (V. 14) zu der Verordnung, daß nur die Priester diese Salbung vornehmen sollen, die, wenn sie nur ein gewöhnliches Heilmittel war, von jeder andern Hand dieselbe Wirkung haben mußte?

Weiter erklärt Renan die Macht, „zu binden und zu lösen," die Christus seinen Aposteln gab, als die Kraft, „gewisse Dinge für erlaubt oder unerlaubt zu erklären"; — jedenfalls eine sehr absonderliche Exegese, denn sie konnten doch nur für erlaubt erklären, was recht, und für unerlaubt, was unrecht ist, und bei dieser Exegese ist es schwer abzusehen, wozu da die Apostel des Herrn erst eine besondere Vollmacht brauchten?

Darnach theilt uns Renan mit, daß sich in der Lehre Jesu „kaum einige Hinblicke auf den Vater, den Sohn und den heiligen Geist" finden, und daß namentlich die Lehre vom heiligen Geiste „erst seit dem 4. Jahrhunderte das Wesen der Orthodoxie und des allgemeinen Dogma's bildete." — Mit diesen Worten ist Renan so gefällig, sich selbst zugleich ein Zeugniß für seine Perfidie wie für seine Ignoranz auszustellen. — In der Lehre Jesu finden sich „kaum einige Hinblicke" (a peine quelques vues) auf die Dreieinigkeit! — Was sind „kaum einige" Hinblicke? Hätten wir für diese Lehre auch nur den Einen so bestimmt hingestellten Ausdruck in den Worten, mit denen Christus seine Apostel zur Lehre und zur Taufe im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes in alle Welt sendet, so dürfte dieser „Eine Hinblick" wohl schon hinlänglich genügen, um in der Lehre Jesu auch das Dogma der Dreieinigkeit bestätiget zu finden. Diese „kaum einigen Hinblicke" sind wohl sehr schlau gewählt, aber ehrlich ist diese Wahl nicht, und unser Evangelist hat hier offenbar einen sehr kurzen „Maßstab für die Aufrichtigkeit" in Anwendung gebracht.

In der weiteren Behauptung Renan's, daß die Lehre vom heiligen Geiste „erst seit dem 4. Jahrhundert zum Wesen der Orthodoxie" gehöre, liegt aber kein gar großer Beweis für die

patristische und kirchengeschichtliche Bildung des gelehrten Handwerkers, der erst früher mit seinem Papias so groß und so breit that.

Im 4. Jahrhunderte, und zwar auf dem ersten Concil zu Constantinopel im J. 381, wurde allerdings die Lehre von dem heiligen Geiste gegen die Häresie des Macedonius bestimmt formulirt. Nun aber müßte ein Mensch, der auch keine patristische und kirchengeschichtliche Kenntniß besäße, sondern lediglich im Besitze von fünf gesunden Sinnen wäre, so argumentiren: Wenn Macedonius noch vor dem ersten Concilium zu Constantinopel schon die Lehre der Kirche vom heiligen Geiste angriff und entstellte, so mußte wohl diese Lehre auch früher schon bestanden haben, und „zur Orthodoxie" gehören, ehe noch das Concilium das Dogma bestimmt formulirte. — Renan, der, wie ich schon öfter zeigte, seine besondere Logik hat, argumentirt jedoch so: Weil Macedonius die Lehre der Kirche vom heiligen Geiste schon vor dem Concilium zu Constantinopel entstellte, und die Kirche auf diesem Concil das Dogma für jene Lehre formulirte, die schon früher factisch in der Kirche bestand, so datirt die Lehre vom heiligen Geiste erst seit der Zeit des Conciliums von Constantinopel.

So ließe sich per logicam die schöne Doctrin des Herrn Renan über den heiligen Geist in ihrer Lächerlichkeit beweisen. Sollte aber Herr Renan einmal Lust bekommen, sich einen positiveren Beweis dafür zu verschaffen, daß die Lehre vom heiligen Geiste schon in der apostolischen Zeit des ersten Jahrhunderts „zur Orthodoxie" gehörte, so kann er sich die Beweise dafür bei Polycarp, Ignatius und Irenäus suchen. Im Falle aber unserem Gelehrten hiezu Zeit und Geschick fehlen sollten, so könnte er die betreffenden Citate in der nächst besten katholischen Dogmatik schon herausgezogen finden, wie z. B. in den drei schon einmal genannten Werken, bei Perrone im 4. Bd. S. 308 u. s. f.; bei Klee S. 348 u. s. w. und endlich bei Schwetz im 1. Bd. der speciellen Dogmatik S. 302 ꝛc. Ueberdieß finden sich auch in Ruinart's

„Acten der ersten Martirer“ aus der ersten christlichen Zeit, Beweise für diese Lehre vom heiligen Geiste. Nach der deutschen Uebersetzung derselben (Wien, 1831, in 6 Bänden) finden sich hierfür z. B. im 2. Bande Stellen, S. 58, 81, 159, 180, 195, 238 u. s. f.

Das Alles läßt sich hier eben nur andeuten, und wer ausführlicher darüber schreiben wollte, der könnte diese wenigen Notizen schon zu einer längeren Schrift benützen, allein dazu ist hier nicht der Ort. Genug an dem, wenn den Verehrern des Herrn Renan hiermit die Möglichkeit gegeben ist, sich von der Unwissenheit ihres Propheten einen Beweis zu verschaffen, der mit einer, nicht weiter definirbaren Freiheit, sich das Recht nimmt, seine Leser zu versichern, daß die Lehre vom heiligen Geiste erst seit dem 4. Jahrhunderte „zum Wesen der Orthodoxie“ gehörte.

So wie Renan für viele seiner Behauptungen auf Stellen der heiligen Schrift verweiset, in der guten Ueberzeugung, daß seine Leser die citirten Stellen nicht nachschlagen können, oder wollen, so behauptet er auch hier geradezu eine Unwahrheit, in der Voraussetzung, daß seine Leser in der Patristik und Kirchengeschichte nicht genug bewandert sind, um diese Lüge zu durchschauen, oder aber — weil ihm selber die hierfür nothwendige Bildung fehlt.

---

31. Aphorismus.

Der Enthusiasmus und die Exaltation wuchsen nun — wie Renan im 19. Capitel referirt — immer mehr. „Das Eigenthum war aufgehoben und die Ehelosigkeit proklamirt,“ da „das Aufhören der geschlechtlichen Fortpflanzung häufig als das Zeichen und die Bedingung für das Reich Gottes angesehen wurde.“ Das sind Principien, sagt Renan, die man schon im Buddhismus findet, aber „Jesus selbst kam über diese erste ganz und gar mönchische Periode nicht hinaus.“ Freilich war das „eine exaltirte Moral“, das waren „Uebertreibungen,“

Jesus hatte damit „alles Maß überschritten" und der „feine fröhliche Moralist der ersten Tage war zu einem düsteren Riesen geworden." Das Princip der mönchischen Ascese war nun aufgestellt, und „nur der Mönch ein vollkommener Mensch, und der einzig wahre Christ." Aber „diese Uebertreibungen" hatten ihr Gutes, denn „sie sicherten den ungeheuren moralischen Fortschritt, den man dem Evangelium zu verdanken hat."

Bleiben wir vorerst bei diesem letzten Satze stehen, der ganz und gar nach der Judenbörse riecht. Es ist alte Praxis im schachernden Israel, für jede Waare mindestens den drei- und vierfachen und oft einen noch höheren Preis zu verlangen, als der Realwerth der dargebotenen Waare ist. In jedem besonderen Falle argumentirt nämlich ein Individuum des besagten „erwählten Volkes" so: Diese Waare ist drei Gulden werth. Biete ich sie nun um drei Gulden, so ist erst noch die große Frage, ob ich sie auch bekomme, und gesetzt, ich bekomme mein Geld, so haben wir Beide, ich und mein Käufer, wahrhaftig keine große Freude erlebt. Um diesen letzten Zweck nun zu erreichen, mache ich es so: Ich sage statt drei Gulden lieber gleich zwölf Gulden. Das erscheint nun dem Andern ein zu hoher Preis, und er fängt zu marken an, bis wir Beide etwa auf sechs Gulden zusammengekommen, und des Handels einig geworden sind. Nun habe ich eine Freude erlebt, da ich für meine Waare den doppelten Werth erhalten habe, und auch der Andere freut sich, die Hälfte herabgehandelt zu haben, und warum soll man denn zweien Menschen nicht eine so unschuldige Freude machen?

Genau so stellt sich Renan — der mit dem Hause Israel in guter Freundschaft und in nahen Verbindungen lebt, — die Moral des Christenthums vor. Nach seiner Meinung stellt Christus an jeden Menschen eine doppelte und dreifache Forderung, um wenigstens theilweise ein kleines Resultat bei ihm zu erzielen. Diese Ansicht von der christlichen Moral hat aber Renan offenbar nur durch eine Schacherjuden-Brille gewonnen.

„Das Eigenthum war aufgehoben", sagt er weiter, und diese Behauptung stützt er darauf, weil Christus bei Lucas (XIV. 33) zu seinen Aposteln sagt: „Also kann keiner von euch, der nicht allem entsagt, was er besitzt, mein Jünger sein." — Diese Worte stehen doch offenbar in gar keiner Beziehung zu einer allgemeinen Aufhebung des Eigenthums unter den Christen. Wie hätte denn Christus zu seinen Aposteln anders reden sollen? Hätte er ihnen den Befehl geben sollen, sich an Haus und Hof zu binden, oder reiche Geldmänner zu werden? Wie hätten sie denn, mit schweren Geldkästen beladen, als seine Sendboten in alle Welt hinausziehen können? — Daß diese Erklärung der Worte Christi die richtige ist, erhellt aus diesem ganzen 14. Capitel des Lucas, in welchem eben die Parabel von jenem Menschen erzählt wird, der ein Gastmal veranstaltet hatte, zu dem die Geladenen nicht kommen wollten, indem der Eine sich entschuldigte, daß er einen Maierhof gekauft, und der Andere, daß er ein Weib genommen habe.

Im Uebrigen erklärt Christus das Lostrennen vom Reichthum nur als einen vollkommenen Stand, wie das ausdrücklich aus dem 19. Capitel des Matthäus ersichtlich ist. Nirgends erklärt Christus den Reichthum an und für sich als eine Sünde und als ein Unrecht, sondern jederzeit weist er nur auf die Gefahren des Reichthums hin, und erklärt den als einen besseren und vollkommeneren Menschen, der sich nicht sclavisch an die Güter der Erde bindet.

Ganz derselbe Fall ist es auch mit der Ehe.

Nirgends „proklamirt" Christus unbedingt die Ehelosigkeit; im Gegentheile redet er im 19. Capitel des Matthäus ausdrücklich von der Unauflöslichkeit der Ehe, und darüber verwundert, sagen seine in ihren alten jüdischen Anschauungen befangenen Jünger: „Wenn die Sache des Mannes mit seinem Weibe sich so verhält, so ist nicht gut heiraten". (v. 10). Und aus dieser Bemerkung der Jünger zieht unser große Logiker den Schluß, daß Christus „die Ehelosigkeit proklamirt habe." Hätte Renan nur um zwei Verse weiter

gelesen, so würde er gefunden haben, daß Jesus hierauf bezüglich ausdrücklich sagt: „Wer es fassen kann, der fasse es," (v. 12) d. h. wer glaubt, diesen als vollkommen bezeichneten Stand halten zu können, der halte ihn. — Wo also liegt da in den Worten Christi ein Gebot für „die mönchische Ascese?"

In diesem ganzen Capitel gibt sich also der neue Evangelist alle mögliche Mühe, durch herbeigeschlepptes Flitterwerk und durch alle erdenklichen Behelfe Christum zu „einem düsteren Riesen" zu machen, und wie er damit fertig ist, erschrickt er selber in diesem selbstgeschaffenen Bilde, und schreit in die Welt hinaus: Sehet, was das für ein entsetzliches Ungethüm ist! „Wenn ich nur etwas recht Schauerliches wüßte, damit ich mich ein wenig fürchten könnte," sagte ein alter bekannter Wiener Komiker.

---

32 Aphorismus.

Nun erhob sich, wie Renan im 20. Capitel schildert, die Opposition der Pharisäer gegen Jesus.

Nach Renan war Jesus gegen diese Pharisäer so „grob," wie Johannes der Täufer, aber nach unserem modernen Evangelisten ist die Grobheit ein Factor des Fortschrittes und der Aufklärung, denn „wenn Luther und die Männer der französischen Revolution die Gesetze der Höflichkeit beobachtet hätten, so würde weder die Reformation noch die Revolution zu Stande gekommen sein."

Ein wahres Wort! — denn daß Luther von Höflichkeit sehr wenig wußte, ist eine weltbekannte Sache und zu seiner Entschuldigung kann nur der besondere Umstand dienen, daß das 16. Jahrhundert keinen Knigge aufzuweisen hat, der seine Mitmenschen belehrt hätte, wie man ohne Rippenstöße durch die Welt kommen könne. Noch weniger aber standen die Männer der französischen Revolution im Geruche der Höflichkeit, denn sie forderten bekanntlich im Namen der Freiheit, daß die Leute vor ihnen nicht nur die Hüte, sondern mit den Hüten auch

zugleich die Köpfe abnehmen sollten, und dieses Gesetz erstreckte sich sogar bis auf jenen Kopf, auf dem die Krone von Frankreich saß. Darum war es auch das einstimmige Urtheil jener Leute, die ihre Köpfe lieber auf ihren Schultern, statt in dem Korbe der Guillotine wissen wollten, daß die Männer der Revolution durchaus nicht höflich waren.

Die andere Frage hierbei ist aber nun die: ob denn Luther und die Männer der französischen Revolution für die Welt ein so dringends Bedürfniß waren, und ob denn die Welt nicht auch ohne sie, und folglich auch ohne ihre „Grobheit" auf dem alten Flecke geblieben wäre?

Doch kehren wir mit Renan wieder zur Sache zurück. Jesus gebrauchte „sehr derbe Ausdrücke" gegen diese Pharisäer, die sich eben so immer mehr „von der Bibel entfernten", wie sich „die Neukatholiken unserer Tage immer mehr vom Evangelium entfernen."

Mit dieser Parallele will uns Renan offenbar den Beweis liefern, daß er nöthigenfalls die Kunst der „Grobheit" so *gut* versteht als Luther, nur mit dem Unterschiede, daß sie bei ihm einen besseren französischen Anstrich hat.

Gegen diese seine Feinde tritt nun Jesus „mit einem schneidenden Spotte" auf, und „er war es, der mit göttlicher Kunst das Nessushemd des Lächerlichen webte, das der Jude, der Sohn der Pharisäer, seit achtzehn Jahrhunderten in Fetzen mit sich herumschleppt. Meisterwerke des höchsten Spottes sind seine Züge, die mit feurigen Strichen eingebrannt sind in das Fleisch der Heuchelei und der falschen Frömmigkeit. Das sind unvergleichliche, eines Sohnes Gottes würdige Züge. Nur ein Gott weiß so zu tödten."

Nun hat Renan plötzlich den Beweis dafür gefunden, daß Christus der Sohn Gottes, daß er Gott selber sei, und zwar in dem Umstande, daß er mit einem solchen „Spotte" seine Gegner zu geißeln wußte. — Ein ganz neuer und eigenthümlicher Beweis für die Gottheit Desjenigen, der für Renan immer nur ein gewöhnlicher Mensch ist.

33. Aphorismus.

Renan beschreibt uns nun im folgenden 21. Capitel Jesus letzte Reise nach Jerusalem und seine „langweiligen Controversen“ mit der „reichen Priesterkaste“, von denen er sich Abends in einem „ländlichen Vergnügungsorte“ im Thale Cedron erholte. Nebst diesen Abendunterhaltungen läßt Renan seinen „galiläischen Zimmermann“ auch kleine Ausflüge nach Bethanien machen, die schon früher von uns ausführlicher besprochen wurden.

Daher bietet uns dieses Capitel nichts Besonderes mehr, bis auf einen Widerspruch, der unserem Evangelisten in demselben begegnet. Er nennt nämlich daselbst (pag. 246) die Sadducäer die wahren Juden, während er eben im früheren Capitel (pag. 232) mit aller Entschiedenheit behauptete, die Pharisäer seien die wahren Juden gewesen.

Es dürfte wohl keinen Bauer in der Bretagne geben, der nicht wüßte, daß die Secte der Pharisäer der Secte der Sadducäer gerade feindlich gegenüberstand, und daß es demzufolge unmöglich ist, beiden Parteien recht zu geben, so lange man nicht das juridische Princip des Dorfrichters aufrecht halten will, der immer jeder Partei das Recht zuerkannte, um sich's mit keiner zu verderben. Sind also die Pharisäer die wahren Juden, so kann dasselbe nicht auch von den Sadducäern gelten.

Diese kurze Bemerkung mag wieder für jene Herren dastehen, welche nach einer wissenschaftlichen Widerlegung Renan's schreien.

34. Aphorismus.

Jesus blieb nun, wie Renan im 22. Capitel in Erfahrung brachte, den Herbst und einen Theil des Winters in Jerusalem, indem er sich auf die oben erwähnte Weise unterhielt. Nur ein einziges Mal läßt Renan eine Abwechslung in diese Unterhaltung kommen, indem er erzählt, daß Jesus „viel

Vergnügen daran fand", als ein Bettler eines Tages ihm „unaufhörlich" den Titel „Sohn Davids" zurief.

Inzwischen ereignete sich die bereits besprochene Erweckung des Lazarus, und nun suchte die Priesterpartei einen Gewaltstreich gegen Jesus auszuführen. An der Spitze dieser Partei stand Annas, der Schwiegervater des Kaiphas, und dieser ist eigentlich der Mann, den die ganze Verantwortung für den Tod Christi trifft. Nicht das Volk, nicht die Pharisäer, nicht Pilatus, und selbst nicht der „arme Judas", sondern die „reichen Priester" mit Annas an der Spitze, haben seinen Tod zu verantworten. Diese „Partei der Ordnung," die seit jeher allen „Volksbewegungen" feind war, und „jedem Fortschritte den Krieg erklärte," hat den Tod Jesu herbeigeführt.

So kam, wie Renan im 23. Capitel weiter erzählt, die letzte Woche vor dem Tode Jesu. Er hat „bereits düstere Ahnungen von seinem Tode" und „der Gedanke war jetzt bei ihm befestiget, daß er sterben müsse, und daß sein Tod die Welt erlösen werde." Am 9. des Nisan ging Jesus eben von Bethanien nach Jerusalem, und die Galiläer benützten diese Gelegenheit, ihrem Landsmanne einen Triumph durch den feierlichen Einzug in Jerusalem zu bereiten." Dieses Ereigniß machte Aufsehen unter den Fremden, und man wandte sich an seine Jünger um Auskunft."

Bei dieser Gelegenheit wirft uns Renan die verhängnißvolle Frage hin, was wohl die Jünger hierauf geantwortet haben dürften? Und ehe wir uns noch von unserem Schreck über diese plötzliche Frage erholt haben, gibt uns der Fragesteller schon selbst seine alte classische Antwort wieder: Das weiß man nicht.

Was nun den Gang Jesu nach Gethsemane betrifft, so erklärt uns Herr Renan zwar, daß die Synoptiker „durch eine instinctmäßige Kunst," die „glücklich auf Effekt berechnet ist," denselben auf den Abend seiner Gefangennehmung verlegten, aber Herr Renan glaubt dieses Ereigniß etwas früher ansetzen zu müssen, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil Johannes davon an dem Abende des Donnerstages nichts erzählt.

Nebenbei sei hier nur aufmerksam gemacht, welche Autorität das Johannes-Evangelium an dieser Stelle für Renan hat, ungeachtet er vorher so gewaltig dagegen declamirte. Würde Renan wissen, daß einer der Zwecke dieses Evangelisten der ist, die Synoptiker zu ergänzen, so hätte er sich das obige Räthsel sehr leicht erklären können.

Den nun folgenden Verrath des Judas, sowie das letzte Abendmal dieses Capitels habe ich schon früher besprochen.

---

35. Aphorismus.

Im 24. Capitel bespricht unser Evangelist das Verhör Christi, wobei er findet, daß „die Erzählung der Evangelien Zug für Zug dem im Talmud beschriebenen Proceßverfahren" gleicht. Diese Herablassung des „fünften Evangelisten" ist gewiß eine sehr gnädige. Die Vier finden dießmal Gnade vor dem Fünften, aber nicht darum, weil sie überhaupt ehrenwerthe Leute sind, sondern lediglich deshalb, weil der Talmud mit ihnen übereinstimmt. Diese rührende Pietät gegen den Talmud, die mit der Verachtung der Evangelien Hand in Hand geht, ist ein vorzügliches Seitenstück zu Renan's Verehrung und Liebe für den „armen Judas", die mit einer so gründlichen Verachtung gegen den Liebesjünger verbunden ist. Hier ist sich Renan consequent geblieben.

Jesus wurde jetzt vor den „allmächtigen" Annas geführt. Während sich Jesus „aus gerechtem Stolze" weigerte, dem Hohenpriester eine Antwort zu geben, verleugnete Petrus „im Vorzimmer" seinen Meister, und „ein zufälliger Umstand, der Hahnenschrei", traf ihn „tief in's Herz."

Von Annas wird nun Jesus zum Kaiphas geführt, wo der Sanhedrin versammelt war, und „darf man der einen Erzählung Glauben schenken, so hätte nun der Hohepriester in ihn gedrungen, zu sagen, ob er der Messias sei." Das soll nun Jesus zugegeben haben; und jetzt beruft sich Renan mit großem Eifer auf den von ihm so verachteten vierten Evangelisten,

der davon nichts wisse. Aus dieser Ursache kommt es unserem geängstigten Manne „wahrscheinlich" vor, daß Christus auf diese Frage gar keine Antwort gegeben habe.

Mit diesem „wahrscheinlich" gerade an dieser Stelle mußte Renan die Existenz und sogar die Möglichkeit seines ganzes Buches retten. Matthäus erzählt nämlich (XXVI. 63 und 64), daß der Hohepriester an den vor ihm Stehenden die Worte richtete: „Ich beschwöre dich beim lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du Christus, der Sohn Gottes bist," welche Frage Jesus mit den Worten bejaht: „Du hast es gesagt."

Hat Jesus wirklich diese Antwort gegeben, so ist dadurch Renan's „Leben Jesu" mit einem einzigen Streiche in Trümmer geschlagen. Christus steht da vor dem höchsten Gerichte in Israel, der Hohepriester beschwört ihn beim lebendigen Gotte, feierlich vor der ganzen Versammlung, die Wahrheit zu sagen, und er selbst, wenn er nichts mehr als ein gewöhnlicher Mensch war, mußte wissen, daß es sich für ihn um Leben und Tod handle, und daß er mit einem einzigen „Nein" sein Leben retten kann. Und dennoch thut er es nach den Worten des Matthäus nicht! — Was soll nun der alte Feind des vierten Evangelisten anfangen? Er fällt ihm für einen Augenblick um dem Hals, wie er das von seinem guten Freunde, dem „armen Judas" gelernt, und ruft dem so arg geschmähten Evangelisten zu: Sei gegrüßt, Freund und Bruder! Nach dieser officiellen Heuchelei aber wendet er sich an Matthäus, um ihm zu sagen: Es ist nicht wahrscheinlich, daß Jesus dem Hohenpriester eine Antwort gab, wie du willst, denn mein guter Freund hier, der vierte Evangelist, sagt davon kein Wort.

Wie aber, wenn Johannes gleichfalls in derselben Weise diese Scene vor dem hohen Rathe, wie Matthäus, schildern würde? — Auch in diesem Falle würde sich der Geistesbruder des „armen Judas" zu helfen wissen. Er würde dann den vierten Evangelisten nicht als seinen guten Freund proclamiren, sondern mit heißer Entrüstung ihm zurufen: Man kennt dich schon, du hast es in deinem ganzen Evangelium nur darauf

angelegt, Jesus als den Messias und den Sohn Gottes darzustellen, und darum paßt dir diese seine Antwort vollkommen zu deinem Zwecke.

„Man muß sich in jedem Falle zu helfen wissen," sagte der Bauer, als er die gerösteten Blutegel verschlang, weil sie kein Blut saugen wollten.

---

36. Aphorismus.

Ueber das nun folgende Verhör, welches Jesus vor Pilatus zu bestehen hatte, können wir hier hinweggehen, nachdem ich dasselbe im Auszuge aus dem „Leben Jesu" bereits skizzirt habe.

Aber einen Gedanken drängt uns Renan noch in diesem 24. Capitel mit Gewalt auf, nämlich, daß der gute Freund des „armen Judas," dieses Urbildes aller Schacherjuden, mit dem Hause Israel überhaupt eine Freundschaft um jeden Preis unterhalten wolle.

Zuerst bemerkt Judas' Busenfreund, daß die „Mitglieder des Sanhedrin wohl nicht einen Augenblick sich's träumen ließen, daß ihre Söhne einst vor der gereizten Nachwelt die Schuld würden bezahlen müssen, über jenes Urtheil, das sie mit so sorgloser Gleichgültigkeit fällten." (pag. 282.) Darauf erklärt Renan, (pag. 291) daß man „bezweifeln könne," ob das wüthende Volk vor dem Hause des Pilatus wirklich gerufen habe: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder," aber, setzt er hinzu, diese Worte „sind dennoch der Ausdruck einer tiefen historischen Wahrheit;" und zuletzt versichert er (pag. 292) daß „jeder Jude, welcher um der Ermordung Jesu willen heute leidet, das Recht hat, sich darüber zu beklagen."

Nach diesen Herzensergießungen jammert Renan über die „Intoleranz" des Christenthums, fügt jedoch mit einem strafenden Blicke gegen seine sonstigen guten Freunde bei, daß das Christenthum diese Intoleranz vom Judenthume gelernt habe, da „der Pentateuch der erste Codex des religiösen Terrorismus"

war, und hätte das Christenthum, „anstatt die Juden zu verfolgen,“ lieber dieses Gesetz abgeschafft, „das seinen Stifter tödtete,“ so hätte es consequenter und besser gehandelt.

Es stünde kaum dafür, diese Phrasen auch nur eines einzigen Wortes zu würdigen, wenn sie nicht zufällig der concentrirte Ausdruck der Phrasenweisheit unserer Zeit wären.

Wenn das alte Judenthum auf Grund des Pentateuch, nach Renan's Meinung, „intolerant“ war, so trifft dieser vermeintliche Vorwurf jede bestimmt ausgesprochene Wahrheit, welche als solche die natürliche Feindin der Lüge ist. So lange also im Pentateuch das Gebot stand, daß es nur Einen Gott gebe, und daß dieser Eine Gott allein anzubeten sei, mußte das alte Judenthum jede gegentheilige Meinung als falsch und glaubensfeindlich verwerfen. Hätte dagegen das Christenthum, nach dem Rathe des neuen Evangelisten, den Pentateuch abgeschafft, so wäre das, abgesehen davon, daß es sich den Boden unter den eigenen Füßen entzog, nach Renan's Theorie selbst ein Verbrechen gewesen, und es ist unbegreiflich, wie er den Widersinn dieses sonderbaren Rathes nicht merken konnte. Der moderne Apostel predigt nämlich gegen Intoleranz und fordert dabei das Christenthum zu einem Acte der ärgsten Intoleranz heraus, indem er von ihm die Vernichtung des ganzen jüdischen Gesetzes verlangt. Wenn das nicht Intoleranz ist, so gibt es keine solche mehr in der Welt.

Ueberdieß beschuldiget Renan das Christenthum der Verfolgung des Judenthums. Ich weiß wohl, daß es einen Tag des Jahres gibt, wo die katholische Kirche öffentlich für die Juden betet, aber ich kenne in unserer ganzen Dogmatik so wenig als in unserer Moral und in unserem Kirchenrechte einen Satz, der eine solche Verfolgung anrathen, oder billigen, oder vertheidigen würde: und gerade Herr Renan scheint mir der Letzte zu sein, der das Recht hätte, gegen das Christenthum diesen Stein zu schleudern, denn es gab noch nie eine Zeit, wo es dem Christenthume beigefallen wäre, das jüdische Gesetz zu vernichten, wie Renan thun würde, wenn er dazu die

Macht besäße. Noch elender ist aber Renan's Behauptung, daß die „gereizte Nachwelt," also das Christenthum, den Juden heute noch das Verbrechen anrechnet und empfinden läßt, welches vor achtzehn Jahrhunderten der Sanhedrin zu Jerusalem beging. Der Jude ist vereinsammt in jedem Lande, in dem er lebt, das ist wahr, aber daran ist sein eigenes Gesetz schuld, das ihn zu einem Fremdling unter allen Völkern der Erde macht. Hierin aber liegt für ihn auch zugleich ein Theil jenes Druckes, der auf ihm lastet, unter christlichen Völkern ebenso, wie unter heidnischen. Der Jude lebt in China so isolirt, wie unter den Moslemim und in allen christlichen Ländern Europa's. — Den anderen Theil dieses Druckes aber hat der Jude durch jenen unseligen Wuchersinn auf sich geladen, der ihm den alten Römer so wenig zu seinem Freunde machte, als den Mann der heutigen Welt. Es mag bisweilen Ausnahmen gegeben haben, aber als Regel galt es nie in der Welt, daß man den Juden seiner Religion wegen verfolgte. Noch weniger aber fällt es der Welt heute bei, am Judenthume den Tod Christi rächen zu wollen, denn sonst wäre es unbegreiflich, wie der Mohamedaner und der Chinese ein Feind des Juden sein könnte.

Wenn Renan mit diesen Bemerkungen dem Judenthume einen Freundschaftsdienst erweisen wollte, so haben diese seine Freunde jedenfalls viel Ursache, das bekannte Gebet zu beten: Schütz' uns, lieber Gott, vor unseren Freunden u. s. w.

---

37. Aphorismus.

Jesus wird nun im 25. Capitel nach Golgatha hinausgeführt.

Ueber dieses Golgatha hat Herr Renan, der „Syrien selbst gesehen hat," mancherlei Bedenken. Jenen Ort, den man heute dafür ansieht, will er nicht als solchen gelten lassen. Um den Lesern einigen Respect beizubringen, und zugleich um ihnen zu beweisen, daß er Jerusalem mit eigenen Augen gesehen,

bemerkt er in einer Note (pag. 295): „Ich neige mich zu der Ansicht, den Ort, wo Jesus gekreuziget wurde, nach der äußeren Ecke zu verlegen, welche die jetzige Stadtmauer gegen Westen macht, oder nach den Hügeln, welche das Thal Hinnon oberhalb Birket-Mamilla beherrschen."

Diese Bemerkung mag allerdings den Gevattern Handschuhmachern gar sehr imponiren, die jeden Menschen als eine Naturseltenheit bewundern, der einmal eine Reise unternahm, welche das Maß eines gewöhnlichen Sonntags-Ausfluges überschreitet; wir Andern aber, die wir nicht zu dieser löblichen Gilde gehören, fragen keinen Deut darnach, ob ein Mensch die Hügeln oberhalb Birket-Mamilla gesehen hat oder nicht, denn durch diese Heldenthat hat er uns noch keinen Gegenbeweis für die verbürgte Wahrheit geliefert, daß jener Ort, den wir noch heute als den Ort der Kreuzigung verehren, wirklich das Golgatha des Evangeliums ist.

Wenn es hier meine Aufgabe wäre, über dieses Thema eine gründliche Abhandlung zu schreiben, so hätte ich eine sehr *leichte* Arbeit, da Professor Dr. Danko in seiner „Historia revelationis divinae V. T." (in der Einleitung S. 80) das nothwendige Material dafür vollständig zusammengestellt hat.

Die übrigen Ereignisse bei der Kreuzigung wurden bereits im Auszuge aus Renan's „Leben Jesu" angegeben, und daher will ich nur noch eine besonders eigenthümliche Stelle hervorheben, die wörtlich also lautet:

„Es scheint, daß ihn auch die beiden gekreuzigten Diebe an seiner Seite verhöhnten. Der Himmel war düster, die Erde, wie in der ganzen Umgegend von Jerusalem trocken und öde" (pag. 301).

Man merkt wohl, wo diese sonderbare Bemerkung eigentlich hinaus will. Sie soll uns die Finsterniß und das Erdbeben des Evangeliums erklären! — — Matthäus erzählt uns diese Begebenheit so:

„Jesus aber rief abermal mit lauter Stimme und gab den Geist auf. Und siehe, der Vorhang des Tempels zerriß von

oben bis unten in zwei Stücke, die Erde bebte und die Felsen spalteten sich, die Gräber öffneten sich, und viele Leiber der Heiligen, die entschlafen waren, standen auf. Und sie gingen nach seiner Auferstehung aus den Gräbern, kamen in die heilige Stadt, und erschienen Vielen. Da nun der Hauptmann und Jene, die bei ihm waren, und Jesum bewachten, das Erdbeben und das, was geschehen war, sahen, erschracken sie sehr und sprachen: Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen" (XXVII. 50—55).

Daraus macht nun unser Evangelist: „Der Himmel war düster, und die Erde trocken und öde!" —

Was doch dieser Hauptmann und seine Leute für sonderbare Käuze waren! Daß der Himmel düster ist, ereignet sich doch bei jedem Regenwetter, und wenn die Erde um Jerusalem trocken und öde gewesen sein soll, wie konnte sie dieser bekannte Umstand plötzlich zu dem Ausrufe bewegen: Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen!?

---

38. Aphorismus.

Jesus starb nun an der Berstung „eines Gefäßes am Herzen," und wurde, wie Renan im 26. Capitel erzählt, in das Grab gelegt. Weiter bemerkt unser Evangelist, daß Pilatus jenen Centurio, der bei der Kreuzigung commandirte, rufen ließ, um ihn über den wirklich eingetretenen Tod Jesu zu befragen. Sehr auffallend ist es hiebei, daß Renan, wenn er schon von diesem Hauptmanne redet, kein Wort von seiner obenerwähnten Aeußerung über Jesus sagt.

Der arme Evangelist befindet sich hier augenfällig in einer großen Verlegenheit. Christus war nicht der Sohn Gottes, das ist bei ihm eine ausgemachte Sache. Nun kommt ihm zuerst schon jene Aeußerung Christi von dem Hohenpriester in die Quere, mit der er sich aber leicht aus der Schlinge zu helfen weiß. — Es ist nicht wahrscheinlich, daß Jesus auf die Frage des Hohenpriesters eine Antwort gab. Damit

hat Renan diesen fatalen Beweis gegen ihn kurz beseitiget. Aber kaum ist er mit diesem Kunststücke fertig geworden, da ruft ihm schon wieder dieser römische Centurio in die Ohren: Wahrhaftig, dieser ist Gottes Sohn gewesen!

Was soll jetzt der arme Mann beginnen? Soll er wieder sagen: Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Centurio diese Worte ausrief? Das wäre doch gar zu abgebraucht, und es ist schon mißlich genug, wenn der weise Mann seinen wißbegierigen Lesern von Zeit zu Zeit die gewichtige Auskunft geben muß: „Das weiß man nicht!“ Wozu also sich einer neuen Verlegenheit aussetzen? Am besten ist es daher, über diese ganze Geschichte zu schweigen, wobei aber Herr Renan die alte Wahrheit vergaß, daß in solchen Fällen Schweigen auch eine Antwort ist.

---

39. Aphorismus.

Am Schlusse dieses Capitels erwähnt Renan die „sonderbaren Gerüchte“ von der Auferstehung Jesu. „Der Ruf: Er ist auferstanden! verbreitete sich wie ein Blitz unter seinen Schülern. Die Liebe bewirkte es, daß er überall leicht Glauben fand. Was ist vorgegangen? Das werden wir bei der Geschichte der Apostel zu erörtern haben, und dort den Ursprung der Legenden untersuchen, welche sich auf die Auferstehung beziehen. Das Leben Jesu endet sich für den Historiker mit seinem letzten Seufzer.“

Das ist gewiß eine feine Reclame, die Herr Renan für seinen versprochenen zweiten Band macht, und seine Leser müssen nun zuwarten, was er mit der Auferstehung zuletzt anfangen wird. Vor der Hand ist nur so viel gewiß, daß Christus nicht auferstanden ist, denn „nur die Leidenschaft einer Visionärin hat der Welt einen auferstandenen Gott gegeben.“ — Wir werden übrigens sehen, wie Herr Renan sein Pensum lösen wird. Wenn sich wieder ein guter Freund aus Israel vorfinden sollte, so werden wir wieder das Vergnügen haben, mit dem Talmud eine zweifelhafte Bekanntschaft zu machen, und wenn außerdem mit dem „Wahrscheinlich“

und „Vielleicht" noch ein Geschäft zu machen ist, so werden wir auch diese wieder dutzendweise um einen billigen Preis bekommen.

Aber auf Eins möchten wir Herrn Renan noch für seinen zweiten Band aufmerksam machen, denn er und sein Jude haben uns im ersten Bande den gründlichen Beweis geliefert, daß sie in der deutschen Literatur sehr schlecht zu Hause sind.

Es gab nämlich in Deutschland einen Mann, der hieß Lessing. Selbiger starb zu Braunschweig am 15. Februar 1781. Ehe er dieses Letztere ins Werk setzte, machte er viele Theaterstücke und — viele Schulden, und dieserwegen nahm ihn der Erbprinz von Braunschweig als Bibliothekar an die berühmte Wolfenbüttler Bibliothek. Als solcher gab er vom Jahre 1773 an verschiedene Schriften „aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek" heraus, und darunter auch die berüchtigten „Fragmente" gegen die Auferstehung Christi, welche zehn angebliche Widersprüche der Evangelien hierüber enthalten. In den zu Leipzig 1856 herausgegebenen Werken Lessing's stehen dieselben im 9. Bande, und dürften Herrn Renan bei Abfassung seines 2. Bandes besondere Dienste leisten. Bei uns in Deutschland ist Lessing allerdings unter der milchbärtigen Schuljugend schon bekannt, aber bei Herrn Renan können wir, nach seinen Antecedentien, diese Wissenschaft nicht voraussetzen, weßhalb er hiermit in freundschaftlicher Weise auf dieses Buch aufmerksam gemacht sei. Lessing, der Talmud, Einiges aus Sueton und Philo, nebst einem guten Freunde aus Israel, dürften zusammen wieder einen staatlichen Band geben, davon den vierten Theil und noch mehr die „Wahrscheinlich", „Vielleicht" und „Es scheint" einnehmen werden.

---

40. Aphorismus.

Nun bleiben uns zum Schluße dieser Aphorismen noch die beiden letzten Capitel des „Leben Jesu" übrig, die wir, da das Meiste derselben schon besprochen wurde, nur kurz zu erwähnen brauchen.

Das vorletzte Capitel erzählt die Schicksale der Feinde Jesu, davon wir die Meinung unseres Evangelisten über seinen guten Freund, den „armen Judas", bereits kennen. Der Selbstmord des Pilatus scheint ihm gleichfalls aus einer legendenartigen Quelle zu kommen. Auch „Antipater und Herodias verschwanden bald vom Schauplatze", und kamen in die Verbannung nach Spanien. „Wenigstens hundert Jahre mußten vergehen, bis der Name ihres ehemaligen unbekannten Unterthanen, der jetzt Gott geworden war, in diese fernen Gegenden drang, und über ihren Gräbern an den Mord Johannes des Täufers erinnerte." Nur einer von den Feinden Jesu starb „geehrt und geachtet", und zwar gerade jener Mann, der „wahrhaft an dem Tode Jesu schuld war", der Hohepriester Annas, der Führer der Orthodoxen und das Haupt der „reichen Priesterpartei."

Die Anspielung, welche in dieser feinen Bemerkung liegt, läßt sich wohl mit Händen greifen.

Endlich macht Renan im letzten Capitel eine allgemeine Reflexion über das Werk Christi.

Die Passionsgeschichte ist „im höchsten Grade aufrührerisch" und da die Civilgewalt „den Vorgang auf dem Calvarienberge sanctionirte", brachte sich der Staat selbst „den schlimmsten Schwertstreich bei." Im Judenthume selbst machte Jesus „keinen dauernden Eindruck", aber die Religion Jesu „ist in mancher Beziehung die definitive Religion," und auf diese Weise sind „Christenthum und Religion synonym geworden." Auf religiösem Gebiete bleibt Christus „immer der Schöpfer der reinen Gesinnung", und „in diesem Sinne sind wir alle Christen, selbst wenn wir uns von der Tradition lossagen".

Freilich war jene Zeit auch eine solche, wo „die ursprüngliche Natur eines Jeden sich entfalten konnte", und unsere, „von einer kleinlichen Polizei regierte Civilisation", kann uns hievon keinen Begriff geben. Elias würde nicht „durch das Thor der Tuilerien gelassen werden", und so erginge es auch Jesu, „dessen Person wir auf den Gipfel der menschlichen Größe stellen müssen." Dabei dürfen wir wohl über seine Wunder

hinweggehen, wenn vielleicht „unsere modernen Ideen" dadurch verletzt werden. „Der redliche und milde Marc Aurel, der demüthige und sanfte Spinoza, welche nicht an Wunder glaubten, waren frei von manchen Fehlern, denen Jesus unterworfen war," und doch blieben „Marc Aurel und seine Lehren ohne dauernden Einfluß auf die Welt."

Uebrigens ist das Christenthum „nicht die That eines einziges Menschen, denn daran hat die ganze Menschheit gearbeitet"; die „hohe Originalität des Gründers bleibt aber demungeachtet hiebei unangetastet." Endlich darf man auch nicht übersehen, daß die Zeit, in der Christus geboren wurde, für ihn sehr günstig war, „denn was die Zeit der Blüthe Griechenlands für die Künste, das war das Jahrhundert Jesu für die Religion." Die Welt genoß „einer großen Freiheit" und Jesus selbst konnte frei herumziehen, während er nach unseren heutigen Verhältnissen „wohl zwanzig Mal vor das Polizeigericht gekommen wäre." Zuletzt aber war auch sein Tod für ihn eine Wohlthat, denn „man stelle sich Jesus vor, wenn er genöthigt gewesen wäre, bis zu seinem sechzigsten Jahre die Last seiner Göttlichkeit zu tragen!" —

Diese „erhabene Person" kann man „wohl göttlich nennen," obgleich sie auch „nicht sündenfrei war." Jesus hatte „dieselben Leidenschaften zu bekämpfen, wie wir; kein Engel Gottes hat ihn gestärkt, sondern sein gutes Gewissen; kein Satan hat ihn versucht, außer der, den Jeder in seinem Herzen trägt." — „Wahrscheinlich ist es auch, daß man viele seiner Fehler verheimlichte." Dennoch aber „wird Jesus nie übertroffen werden" und unter „den Söhnen der Menschen wird kein größerer geboren werden, als Jesus." — Das sind die erbaulichen Schlußgedanken Renan's, die wohl, wie der Blindgeborne im Evangelium, alt genug sind, um für sich selbst zu reden. Demungeachtet aber dürften ihnen einige Nebenbemerkungen eben nicht schaden.

Für Herrn Renan scheint das höchste Heil des Menschen in der möglichsten Ferne von aller Polizei zu liegen. Elias und

Jesus sind für ihn glückliche Menschen, weil es zu ihrer Zeit keine Polizei gab, und daher ist blos die Nichtexistenz der Polizei vor achtzehn Jahrhunderten an der Existenz des Christenthums schuld. Wenn man sich dabei erinnert, daß Herr Renan in seinem Leben auch schon einmal in einer schlimmen Stunde die Erfahrung machte, daß es eine Polizei gebe, so ist diese Herzensergießung sehr leicht erklärlich.

Aber außer diesem Einen Glücke der damaligen Zeit, die man nach Renan das goldene Zeitalter der nichtexistirenden Polizei nennen könnte, genoß diese Zeit, nach der Ansicht unseres Evangelisten, noch ein anderes Glück: sie war nämlich eine Zeit „der großen Freiheit.“ — Ich weiß nicht, wie fein oder wie grob das Compliment ist, welches hier das Mitglied der Academie dem neuen „französischen Kaiserreiche“ macht. Octavianus Augustus hatte eben die alte römische Republick niedergeworfen, und als erster römischer Kaiser seinen Willen zum Gesetze gemacht, obwohl er die alten Formen als beliebte Spielereien, des Volkes wegen, noch beibehielt. Und das nennt Renan die Zeit „der großen Freiheit.“ — Das Compliment dieses Ausdruckes ist sehr leicht zu verstehen.

In dieser Zeit wird nun Jesus geboren, der „auf dem Gipfel der menschlichen Größe steht“, und doch ist er ein Mensch der Sünden, der Fehler und der Leidenschaften, der in manchen Beziehungen selbst unter Marc Aurel und Spinoza steht. — Wie ist dieses Räthsel zu lösen? Auf diese Frage gibt er nun Eine Antwort, nämlich die bekannte classische Auskunft Renan's: Das weiß man nicht!

So sehr aber auch Christus „auf dem Gipfel der menschlichen Größe steht“, so ist doch das Christenthum nicht seine That allein, sondern „die ganze Menschheit hat daran gearbeitet“, und endlich war es noch gut, daß er bei Zeiten starb, denn er hätte „die Last der Göttlichkeit“ nicht Jahre lang mehr tragen können.

Als Judas seinen Meister verrieth, sagte er: Was wollt' ihr mir geben, wenn ich ihn überliefere? — als ihn Petrus

verleugnete, beschwor er vor einem Weibe: Wahrlich, ich kenne diesen Menschen nicht! — und als Pilatus ihn, und mit ihm das ganze Volk verhöhnen wollte, schrieb er an's Kreuz: Jesus von Nazareth, der König der Juden! — Aber der „fünfte Evangelist" verräth und verleugnet und verhöhnt ihn auf eine ganz andere Weise, indem er der Welt verkündet: Das Christenthum war nicht sein Werk, und der Tod mußte ihn vor Schmach und Schande retten.

So sieht jener Christus aus, den uns der Evangelist unsers Jahrhunderts zeichnet.

V.

Renan und seine Freunde.

Da die Gegner Renan's diejenigen sind, welche an der Spitze dieses Buches stehen, so ist es nicht mehr als billig, daß nun seine Freunde den Schluß machen. Man soll doch nie die Höflichkeit ganz außer Acht lassen. Aber nebst den Regeln der Höflichkeit habe ich noch einen andern Grund für dieses Verfahren.

Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgangen sein, daß ich außer der Hinweisung auf die Widerlegung seiner bisherigen Gegner, den „fünften Evangelisten" in einer zweifachen Weise zu widerlegen suchte, nämlich zuerst auf ganz objektive Weise in dem gegebenen Auszuge des „Leben Jesu" im zweiten Abschnitte, und darauf durch die Widersprüche des neuen Evangeliums selbst, in dem voranstehenden Abschnitte.

Diesen beiden Arten will ich nun in diesem letzten Abschnitte ganz kurz eine dritte Art der Widerlegung beifügen, die unser neue Evangelist durch seine eigenen guten Freunde erfahren soll. Ich will nämlich trotz alledem und alledem annehmen, Herr Renan sei ganz und gar in seinem Rechte, und überdieß will ich ohneweiters voraussetzen, daß auch seine Freunde ganz und gar in ihrem Rechte seien. Unparteiischer kann man wahrhaftig seinen Gegnern gegenüber nicht mehr sein. Ueberdieß will ich von seinen guten Freunden nur zwei berücksichtigen, und zwar gerade jene zwei, welche ihre Darstellung des Lebens Jesu, nach ihrer eigenen Behauptung, aus alten Handschriften genommen haben, und um dieser Unparteilichkeit die Krone aufzusetzen, ist von

diesen Zweien der Eine ein Jude und der Andere ein Protestant.

Vor der Confrontirung dieser drei Herren wird es aber gut sein, dem Leser die beiden eben Genannten erst vorzustellen, bevor wir sie unserem alt bekannten Renan gegenübersetzen.

Im Izehoer Wochenblatt wurde am 9. Juli 1853 ein Werk unter folgendem Titel angekündiget: „Geschichte des Rabbi Jeschua ben Joszef hanoozri, genannt Jesus Christus". Das Werk enthält eine ganze Reihe von Gotteslästerungen und Schmähungen gegen das Christenthum, ohne daß übrigens der Verfasser dieser eigenthümlichen Lebensgeschichte Jesu sich genannt hätte, als welcher sich aber später unzweifelhaft der jüdische Buchhändler Heilbutt zu Altona herausstellte. Durch die Tendenz dieses in vier Bänden erschienenen Werkes fühlte sich die österreichische Regierung veranlaßt, bei der dänischen Klage zu führen, und so wurde dasselbe am 1. Februar 1857 mit Beschlag belegt. Bei dem folgenden Processe wurde Heilbutt in erster Instanz verurtheilt, in zweiter Instanz aber, aus unbekannten Ursachen, wieder freigesprochen, ohne daß ihm übrigens seine Kosten und sein weiterer Schaden, der ihm angeblich aus der Beschlagnahme des Buches erwuchs, vergütet worden wäre.

So viel in möglichster Kürze über die äußere Geschichte dieses Buches.

Das Werk selbst ist, wie schon sein Titel sagt, eine Lebensgeschichte Jesu. Als seine vorzüglichsten Quellen nennt der Verfasser ein altes hebräisches Manuscript, welches er aber nicht selber veröffentlichte, sondern, wie er behauptet, nur benützte, ohne die Citate des Originales selbst beizufügen. Nur versprach er, (Vorrede S. IX) hierüber eine besondere „Denkschrift" zu schreiben, die aber meines Wissens bis heute noch nicht erschienen ist. Pedantische Leute sind freilich der unmaßgeblichen Meinung, daß der Jude Heilbutt sehr gut thun würde, wenn er sich die Mühe nehmen

wollte, lieber gleich das Original zu veröffentlichen, denn es gibt in der Welt Leute, die gewissen Herren gegenüber etwas hartgläubig sind, und sich daher unterstehen, trotz der Versicherung des Herrn Heilbutt, an die Existenz dieser hebräischen Handschrift gar nicht zu glauben. Herr Heilbutt nennt zwar seine alte Handschrift sehr oft, aber er citirt sie nie wörtlich, und das erregt bei vielen Leuten gar viele Bedenken.

Was nun mich selbst betrifft, so muß ich sagen, daß ich Herrn Heilbutt gar nicht kenne, und daß er mich demzufolge auch noch nie belogen hat, es müßte denn mit seinem Buche geschehen sein, und daher will ich an seine hebräische Handschrift so fest glauben, wie ein Moslem an das Wort seines Propheten.

Legen wir also, aus Gefälligkeit gegen den Juden Heilbutt, auf seine hebräische Handschrift ein besonderes Gewicht, das uns auch für alle seine Behauptungen maßgebend sein soll.

Als eine weitere Quelle nennt Heilbutt den Talmud, ohne den man, wie er (1. Bd. S. 39) behauptet, die „neutestamentlichen Bücher" gar nicht erklären kann. Freilich gibt er zu, (4. Bd. S. 198) daß der Talmud eine „unsinnige, lächerliche, und theilweise sogar unmoralische und verderbliche Tendenz habe", dennoch aber soll Jesus selbst (S. 235) aus dem Talmud geschöpft haben, wie dasselbe auch seine Apostel (S. 394 u. 412) thaten. — Letzteres ist offenbar eine sehr starke Privatansicht eines Juden, der um jeden Preis den Talmud schon vor seiner Geburt will existiren lassen.

Allein lassen wir diese Frage aus dem Spiele, um uns an die Thatsache zu halten, daß auch Heilbutt, so gut wie Renan, für seine Darstellung den Talmud als vorzügliche Quelle nennt. Zugleich aber ist das wieder ein Beweis, wie wenig Renan in der Literatur seines eigenen Faches bewandert ist, wenn er behauptet, (pag. XIV) daß man „in der Geschichte des Ursprungs des Christenthums bisher den Talmud zu sehr vernachlässigte."

Als weitere Quelle seines Werkes nennt uns Heilbutt: (1. Bd. S. 41) „Rabbinische Quellen und Parallelen zu neutestamentlichen Schriftstellern" von F. Nork, und außerdem benützt er auch den Koran.

Aus der deutschen Literatur verwendet er Schiller's „Sendung des Moses", das „Leben Jesu" von Strauß, die „historischen Enthüllungen über die wirklichen Ereignisse der Geburt und Jugend Jesu", die „historischen Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu", B. Bauer's Kritik der Evangelien und die Wolfenbüttler Fragmente von Lessing. Außerdem citirt er sogar (1. Bd. 252 u. s. w.) Voltaire und zuletzt die Apokryphen.

Diese Quellen allein deuten uns schon den Charakter dieses Werkes an, und das Auffällige dabei ist, daß die meisten derselben auch von Renan benützt wurden. Uebrigens bleibt die Hauptsache bei Heilbutt immer sein sagenhaftes hebräisches Manuscript.

Außer dieser gemeinschaftlichen Quellenbenützung ist zwischen Renan und Heilbutt noch eine andere äußere Aehnlichkeit, soferne nämlich die „Wahrscheinlich" und „Vielleicht" und „Es scheint" bei diesem eine so große Rolle spielen, wie bei Jenem.

Es wird zum Beweise genügen, von jeder dieser Spezies der modernen Argumentationen aus Heilbutt's Werke nur wenige Beispiele hervorzuheben.

Wahrscheinlich war Moses Gattin eine Araberin. — Jesus war wahrscheinlich ein persönlicher Freund des Gamaliel. — Die in der Schrift genannten Brüder Jesu waren wahrscheinlich seine leiblichen Brüder. — Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Darstellung Jesu im Tempel zu Jerusalem geschah. — Die Taufe Jesu gehört wahrscheinlich der Mythe an. — Es ist wahrscheinlich, daß die Vorhersagungen Jesu erdichtet sind. — Es ist nicht wahrscheinlich, daß mit Christus zwei Missethäter gekreuzigt wurden. — Die Geschichte mit der Seitenwunde Jesu ist wahrscheinlich erdichtet. u. s. w. u. s. w. Ich könnte noch ganze Seiten von solchen „Wahrscheinlich" voll schreiben.

Gehen wir nun zur Spezies der „Es scheint" über. — Es scheint, daß Moses nicht lange am ägyptischen Hofe sich aufhielt. — Es scheint unmöglich, die Erzählungen des Mathäus und Lucas mit einander in Einklang zu bringen. — Johannes scheint Jesum für den Messias gehalten zu haben. — Die Berufung der Apostel vom Fischernetze weg, scheint der Sage anzugehören. — Der eigentliche Vater Jesu scheint aus den höheren Ständen gewesen zu sein. — Jesus scheint in Alexandrien die griechische Sprache erlernt zu haben. — u. s. w. u. s. w.

Gehen wir von der eintönigen Aufzählung dieser „Es scheint" zur letzten Spezies der „Vielleicht" über.

Vielleicht kannten sich Jesus und Johannes schon vor der Taufe Jesu. — Vielleicht wohnte Jesus zu Kapharnaum im Hause des Petrus. — Vielleicht sind die Erzählungen über den Tod des Judas mythischen Ursprunges. — u. s. w.

Diese wenigen Beispiele mögen zum Beweise genügen, daß bei Herrn Heilbutt die „Wahrscheinlich" und „Vielleicht" und „Es scheint" so wohlfeil sind, wie bei Renan, und auf diese gegenseitige Geistesverwandtschaft müssen wir ein um so größeres Gewicht legen, weil wir später sehen werden, wie sich diese beiden guten Freunde in den wichtigsten Fragen geradezu widersprechen.

Vorher aber will ich zur allgemeinen Charakterisirung des Heilbutt'schen Werkes noch einige besondere Gedanken desselben über das Christenthum, über den Messiasglauben und den Erlösungstod, sowie über einige Reformvorschläge desselben für eine Weltreligion, herausheben.

Das Lehrsystem des Rabbi Jesu ist zu unterscheiden von dem Systeme des „Christosthumes" (1. Bd. Vorwort XI.) — um Heilbutt's Ausdruck zu gebrauchen, — denn nicht Jesus, sondern Paulus ist der eigentliche Schöpfer des Christenthums. (1. Bd. S. 278.)

Vermöge jener Geistesverwandtschaft zwischen Renan und Heilbutt, auf die ich soeben hindeutete, hat Letzterer auch

die löbliche Gewohnheit des Ersteren, jeden Gedanken, den er einmal in einem Winkel seines Gehirns aufstöberte, seinen Lesern bis zum Ueberdruße zu wiederholen, und so kommt es denn auch, daß wir mehr als zwanzig Male von Herrn Heilbutt zu hören bekommen, daß „der Wahn" des Christenthums von Paulus ausgesonnen wurde, und daß Jesus in seinem Leben von diesem Lehrsysteme gar keine Ahnung hatte.

Daraus folgt denn weiter, daß Jesus — oder Rabbi Jeschua, wie Heilbutt constant sich ausdrückt — nicht der Messias — oder nach Heilbutt's Ausdrucke: der Maschiach — war, und der Name Christus, den sich Jesus im Leben nie beilegte, wurde erst von Paulus erfunden. „Diese Theorie ist" wie Heilbutt (1. Bd. S. 163) sagt, „leider in den Hörsälen der Universitäten, auf den Kanzeln der Kirchen und in den Kinderschulen eingebürgert"; ja der Name Christus, den Paulus erfand, ist sogar lächerlich, denn er heißt nicht anders, als „der Angestrichene" (1. Bd. S. 316): und so kam zu den unzähligen andern griechischen Göttern jetzt auch ein „angestrichener Gott".*) So gelangt Heilbutt zu dem Schluße (1. Bd. S. 209): **Niemals gab es einen Messias oder Christus und niemals wird ein Messias oder Christus erscheinen,** — welchen Gedanken er nach alter lieber Gewohnheit immer vom Neuen wiederholt.

Ueber den Opfertodt Christi aber sagt er (3. Bd. S. 82) „**Es ist eine Schande, daß es der fortschreitenden Wissenschaft und Civilisation zweier Jahrtausende noch nicht gelungen ist, diese Theorie als verderblichen Wahn zu beseitigen.** — So urtheilt ein Jude über das Christenthum!

Was Israel mit dem Christenthume anfangen würde, wenn es die Macht dazu hätte, läßt sich hieraus leicht entnehmen, aber Herr Heilbutt ist selbst so freundlich, uns zu

---

*) In der 2. Auflage, nach seinem Processe, ließ der Jude Heilbutt diesen empörenden Ausdruck weg, aber für den Haß des Juden gegen Christus ist dieser Ausdruck sehr bezeichnend.

sagen, (4. Bd. S. 384 u. s. w.) wie er Christenthum und Judenthum sammt allen übrigen etwaigen Systemen amalgamiren würde, wenn er die Welt erlösen müßte.

Das „mosaische Religions-System" würde er im Allgemeinen beibehalten, und von den alttestamentlichen Schriften, die „keine göttliche Offenbarung enthalten", nur „einen Auszug" veranstalten. Statt des Sabbat würde er den Sonntag einsetzen; die „christlichen Feste" müßten wegfallen, und aus den jüdischen Festtagen würde er ein Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterfest machen. Der Neujahrstag allein sollte begnadigt werden. Die Feier des Abendmahls müßte aufhören, und dafür ein „allgemeiner Versöhnungstag" bestimmt werden. Der Gottesdienst hätte in Gebet, Predigt und Gesang zu bestehen, und statt der Taufe bliebe „eine Eintragung in die Civilregister und eine Danksagung für die überstandenen Gefahren der Wöchnerin." Die Confirmation wäre beizubehalten, aber „möglichst auszubilden" und die Schließung der Ehe würde rechtsgiltig durch „eine Eintragung in die Civilregister." Der Beistand für die Sterbenden endlich müßte den Familien überlassen bleiben.

Das wären die Grundzüge des neuen religiösen Systemes des neuen Messias, genannt B. M. Heilbutt, und seines Zeichens Buchhändler zu Altona.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik dieses „sechsten Evangeliums" wollen wir nur noch auf die Frage reflectiren, zu welchem Zwecke es eigentlich geschrieben wurde? — Der Evangelist antwortet darauf selbst in dem Worte: „An die hohe Holsteinische Ständeversammlung", das er dem 1. Bande seines Werkes vorgedruckt hat (S. 31) also: „Der Zweck ist die Beförderung des Friedens, der thätigen Menschenliebe und die Versöhnung."

Dagegen war freilich das Holsteinische Obergericht einer anderen Meinung, welches in §. 2. seines „Klageantrages" unter Anderm sagte: „Die Absicht des Herausgebers ist keine andere, als Geldgewinn, und für diesen Zweck hat er die

Mittel gut genug gewählt, wenn sie nur nicht unerlaubt wären."

Dieser Bescheid des Holsteinischen Obergerichtes war jedenfalls ein wenig unartig, denn wenn Herr Heilbutt mit seinen Blasphemien und mit seinen gemeinen Ausfällen gegen das Christenthum „den Frieden, die Versöhnung und die thätige Menschenliebe" befördern wollte, wie konnte man hinter diesen heroischen Absichten einen Geldgewinn vermuthen? Allerdings jammerte Herr Heilbutt in aller Welt, mittelst einer eigenen Broschüre, über den Geldverlust, den er durch den Proceß erlitt; aber das war zuverlässig nur ein augenblicklicher Ausbruch jener Nationalschwäche, die bei Herrn Heilbutt, vermöge seiner Abstammung, an seinem Geldsacke und nicht an seinem Herzen haftet, und somit ist es ungeachtet des obergerichtlichen Vorwurfes gewiß, daß Herr Heilbutt sein Buch lediglich — für diese einigen Gulden Gewinn, nebst etwas Menschenliebe und Versöhnungsdrang schrieb.

Diese kleine Schilderung des Werkes „Rabbi Jeschua ben Joszef hanootzri" mußte ich nothwendig vorausschicken, um den Leser mit diesem Einen guten Freunde unsers Herrn Renan einigermaßen bekannt zu machen, und jetzt will ich es versuchen, auch den zweiten Geistesbruder unsers „fünften Evangelisten" ein wenig vorzustellen.

Zu Leipzig im Verlage von Christian Ernst Kollmann, erschien im Jahre 1849 eine Broschüre unter dem Titel: „Wichtige historische Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu. — Aus einer lateinischen Abschrift des Originals übersetzt."

Dieses Original soll ein Brief „des Aeltesten der Essäer zu Jerusalem an den Aeltesten der Essäer zu Alexandrien" sein, der aus den ersten Jahren der christlichen Zeitrechnung, kurze Zeit nach der Kreuzigung Jesu, geschrieben wurde.

Der „Uebersetzer", der sich aus einer unbegreiflichen, oder, wenn man lieber will, aus einer sehr begreiflichen

Ursache nicht nannte, erzählt in dem Vorworte, daß zu Alexandrien, in einem ehemals von griechischen Mönchen bewohnten Gebäude, durch ein Mitglied der Abyssinischen Handelsgesellschaft eine alte Pergamentrolle aufgefunden wurde. Kaum aber war die Entzifferung dieser Schrift von einem zufällig anwesenden Gelehrten angefangen worden, als ein Missionär im fanatischen Eifer die Zerstörung des Dokumentes versuchte, weshalb nur Theile desselben gerettet wurden. Eine wörtliche Abschrift „des lateinischen Urtextes“ kam später „auf maurerischem Wege nach Deutschland.“ — „Der beim Funde anwesende Gelehrte, ein Franzose, hat den Urtext in den Besitz der französischen Akademie zu bringen gesucht, und wenn dieses noch nicht geschehen sein sollte, so mögen die Intriguen mehrer französischer Beamten, namentlich die Jesuiten Mission in Aegypten, daran Schuld sein, indem diese von Anfang an darauf hinarbeiteten, die Spur dieser Dokumente zu vertilgen.“ Um die Glaubwürdigkeit dieses „alten Dokumentes“ zu bezeugen, erinnert der „Uebersetzer“ daran, daß die Essäer „nach ihren Ordensregeln immer die strengste Wahrheit sprachen und schrieben“ und da dieser Orden „in der heutigen Freimaurerei seine letzten Nachklänge zurückgelassen hat,“ so wäre es jedenfalls sehr unbillig, wenn man an der Wahrheit der in dem „alten Dokumente“ enthaltenen Thatsachen zweifeln wollte.

Demungeachtet aber mochte der „Ueberseßer“ von der Gläubigkeit der Welt sehr geringe Begriffe haben, da er in seinen zu Ende der Broschüre angehängten „Schluß-Bemerkungen“ schon voraussieht, daß jene Leute, „die ein Stück vom Kreuzesholze oder vom vermeintlichen Rocke Jesu als wunderthätige Reliquien verehren, über den aufgefundenen Brief des alten Essäer herfallen und ihn der Unechtheit beschuldigen würden.

Endlich sagt der „Ueberseßer“ in einem Nachworte zur fünften Auflage:

„Wenn übrigens nach dem Wege gefragt wird, auf welchem durch Vermittlung pythagoräischer Gesellschaften, das Manuscript zur Oeffentlichkeit gekommen ist, so

wird das später, wenn die lateinische Abschrift, die sich bereits jetzt in Paris befinden wird, im Originale vervielfältiget werden sollte, von selbst aufklären." *)

Zugleich theilte er zum Schluße noch die wichtige Neuigkeit mit, daß in Alexandrien auch noch ein anderes, in griechischer Sprache geschriebenes Dokument, aufgefunden worden sei, welches Berichte über die Jugendjahre Jesu enthält. Diese Schrift sei „aus den fanatischen Händen des Missionärs gerettet", befinde sich jetzt ebenfalls im Besitze der abyssinischen Handelsgesellschaft und werde in kurzer Zeit in einer deutschen Uebersetzung erscheinen.

Wirklich erschien auch diese Schrift zu Leipzig bei Christian Ernst Kollmann 1849 unter dem Titel: „Historische Enthüllungen über die wirklichen Ereignisse der Geburt und Jugend Jesu. — Aus einer wortgetreuen Abschrift des alten Originals übersetzt".

Der „Uebersetzer" war auch dießmal so bescheiden, sich nicht zu nennen. In dem Vorworte aber theilte er mit, daß sich das Original in den Händen „eines französischen Gelehrten und Mitgliedes des Institutes" befinde, und daß er (der „Uebersetzer") eine Abschrift davon zur Uebersetzung in's Deutsche und in's Französische, **) durch einen Herrn M. aus Triest erhalten habe.

Ueber die äußere Form beider Broschüren sei hier nur Eine Bemerkung gemacht, daß beide in sehr sonderbarer Weise gerade an der rechten Stelle eine Lücke haben. In der Ersten beginnt nämlich der „Brief des alten Essäers" mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Geburt Jesu und seinen Ein-

*) Zu dieser Stelle sei hier nebenbei angemerkt, daß der „Uebersetzer" sehr klug handeln würde, wenn er in Zukunft, bevor er wieder „lateinische Originale" übersetzt, einen Cursus in der deutschen Sprachlehre machen möchte, was ihm offenbar sehr dringend anzurathen wäre.

**) Warum denn diese französische Uebersetzung nicht lieber gleich dieser französische Gelehrte selbst besorgte?

tritt in den Orden der Essäer, worauf der „Ueberſetzer" S. 16 die Anmerkung macht:

„Hier befindet ſich eine große, von der Zeit zerſtörte Lücke*) im Originale, deren Entzifferung aus den noch ſichtbaren Schriftreſten nicht möglich geworden war."

Hierauf beginnt die „Ueberſetzung" ſogleich mit der Scene, wie Jeſus durch das Thor von Jeruſalem nach Golgatha ſein Kreuz hinausträgt.

Dieſe „durch die Zeit zerſtörte Lücke" wird aber ſehr merkwürdiger Weiſe ganz durch die zweite Broſchüre ausgefüllt, welche die Geburt und das Leben Jeſu gerade wieder bis zu jener Zeit erzählt, wo er ſeinem Tode nahe iſt, worauf zum Schluße (S. 89) die Anmerkung folgt: „Hier bricht die alte Urkunde plötzlich ab."

Iſt das nicht wunderbar? Zwei „alte Handſchriften" von denen die Eine eben dort abbricht, wo die Andere beginnt, und wo die Eine eine Lücke hat, da wird dieſelbe genau durch die Andere ausgefüllt.

Man ſage da noch, daß es in der Welt keine Wunder mehr gebe!

Nun aber mögen einige kurze Bemerkungen zu dem Vorſtehenden hier Platz finden.

Man braucht nicht einmal „ein Stück vom Kreuzesholze und dem vermeintlichen Rocke Jeſu als wunderthätige Reliquien zu verehren", ſondern nur ein Menſch von ganz gewöhnlicher Sorte zu ſein, um gegen dieſes Märchen von den zwei alten Handſchriften gewaltige Bedenken zu haben.

Nehmen wir an, durch den „fanatiſchen Eifer eines Miſſionärs" ſei das ganze alte Dokument zerſtört worden, nachdem

*) Der früher dem „Ueberſetzer" gegebene gute Rath, über einen Curſus in der deutſchen Sprachlehre, ließe ſich auch hier wiederholen, denn wenn in dem Originale wirklich eine Lücke war, ſo wurde dieſe durch die Zeit gemacht aber nicht zerſtört!!!

sich der französische Gelehrte davon eine Abschrift gemacht hatte, was könnte denn diesen Gelehrten hindern, daß er seit sechzehn Jahren auch nicht eine einzige Zeile dieses Dokumentes veröffentlicht, was doch für die Welt von ungeheurer Wichtigkeit wäre?

Allein der „Uebersetzer" hat schon vorgebeugt, denn wenn die Veröffentlichung in Paris nicht erfolgen sollte, so sind daran die Jesuiten in Aegypten schuld! So schrieb der „Uebersetzer" schon vor sechzehn Jahren, und man muß gestehen, daß dieser unbekannte Herr ein großer Prophet ist, denn seine Vorhersagung ist wirklich eingetroffen, und die Jesuiten in Aegypten haben es bis heute verhindert, daß von dieser wichtigen Schrift auch nur Eine Zeile veröffentlicht wurde, ungeachtet von der ersten Urkunde wenigstens die Abschrift, wenn nicht das Original selber, von der zweiten aber ganz gewiß das Original sich in den Händen eines Mitgliedes des Instituts in Paris befindet.

Hier wäre es nun erlaubt, das Bedenken zu haben, warum denn der Herr „Uebersetzer" nicht jene Abschriften des Originals bisher veröffentlichte, da sie sich doch in seinen Händen befinden? Sollten denn „die Jesuiten in Aegypten" auch bis nach Leipzig mit ihren fürchterlichen Armen zu reichen im Stande sein?

Aber man weiß es ja, welche Allmacht nach Gutzkow und Genossen diese schrecklichen Jesuiten in der ganzen Welt besitzen, und warum sollten sie nicht auch den armen Mann, — der zwar die „Uebersetzung" glücklich in die Welt hereingeschmuggelt hat, ohne von den Jesuiten ertappt zu werden, — jetzt hindern können, seine Abschriften der Originale in der Ursprache zu publiciren? Bei Gott und den Jesuiten ist ja Alles möglich!

Alles das zugegeben, steht aber zuletzt noch ein anderes und zwar sehr gewaltiges Bedenken da. Jener Gelehrte nämlich, der diese beiden Manuscripte auffand, welche für das Leben und den Tod Jesu von so großem Gewichte sind, ist ein Mitglied der französischen Akademie, und Herr Renan, wie wir wissen, genießt eben dieselbe Auszeichnung, auch

ein Mitglied derselben Akademie zu sein. Wie kommt es aber jetzt, daß Renan diese beiden für ihn so wichtigen Schriften gar nicht kennt, ja, daß er sie nicht ein einziges Mal erwähnt, obwohl sie ihm in vielen wichtigen Punkten — wie wir später sehen werden — geradezu widerspechen? Als Renan sein „Leben Jesu" schrieb, konnte und mußte er doch wissen, daß Einer seiner Collegen seit sechzehn Jahren schon im Besitze von zwei für ihn so wichtigen Dokumenten aus den ersten Jahren der christlichen Zeitrechnung ist, und „die Jesuiten" mochten da „intriguiren" so viel sie wollten, so konnten sie absolut nicht verhindern, daß der Eine Akademiker dem Andern von seinen kostbaren Schriften erzählte, und daß dieser sich auf sie bezog, auch wenn der Erstere durchaus nicht im Stande sein sollte, dieselben zu veröffentlichen.

Dieses Bedenken ist so gewaltig, daß ein starker Glaube dazu gehört, um heute noch von der Existenz dieser alten Handschriften überzeugt zu sein. Als man im Jahre 1849 dem „Uebersetzer" hierin nicht glauben wollte, und als namentlich die „Sion" ihre gewichtigen Argumente gegen die Echtheit dieser Handschriften geltend machte, da wurde der Herr „Uebersetzer" entsetzlich grob, und da zuletzt auch der protestantische Kirchenrath Wohlfarth eine Gegenschrift veröffentlichte, da ging vollends alle Geduld des Herrn „Uebersetzers" zu Ende.

Wir aber wollen zu den starken Gläubigen gehören, an denen der Herr „Uebersetzer" seine Freude haben soll, und während alle übrige Welt sagt, der Herr „Uebersetzer" sei ein Lügner und ein Betrüger, und wie derlei Complimente, die man für gewöhnlich einem solchen Menschen gibt, sonst heißen mögen: so wollen wir fest und unerschütterlich an die Echtheit seiner beiden alten Handschriften glauben, nur mit der einzigen Ausnahme, daß wir für diesen Glauben auch nicht einen Pfennig zur Steuer bezahlen wollen.

So haben wir also zwei gute Freunde und Bundesgenossen Renan's, die Jeder ein „Leben Jesu" schrieben wie er, nur mit dem Unterschiede, daß die beiden guten Freunde aus alten

Handschriften ihre Beweise haben, während wir an Renan nur den philosophischen Evangelisten des jetzigen Jahrhunderts vor uns haben.

Wie ich nun bereits angedeutet habe, will ich meine Unparteilichkeit gegen diese drei Evangelisten: Renan, Heilbutt und den „Uebersetzer" der „Enthüllungen", bis zum Aeußersten treiben, und allen dreien vollkommen recht geben. Eben so will ich allen dreien bis auf's letzte Wort vollständig glauben und zwar dem Ersten, weil er der Evangelist unsers Jahrhunderts ist, und den beiden Andern, weil sie so drohend mit ihren alten Handschriften ausgerüstet erscheinen.

Nun stellen wir alle drei neben einander, wie sie sind.

Renan sagt: Jesus war zu Nazareth geboren, Heilbutt nimmt gleichfalls (2. Bd. S. 88) seine Geburt zu Nazareth „als geschichtliche Thatsache an", die „Enthüllungen" über die Geburt Jesu sagen dagegen (S. 21 ff.) bestimmt: er war in Bethlehem geboren.

Renan behauptet entschieden: Josef war der wirkliche Vater Jesu; — eben so bestimmt aber behauptet Heilbutt: „Josef war nicht der natürliche Vater Jesu, aber er gab ihn für seinen Sohn aus;" (2. Bd. S. 45) und außerdem nennt uns Heilbutt nach dem Talmud einen Mann mit Namen Pandria (2. Bd. S. 36) als Vater Jesu, — während die „Enthüllungen" der Geburt eben so sicher behaupten (S. 18) der Essäer Euphanias sei als der Vater Jesu zu betrachten.

Nach Renan's Meinung war Jesus nicht aus dem Stamme David's; seine beiden Mitevangelisten des Aufklärungsjahrhunderts, Heilbutt (4. Bd. S. 121) und der „Uebersetzer" der „Enthüllungen" (S. 15) geben uns aber auf Grund ihrer „alten Handschriften" die bestimmteste Versicherung des Gegentheiles.

Renan's Evangelium will uns beweisen, daß Jesus mehrere Brüder und Schwestern hatte, daß aber die bei Matthäus (XIII. 55) genannten seine Vettern waren, wogegen

Heilbutt (2. Bd. S. 32) auch diese die leiblichen Brüder Jesu nennt, und der „Uebersetzer" der „Enthüllungen" nennt wieder (S. 42) zwei davon, Jakobus und Judas, die Vettern Jesu, als Söhne der Maria, des Weibes des Alphäus. Diesen Alphäus wieder hielt Renan, nach dem Evangelium, für eine und dieselbe Person mit Kleophas, während der „Uebersetzer" der „Enthüllungen" unter diesen beiden Namen zwei verschiedene Personen begreift.

Renan findet zur Zeit Christi in Judäa keine Spur von griechischer Philosophie, wogegen bei Heilbutt (4 B. S. 132) „die Lehren des Plato und Aristoteles in Judäa immer bekannter und beliebter wurden," und „die Meinungen der griechischen Philosophen einen entschiedenen Einfluß auf die Lebensansichten und Handlungsweisen der Juden hatten."

Nach Renan lebte Hillel 50 Jahre vor Jesus, während ihn Heilbutt (4. Bd. S. 140) zu einem Zeitgenossen und sogar zu einem Lehrer Jesu nimmt, ganz im Widerspruche zu Renan, der seinen Zimmermann ohne Lehrer aufwachsen läßt. Ja Heilbutt geht noch weiter, er läßt Jesus in Alexandrien leben, die griechische Sprache erlernen und mit Philo oft zusammensitzen und die hl. Schrift lesen, während er nach Renan weder griechisch verstand, noch je in seinem Leben Philo gesehen hat. Ueberhaupt ist Jesus nach Heilbutt ein vollendeter Philosoph, der sogar (2. B. S. 330) „eine hochberühmte philosophische Schule stiftete" und ein gelehrtes Mitglied des Sanhedrin war, während ihn Renan zu einem naturwüchsigen galiläischen Bauer macht, über den die Gelehrten zu Jerusalem lächeln. Wieder im Gegensatze zu diesen beiden Evangelisten unseres Jahrhunderts macht der Dritte Jesus zu einem Verbündeten des Ordens der Essäer, der schon in einen hohen „Grad" eingetreten war, und von da auch all' seine Kenntnisse hatte; während in dieser Frage Renan seinem werthen Collegen geradezu widerstreitet und von einer Beziehung Jesu zu den Essäern nichts weiß, Heilbutt aber bestimmt erklärt (4. Bd. S. 151) daß Jesus „nie ein eigentliches Mitglied" des

Ordens der Essäer war. So sagt der moderne Evangelist der seine Argumente aus der hebräischen Handschrift nimmt, während sein College, mit dem griechischen Urtexte, umständlich die Aufnahme Jesus in den Essäer-Orden beschreibt, und in den „Enthüllungen über die Todesart" (S. 59) bemerkt, daß er seine ganze Lehre aus diesem Orden habe.

Renan läßt Jesus, dem Johannes gegenüber, eine untergeordnete Stellung einnehmen, und Letzteren an der messianischen Sendung Christi zweifeln, bei Heilbutt ist dieses Verhältniß umgekehrt, und Johannes von der Messiaswürde Christi vollkommen überzeugt. In den „Enthüllungen über die Todesart Jesu" (S. 12) nehmen dagegen Johannes und Jesus wieder eine ganz gleiche Stellung im Orden der Essäer ein.

Renan erzählt als ein ganz bestimmtes Faktum die Taufe Jesus durch Johannes; noch umständlicher erzählen die „Enthüllungen über die Geburt Jesu" diese Begebenheit, indem sogar ein Gewitter und ein Blitzstrahl, der eine wilde Taube aufscheucht, zu Hilfe genommen werden, um diese Begebenheit zu erklären. Der Evangelist mit der hebräischen Handschrift aber ist einer ganz entgegengesetzten Ansicht, indem er diese Begebenheit geradezu in das Bereich der Mythe verweiset, (2. Bd. S. 152) und so von einer solchen Taufe absolut nichts wissen will.

Auch die Versuchung in der Wüste ist nach Heilbutt eine reine Mythe, da es ja gar keinen Teufel gibt (2. Bd. S. 158 und 171); Renan aber geht dieser ganzen Geschichte sehr vorsichtig aus dem Wege, während sein College, der „Uebersetzer", gerade hierin sehr weitläufig ist, und in den „Enthüllungen über die Geburt und Jugend Jesu" (S. 80 und ff.) auf mehreren Seiten erzählt, wie ein gewisser Sadoc vom hohen Rathe, ein Feind Jesu und ein Freund Judas des Gauloniten, in die Wüste kam, um ihn zu versuchen.

Renan will uns Jesus als einen Revolutionär herstellen, während Heilbutt gerade das Gegentheil davon zu beweisen sucht (4. Bd. S. 210, 211 und 335). Ebenso schildert uns Renan Jesus als einen Communisten und einen Feind

der Reichen, während Heilbutt einer ganz entgegengesetzten Ansicht ist (4. Bd. S. 330); und während nach Renan Jesus gar keine klare Vorstellung von dem Wesen des Menschen und dem Unterschiede von Körper und Geist besaß, hat Jesus nach Heilbutt (2. Bd. S. 357) „das Princip von der Unsterblichkeit der Seele in seiner ganzen Reinheit vorgetragen."

Nach Renan sind die Wunder Jesu zum Theile Betrug, und zum Theile lassen sie ganz natürliche Erklärungen zu. In den „Enthüllungen" über Geburt und Jugend lernte Jesus von den Essäern „der Natur heimliche Kraft, der Kräuter Balsam und Heilstoff und der Steine Macht;" und so wirkte er seine Wunder. Dagegen schreibt Heilbutt alle Wundererzählungen der Mythe zu, z. B. Die Heilung der Besessenen (2. Bd. S. 277) und die Teufelaustreibungen (2. Bd. S. 286) dann die Todtenerweckungen (2. Bd. S. 302) u. s. w.; wogegen unser Mann mit der hebräischen Handschrift anderwärts freilich wieder einer andern Meinung ist und von natürlichen Erklärungen redet, wie z. B. bei der schon früher besprochenen Verwandlung des Wassers in Wein (4. Bd. S. 212) oder bei der Heilung des Knechtes des Hauptmannes von Kapharnaum (4. Bd. S. 230) u. s. w.

Am Gräulichsten aber widersprechen sich unsere drei Evangelisten gegenseitig dort, wo wir an die Leidensgeschichte Christi kommen.

Schon über die Geschichte des letzten Einzugs in Jerusalem liegen sich zwei von unsern Evangelisten, Renan und Heilbutt in den Haaren. Der Erstere läßt den Einzug wirklich geschehen, bei dem Andern ist diese ganze Geschichte eine leere Erdichtung (2. Bd. S. 350). Nun aber fängt der Widerstreit unserer drei Evangelisten mit aller Gewalt an.

Nach Renan fand das letzte Abendmahl wirklich statt, der „Uebersetzer" schweigt ganz darüber, und Heilbutt findet in den Evangelien Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche, und hält die ganze Erzählung für erdichtet (3. Bd. S. 3) u. s. w.

Renan läßt Jesus zum Verhöre vor den hohen Rath und vor Pilatus geführt werden; gegen das Erstere wehrt sich Heilbutt mit allen möglichen Gründen, die er anführt, um seine

Glaubensgenossen von dem Antheile an dem Tode Jesu freizusprechen. (3. Bd. S. 66 u. s. w.) Das ganze Verhör im Hause des Hohenpriesters ist unwahrscheinlich, die Erzählung von dem Hahnenrufe ist eine Sage „von kindisch-märchenhafter Tendenz“ (3. Bd. S. 74) u. s. w. Im Gegentheile ist die ganze Verurtheilung einzig und allein von der römischen Behörde ausgegangen. Um der Sache einen möglichst starken Nachdruck zu geben, erzählt Heilbutt (4. Bd. S. 343 u. s. f.) wie Jesus durch ein anonymes Schreiben beim Kaiser Tiberius in Rom denuncirt wurde, wodurch also der Verrath des Judas entfällt, und der „arme Judas“ nach Heilbutt so unschuldig ist, wie nach Renan. Hierin stimmen beide edle Evangelisten überein. Nun saß eines Abends Jesus mit seinen Schülern eben bei einem „fröhlichen Mahle“; da wurde plötzlich die Thüre aufgerissen und ein Centurio trat herein, mit den Worten: „Ich habe den Auftrag, Dich zu verhaften“, worauf er den Verhaftsbefehl vorlas, den Heilbutt (S. 353) wörtlich mittheilt. Darauf wird Jesus zu Pilatus geführt, und dort folgt ein ganz modernes Verhörsverfahren, das Heilbutt abermals wörtlich mittheilt, wobei Pilatus ganz nach der Weise eines modernen Untersuchungsrichters sagt: Dein Name? — Dein Stand? — Dein Alter? — Dein Geburtsort! — u. s. w. Endlich theilt Heilbutt auch wörtlich das Todesurtheil mit, das auffallender Weise wieder in sehr modernem Style abgefaßt ist, indem die einzelnen Sätze beginnen mit: „In Erwägung, daß — in Erwägung, daß — u. s. w. wird der Angeklagte zum Tode verurtheilt.“

Man sieht hieraus, daß das alte hebräische Manuscript des Herrn Heilbutt die Dinge sehr umständlich und genau erzählt.

Hiermit stehen sich also die beiden modernen Evangelisten in diesem Berichte gerade feindlich entgegen; aber gegen diesen zweiten steht wieder unser dritter Evangelist, der „Uebersetzer“, auf, der zwar das Verhörsverfahren ganz übergeht, aber in den „Enthüllungen“ über die Todesart Jesu (S. 17 u. s. w.) mit besonderem Nachdruck immer heraushebt, daß es die Trabanten des Sanhedrin, und nicht die römischen Soldaten waren, die Jesus zum Tode führten, und daß der Hohepriester selbst die Tempelwache zum Grabe stellte.

Den Namen Golgatha leitet ferner Renan von der Gestalt des Berges her, wogegen Heilbutt behauptet (3 Bd. S. 84): die traurige Bestimmung habe diesem Orte den Namen gegeben.

Was endlich die Kreuzigung selbst betrifft, so gibt Renan zu, daß zwei Missethäter mit gekreuziget wurden, während Heilbutt das (3. Bd. S. 86) für unwahrscheinlich erklärt.

Aber auch über den Tod Jesu selbst sind unsere drei modernen Evangelisten in einem harten Kampfe begriffen. Renan läßt bekanntlich Jesus sterben und in das Grab gelegt werden. Dies gibt Heilbutt durchaus nicht zu. Jesus war nicht todt, sondern nur von einer „tiefen Ohnmacht" befallen (1. Bd. S. 262 u. 284). Die Geschichte von dem Zerreißen des Tempelvorhangs und dem Erdbeben ist eine pure Dichtung (3. Bd. S. 92) eben so wie die Erzählung von dem Lanzenstiche und dem Zerschlagen der Beine (3. Bd. S. 98). Jesus ist also nicht gestorben und er wurde auch gar nicht begraben (3. Bd. S. 182); denn wäre er gestorben gewesen, so wäre eine Auferstehung unmöglich, da Niemand, bei einer richtigen Ansicht über das Verhältniß von Seele und Leib, überhaupt an eine Auferstehung glauben kann. (3. Bd. S. 150.) Darum tragen auch die Auffassungen der Evangelisten hierüber „das Gepräge des Widerspruchs und der Unwahrheit an sich". (3. Bd. S. 171.) Somit reducirt sich zuletzt die ganze Erzählung darauf, daß Josef von Arimathäa und Nikodemus Jesum vom Kreuze weg in ein sicheres Asyl brachten (3. Bd. S. 190), und darum ist auch die Erzählung von der Himmelfahrt eine reine Mythe.

So behauptet Heilbutt im Gegensatze zu Renan. Aber wir haben noch unseren dritten Evangelisten, den „Uebersetzer" der „Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu", der in einigen Punkten mit Heilbutt übereinstimmt, in andern aber nicht, und somit wieder gegen beide ehrenwerthe Collegen ist.

Nach ihm ist Jesus zwar ebenfalls nur scheintodt (S. 26 u. s. w.), aber die Geschichte mit dem Erdbeben ist vollkommen wahr (S. 20), so wie auch die Erzählung von dem Lanzenstiche, indem ein Soldat einen Speer nahm, und damit „oberflächlich über die linke Hüfte" fuhr (S. 25), so daß Blut und Wasser heraus

floß. Auch wurde Jesus wirklich in das Grab gelegt (S. 28) und die Grotte „mit Aloe und stärkenden Reizstoffen" ausgeräuchert, damit die Lebenskraft geweckt würde, welche Vorkehrungen auch, nebst dem folgenden Erdbeben, beitrugen, Jesum wieder zum Bewußtsein zu bringen. Später kam ein Bruder (S. 30) in einem weißen Kleide über den Felsen, und da glaubten die „feigen Knechte des Kaiphas" Jesus sei erstanden. Jesus wurde nun in ein nahes Haus der Essäer geführt, und dort gepflegt. Später bestellte er seine Jünger auf den Oelberg, wo er zum letzten Male mit ihnen sprach, und als des Abends der Nebel kam, ging er über den Berg, starb hierauf, und wurde von der Bruderschaft am todten Meer begraben; jedoch weiß man die Stelle nicht genau. — So erzählt der dritte moderne Evangelist im Gegensatze zu seinen beiden anderen Collegen.

Nur in möglichster Kürze habe ich hier einige von den Widersprüchen dieser drei sonderbaren Evangelisten herausgehoben, die sich auf die wichtigsten Momente aus dem Leben Jesu beziehen, und es wäre sehr leicht, noch hundert Beispiele solcher gegenseitiger Widersprüche aufzuzählen; aber was ich hiermit beweisen will, wird aus dieser gedrängten Zusammenstellung schon vollkommen einleuchten.

Wir haben es hier, wie ich schon bemerkte, mit Freunden Renan's zu thun, die in derselben Richtung, wie er, Feinde des Evangeliums sind, und siehe da, wenn wir einem Jeden vollkommen glauben wollen, und wenn wir die Behauptung eines Jeden unangetastet stehen lassen, so fressen sich die Herren selbst gegenseitig auf, wie die zwei Löwen in der Fabel, von denen zuletzt nur mehr die beiden Schweife übrig blieben. — Auf einem solchen Boden kann doch offenbar die Wahrheit nicht zu suchen sein. Wo die guten Freunde in derselben Sache sich als Feinde gegenüber stehen, da muß es wahrlich schlecht um die Freundschaft, und noch schlechter um die Wahrheit ihrer Sache stehen.

Ich denke, wenn wir Judas den Verräther heute wieder zum Leben erwecken, und aus ihm drei einzelne Personen machen könnten, so würden wir ungefähr drei solche Evangelisten erhalten, wie die eben geschilderten, in deren Evangelien es nur einen einzigen „Unschuldigen und Heiligen" gäbe, nämlich „den armen Judas" selber,

und alles Uebrige in diesen Evangelien wäre Täuschung, Betrug und Mythe. Da aber diese Judaserweckung nicht möglich ist, so haben die drei eben gezeichneten Evangelisten dem neunzehnten Jahrhunderte ausgeholfen, um ihm den erhenkten Judas des ersten Jahrhunderts dreifach zu ersetzen.

Nach meiner Ueberzeugung könnte ein Mensch allen Glauben an die Wahrheit des Evangeliums verloren haben, und er müßte diesen Glauben wieder zurückerhalten, wenn er diese Inconsequenz, diese Widersprüche und diese gegenseitige Feindschaft der Feinde des Evangeliums unter sich selber sieht. Dort kann unmöglich die Wahrheit sein, wo der gegenseitige Widerspruch ein Naturgesetz geworden ist. Drei Männer können in einzelnen, minder wichtigen, subjektiven Anschauungen zuweilen auseinander gehen, das ist möglich, auch wenn es Jeder ehrlich mit der Wahrheit meint; aber es ist unmöglich, daß sich drei Männer, wie dies mit den eben Gezeichneten der Fall ist, in wichtigen Thatsachen und in nothwendigen Wahrheiten beständig widersprechen, und dabei Freunde der Einen Wahrheit bleiben können. Sie sind alle Drei Lügner und Betrüger, und wer mit Ihnen gute Freundschaft halten will, den möchte ich aus tausend Gründen nicht zu meinem Freunde haben, wovon der erste der ist, daß ich einen Verräther an der Wahrheit für eine Freundschaft gar nicht fähig halte. Die übrigen neun hundert neun und neunzig Gründe sind dann sehr leicht zu errathen.

Hiermit will ich meine kurze Widerlegung des „fünften Evangelisten" schließen, denn ich sehe nicht ein, wie man einen Menschen erschlagen wollte, oder erschlagen könnte, denn seine guten Freunde schon erschlagen haben. Ich kann auch, nach der altheidnischen Formel, seiner Asche keinen Frieden wünschen. Herder sagt wohl, daß es Leute gibt, die schon vor ihrem Tode sterben, aber zu diesen kann Renan noch nicht gehören, da er uns ja für nächstens einen zweiten Band in Aussicht stellte. Vielleicht können wir dann seiner Asche den Frieden wünschen.

Inhalt.

Druck von Ludwig Mayer in Wien.

Wiesinger, Albert

Aphorismen gegen Renan's Leben Jesu

Wien 1864